

**DIE SCHWEIZ ALS ERZÄHLUNG.
NATIONALE UND NARRATIVE IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN IN MAX
FRISCHS *STILLER, WILHELM TELL FÜR DIE SCHULE* UND *DIENSTBÜCHLEIN***

Értekezés a doktori (Ph.D.) fokozat megszerzése érdekében
az irodalomtudomány tudományágban

Írta: Pabis Eszter okleveles angol nyelv és irodalom, német nyelv és irodalom szakos tanár

Készült a Debreceni Egyetem irodalomtudományok doktori iskolája
(Magyar- és összehasonlító irodalomtudomány programja) keretében

Témavezető: Dr.
(olvasható aláírás)

A doktori szigorlati bizottság:

elnök: Dr.
tagok: Dr.
Dr.

A doktori szigorlat időpontja: 200... ..

Az értekezés bírálói:

Dr.
Dr.
Dr.

A bírálóbizottság:

elnök: Dr.
tagok: Dr.
Dr.
Dr.
Dr.

A nyilvános vita időpontja: 200... ..

Inhaltsverzeichnis

I. „ Er hat uns gelehrt, dass Schweiz Sprache werden kann“. Max Frisch und der Kanon des <i>kritischen Patriotismus</i> (Einleitung).....	2
I.1. Die konstruierte Wirklichkeit der Nation: die nationale Identität als narrative Identität.....	6
I.2. Schriftlichkeit als Medium nationaler Identitätskonstruktion in der Neuzeit.....	12
I.3. Schriftliche und mündliche Medien nationaler Identität in der Neuzeit.....	22
I.4. Nation und Nationalisierungsprozesse in der Schweiz	
I.4.a. Identitätskonstruktion in der Nationalgeschichtsschreibung.....	32
I.4.b. Die mündlich-multimediale Realisierung der Nation: Schweizerreisen, Schützenfeste, Festspiele, Landesausstellungen und der 1. August.....	39
I.4.c. Literaturgeschichtsschreibung und das Problem einer „Schweizer Literatur“.....	51
I.5. Nation und Identität nach der Ablösung von Schrift und Druck durch die digitalen Medien.....	59
II.1. <i>Stiller</i>	
II.1.1. Die <i>Identität</i> des Erzählers - Merkmale der Erzählhaltung und der Fokalisierung und ihre Konsequenzen auf die Identität der Figur.....	73
II.1.2. Bohnenblust als Karikatur der substantiellen Konstruktion von der nationalen und der Ich-Identität.....	79
II.1.3. Geschlechterrollen und Erinnerungsorte im Text.....	86
II.1.4. „<i>Er nahm es an, Schweizer zu sein.</i>“ – Die „Rezeption“ der Aufzeichnungen im <i>Nachwort des Staatsanwalts</i>.....	99
II.2. <i>Wilhelm Tell für die Schule</i>. Die Demontage des Tell-Mythos als Subversion substantialistischer Identitätskonstruktion	
II.2.1. Die produktive Rezeption und die nationale Aneignung der Tell-Geschichte. Friedrich Schillers <i>Wilhelm Tell</i> in der Schweiz.....	106
II.2.2. Der schillersche Hypotext als „Modell“ der Konstruktion nationaler Gemeinschaften.....	114
II.2.3. Die Satire von Frisch als Dekonstruktion des schillerschen Textes.....	120
II.2.4. Parodie der Rhetorik der Nationalgeschichtsschreibung im Erzähldiskurs	125
II.2.5. Die Perspektive der Kinder und die Kanonisierung des Textes.....	132
II.3. <i>Dienstbüchlein</i>. Armee und Nation: das Ende einer Symbiose als Quelle der narrativen Identität	
II.3.1. Das Militär als „Schule der Nation“ und als „Schule der Männlichkeit“. Zum „Sonderfall“ der Schweizer Armee.....	137
II.3.2. Das Dilemma des Erinnerens – „Wissen“ und „Glauben“ im <i>Dienstbüchlein</i>.....	142
II.3.3. Die Nation und ihre Sprache.....	149
II.3.4. Persönliche Identität. Die Armee als Gegenwelt zur Zivilgesellschaft.....	158
III. Fazit und Ausblick auf weiterführende Perspektiven der Forschung.....	164

I. „ Er hat uns gelehrt, dass Schweiz Sprache werden kann“. Max Frisch und der Kanon des *kritischen Patriotismus* (Einleitung)

„Mir ist, als hätten wir mit ihm eine ganze Literatur verloren, als sei das, was wir gern oder ungern als Schweizer Literatur empfanden, mit ihm zu Ende. Kein anderer hat so hartnäckig darauf beharrt, dass Schweiz ein Thema sei. Von ihm haben wir das Thema. Er hat uns gelehrt, dass Schweiz Sprache werden kann“ (Bichsel 1991: 25). Mit Peter Bichsels Worten am Totenfeier von Max Frisch am 9. April 1991 lässt sich der Ausgangspunkt der vorliegenden Ausführungen beschreiben, die den Versuch unternehmen, das Verhältnis zwischen der „Schweiz“ und der „Sprache“, zwischen der narrativ strukturierten, sprachlich und sozial entworfenen Nation und der „explizit“ narrativen, literarischen Narration näher zu betrachten. Andererseits kommt im Zitat zum Vorschein, dass Max Frisch als ein beinahe zum Mythos gewordener „Nationalautor“ der Schweiz kanonisiert wurde, dessen Tod man als literarische „Zäsur“ interpretiert, dessen Texte mit dem umstrittenen Begriff einer „Schweizer Literatur“ in Verbindung gebracht werden. Dementsprechend werden u.a. die Schweiz, das Politikum als konstante „Themen“ seines Œuvres betrachtet und als allgemeine Interpretationsfaktoren seiner Texte eingesetzt¹, was seit der Verwendung des Begriffes „kritischer Patriotismus“ in den 60er Jahren fort dauert – seit dem merkwürdigen Versuch der Kanonisierung des Subversiven als „aufbauende Kritik“ oder als gemeinsamer Wesenszug der „Schweizer Literatur“ (Kapitel I.4.c.).

Das erste derartige Vorgehen findet man in Karl Schmid's Untersuchung über Frisch's Unbehagen im Kleinstaat aus dem Jahre 1963 (Schmid 1963), deren Ergebnisse sich als fort dauernde Richtlinien diesbezüglicher Arbeiten auch noch in den 80er Jahren durchsetzten. Die erste dieser „Tendenzen“ der Kanonisierung von Frisch als „kritischer Patriot“ ist die Berufung auf die Enge des Kleinstaates als Grund für die kritische Haltung des Autors. So begründet Schmid Frisch's „Rebellion“ gegen „das Eingesperrte und Einsperrende der bürgerlichen Welt“ damit, dass „sein Dasein in der Schweiz Frisch früh schon als *Haft* verstanden [hat]“ (Schmid 1963: 174, 171). Jürgen Petersen beschreibt ein für Frisch charakteristisches Spannungsverhältnis ähnlicherweise als die Konfrontation der als „weit“ empfundenen USA und der als „begrenzt“ empfundenen Schweiz (Petersen 1978: 7). Auch Hans Jürg Lüthi stellt fest:

¹ Davon zeugt auch die Ausgabe aller Frisch-Texte zum Thema Schweiz 1990 bei Suhrkamp unter dem Titel *Schweiz als Heimat?. Versuche über 50 Jahre*. (Hg. von Walter Obschlager, Frankfurt a. M. :Suhrkamp).

„Die Grundspannung zwischen schweizerischer Enge und fremder Weitem, zwischen Hier und Dort erweist sich als ein Erlebnismuster, das in wechselnden Erscheinungsformen im Werk von Max Frisch immer wieder hervortritt und in den vielen Geschichten vom Ausbruch aus der unerträglichen Enge in das ferne Paradies thematisch geworden ist: es ist das eigentlich schweizerische Thema bei ihm“ (Lüthi 1981: 104-105).

Schmids Deutungen fügen sich am deutlichsten in die Diskussion um den Diskurs in der – auch von Paul Nizon „diagnostizierten“ – Enge hinein, der genau genommen die bekannten Topoi des Alpenmythos mit dem Bild der unerträglichen Enge der Schweiz ablöst. Rhetorisch verfahren jedoch beide – die Berufungen auf die Alpen als Grund der Freiheit, Demokratie, Wehrhaftigkeit (I.4.a.) und auf die Enge als Grund des kritischen Patriotismus – grundlegend ähnlich, nämlich so, dass sie durch die metaphorische Interpretation einer geographischen Gegebenheit einen gemeinsamen Nenner der Nation, eine integrative Substanz zu legitimieren suchen.² Der zweite Grundzug der Behandlung des Verhältnisses von Frisch und der Schweiz in allgemeinen Monographien ist die Parallelisierung von literarischen Thematisierungen der Ehe und der Heimat. Auch dieses Verfahren ist schon bei Schmid zu beobachten, der die Ehe, die bürgerliche Gesellschaft und die Nation als Formen der (oben zitierten) Haft beschreibt, die „das Leben des Individuums schmälern“ (Schmid 1963: 171): „Die Ehe und die Scheidung der Ehe um der Freiheit willen sind nicht weniger als das Modell für die Bindung an die Nation und für die Scheidung von ihr – um der Freiheit willen“ (Schmid 1963: 177). Ähnlicherweise schreibt Beatrice von Matt: „Zwischen der Liebe zur Heimat und der Liebe zu Frauen gibt es Parallelen. Die gesuchte, geliebte Heimat, die gesuchten, geliebten Frauen versagen vor den radikalen Forderungen der männlichen Protagonisten“ (von Matt 1992: 148). Das Verhältnis der Ehe und der Nation wurde im 19. Jahrhundert grundsätzlich als ungestört und synekdochisch vorgestellt: die Ehe hatte als Modell der Nation zu fungieren, indem sie die von „oben“ von der Nation unterstützte bürgerliche Moral auch von „unten“ bestätigte (Mosse 1987: 30). Die obigen Deutungen weisen dahingegen darauf hin, dass diese Symbiose zwischen der bürgerlichen Ehe oder Familie und der Nation zwar erhalten, jedoch radikal umfunktionalisiert wurde, da beide als zwingende und daher als zu bekämpfende Identifikationsangebote empfunden werden. Als dritte Interpretationsrichtung von Frischs

² Mit dem Alpenmythos wird die nationale Identität essentialistisch, als „Nationalcharakter“ konstruiert, während die Diskussion um den Diskurs in der Enge sich auch auf konkrete Textanalysen berufen kann. (Der

„Ehe mit der Heimat“ (Schmid 1963: 195) ist die Verbindung der Problematisierung nationaler Identität mit jener der persönlichen Identität. Diese letztere ist nur selten auf die Ebene der Figuren bezogen (wie bei von Matt 1992: 145); sie liefert eher psychologisierenden Deutungen Anlass, wofür Schmid ein radikales Beispiel bietet. Er interpretiert den Kleinstaat als „Modell für den mutlosen Menschen“, der z.B. die Neutralität daher ärgerlich findet, „weil in ihr etwas zu einem kollektiven Werte umstilisiert erscheint, woran man als an einer individuellen Schwäche leidet“ (Schmid 1963: 191). Die Berufung auf den empirischen Autor Max Frisch scheint eine gewöhnliche Strategie der Interpretation seiner „kritischen“ Textstellen zu sein; nach von Matt kann man „zwischen seinen Stellungnahmen und seinen dichterischen Schöpfungen“ nicht streng trennen (von Matt 1992: 141) und nach Hermann Burger wirkt „das Engagement Frischs in seinen Stücken und Romanen nie literarisch“ (Burger 1971/72: 749). Thorbjörn Lengborn stellt sogar die identischen Zitate aus Frischs Essayistik und dem Roman *Stiller* nebeneinander (Lengborn 1972: 179-189).

Der Untersuchungsgegenstand – Frischs Texte und die Schweiz – kommt damit in der Tat der interpretatorischen Neigung entgegen, die fiktionale Literatur und eine „reale“ Schweiz (die die „Enge“ und auch den empirischen Autor Frisch umfasst) zu vermengen, ohne dabei den Grund dieses Verfahrens zu erläutern, nämlich den narrativen Charakter der Nation und des literarischen Textes. Dies trifft auch auf jene Arbeiten zu, die überwiegend in den 70er Jahren entstanden sind (als Frisch sich in dem *Wilhelm Tell für die Schule* und dem *Dienstbüchlein* wieder literarisch mit der Schweiz auseinandersetzte), und die auf das Verhältnis des Schriftstellers und der Schweiz fokussieren. Thorbjörn Lengborns zeit- und ideengeschichtlich bzw. motivanalytisch orientierte Untersuchung *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz: eine Studie zur Behandlung der Gesellschaftsproblematik bei Zollinger, Frisch und Dürrenmatt* (1972)³ gebraucht die Begriffe des schweizerischen „Volkscharakters“ oder „Staatsgedankens“ ohne Reflexion über ihre Instrumentalisierung in der Konstruktion der Nation. Damit bleibt das Verhältnis zwischen der Nation und dem literarischen Text auch in dieser eingehenden Untersuchung auf die Paraphrasierung der „Gesellschaftskritik“ beschränkt, was auch darauf zurückzuführen ist, dass die meisten diesbezüglichen Analysen in den 70er Jahren das Wort „Nation“ als Synonym für die Gesellschaft, als allgemeiner Begriff für kollektive Identität verwenden, wodurch ihr

Widerspruch zwischen dieser Rhetorik der Interpretation und der veränderlichen, polyvalenten literarischen Konfigurationen ist freilich nicht zu übersehen).

³ Andere Untersuchungen sind Hans Bänzigers *Zwischen Protest und Traditionsbewusstsein. Arbeiten zum Werk und zur gesellschaftlichen Stellung Max Frischs*. (Bern: Francke, 1975), Malcolm Penders *Max Frisch. His work*

narrativer Charakter und die Veränderungen ihrer neuzeitlichen Konstruktionsweisen im 20. Jahrhundert notwendigerweise versteckt bleiben. Der Grund hierfür scheint aber offenbar auch darin zu liegen, dass die theoretische Fundierung der Nationen- und Nationalismusforschung eigentlich erst in den 80er Jahren begann, als man infolge des – im Kapitel I.5. näher erläuterten – politischen und medialen Wandels der westlichen Kulturen ein postnationales und post-schriftliches Zeitalter systematisch zu behandeln begann. In der vorliegenden Arbeit werden diese gängigen Theorien der Nation und Nationalisierung mit den Einsichten von Paul Ricoeurs Theorie der narrativen Identität ergänzt (I.1.), um darauf basierend einerseits die medialen Bedingungen und die Wandlungen der narrativen Konstruktion der Nation Schweiz in der nationalen Geschichts- und Poesieschreibung oder in ihrer Rezeption in den mündlichen Foren der Identitätsstiftung zu erfassen (Kapitel I.). Im zweiten Teil der Untersuchung (Kapitel II.) sollen die (intertextuellen) Bezüge zwischen den – im ersten Teil erläuterten – Narrativen der Nation und den narrativen Strategien und der Rezeption von literarischen Texten geklärt werden, womit die Leistung von den behandelten Texten, von den Gebieten der narrativen Performanz in der Tradierung und/oder Subversion von nationalen Mythen, ihr dynamisches Verhältnis mit der narrativen Identität der Nation geklärt wird. Damit soll andererseits gezeigt werden, inwieweit die aktuellen kulturwissenschaftlichen Deutungsansätze (*nation and narration*) neue Perspektiven auf das – in dieser Hinsicht als paradigmatisch betrachtbare – Werk Max Frischs eröffnen, und zugleich, dass die Bedeutung dieses Werks sich nicht allein in einer kritischen Reflexion über das Herkunftsland erschöpft, sondern sich darin die nationalsprachlichen, mythengeschichtlichen, subjektkritischen Aspekte im Rahmen einer narrativen Sinnstiftung und Kohärenzbildung auf eine bislang weniger erforschbare Weise verschränken.

Der untersuchte Textkorpus besteht aus den Prosatexten *Stiller* (1954), *Wilhelm Tell für die Schule* (1970) und *Dienstbüchlein* (1973), die je besondere Aspekte der summarisch skizzierten Problematik erfassen. Im Roman *Stiller* werden das Analogieverhältnis zwischen der Identität des Erzählers, der Figur und der nationalen Identität bzw. ihre substantiellen und narrativen Konstruktionsweisen und ihre Verschränkungen mit den jeweiligen Geschlechterrollen näher betrachtet und im *Wilhelm Tell für die Schule* wird die Rhetorik der Nationalgeschichtsschreibung subvertiert. *Das Dienstbüchlein* wird in dem Kontext von den Texten *Blätter aus dem Brotsack* (1940) und *Schweiz ohne Armee?* (1989) interpretiert, die das Militär, die „Schule“ der Nation und der Männlichkeit thematisieren. Zugleich bedeuten

and its Swiss background (Stuttgart: Akademischer Verlag Heinz, 1979) und Manfred Schuhmanns *Der Autor als Zeitgenosse. Aspekte in Max Frischs Werk*. (Frankfurt a. M.: Lang, 1979).

gerade diese (explizit aufeinander bezogenen) drei Texte auch „Wegmarken“ von dem Œuvre von Frisch: sie markieren den Anfang der schriftstellerischen Tätigkeit in den 40er Jahren, die direkte Thematisierung der Nation in literarischen Texten am Anfang der 70er Jahre, die zusammen mit dem *Stiller* zur Kanonisierung von Frisch als *kritischer Patriot* wesentlich beigetragen hat. Die *Schweiz ohne Armee?* ist der letzte Text von Frisch, dessen Rezeption aber – im Gegensatz zu jener der vorherigen Texte – wesentlich von derjenigen öffentlichen Thematisierung des nationalen Identitätswandels bestimmt ist, die Frisch schon in den 50er Jahren (u.a. mit der Streitschrift *achtung: die Schweiz!*) zu initiieren versuchte.⁴

I.1. Die konstruierte Wirklichkeit der Nation: die nationale Identität als narrative Identität

Zahlreiche Theoretiker der Nation- und Nationalismusforschung – Eric Hobsbawm (Hobsbawm 1990: 183), Tom Nairn (Nairn 1997: 47-57) und Hans-Ulrich Wehler (Wehler 2001: 12) – greifen auf Hegels Bild von der Eule der Minerva zurück, um die ungefähr seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts andauernde lebhafteste Diskussion über die Nation zu erklären. Die Eule beginnt ihren Flug nämlich in der Dämmerung, die sich in diesem Kontext auf die zunehmende Herausforderung der Nation von den regionalen und transnationalen (gesamteuropäischen) „Konkurrenzformen“ der Vergemeinschaftung bezieht. Die Hochkonjunktur der Publikationen zum Thema ‚Nation‘ unterliegt keinem Zweifel: erinnert sei hier nur an das – häufig als *annus mirabilis* bezeichnete – Jahr 1983, als die bahnbrechenden Arbeiten von Benedict Anderson, Eric Hobsbawm und Ernest Gellner publiziert wurden⁵. Unternimmt man jedoch den Versuch, die theoretischen Annäherungen zu der Nation und dem Nationalismus trotz ihrer offensichtlichen Undurchschaubarkeit zu systematisieren, so kommt man leicht zum gleichen Ergebnis, wie Anthony D. Smith, der eine „dekonstruktivistische Tendenz“ in der Theoretisierung der Nation feststellte (Smith 1998: 2-4, 199-218).

Aufgrund seiner eingehenden und komplexeren Klassifizierung der Theorien der Nation und des Nationalismus sind diese in das – hier nur vereinfachend vorgestellte – Schema

⁴ Die Arbeit unternimmt trotzdem nicht den Versuch, das Œuvre von Frisch mit monographischem Anspruch auf die Frage der Nation hin zu untersuchen. Hierzu empfehlen sich einige neuere Untersuchungen als „Ergänzungen“ zu den vorliegenden Interpretationen im Kapitel II.: Rüegg, Sonja. 1998. *Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit*. *Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken Graf Öderland, Stiller und achtung: die Schweiz und ihre zeitgenössische Kritik*, Zürich: Chronos.; Weiss, Katharina. 1989. *„Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich“*. *Eine Studie zum Begriff Heimat im Prosawerk Max Frischs*. Dissertation-Abstracts International, Ann Arbor MI.

⁵ Anderson 1991 [1983], Hobsbawm & Ranger 1983, Gellner, Ernest. 1983. *Nations and Nationalism*. Oxford: Blackwell.

der *prämodern-romantischen*, der *modernistischen*⁶ und der *dekonstruktivistischen* Theorien zu integrieren. Vertreter der ersten Richtung betrachten die Nation – dem herderschen Entwicklungsdenken ähnlich – als gegebene, notwendige Kategorie, als apriorisches Subjekt der Geschichte und natürliche Form der Vergemeinschaftung. Es ist zweifellos der ungeschichtliche Essentialismus dieser Richtung, wovon sich die anti-historizistischen Theoretiker der zweiten Gruppe abgrenzten, der Gellner, Tom Nairn, Anthony Giddens, Anderson und selbstverständlich Hobsbawm angehören. Ihre konstruktivistisch orientierten Arbeiten versuchen nachzuweisen, dass sich die Nation nicht als objektive Gemeinschaft, sondern als gesellschaftliches, sprachliches Konstrukt, unter dem Aspekt der intellektuellen Invention (*nation-building*) explizieren lässt. Gellner betont dabei die Funktion der kulturvermittelnden Institutionen, Giddens die Entstehung des Staates, Hobsbawm spricht von erfundenen Traditionen: von neu konstruierten Symbolen und Ritualen, deren Invarianz und symbolische Bedeutung historische Kontinuität garantieren und Kollektividentität prägen soll. Smith wirft den konstruktivistisch-modernistischen Theoretikern vor, dass sie die Prozesse der nationalen Identitätsbildung als *ex nihilo* Konstruktionen beschreiben. Formulierungen wie die von Gellner (“nationalism invents nations where they do not exist”⁷), sowie die verfehlte Übersetzung von Andersons *Imagined Communities* als *Erfundene Gemeinschaften* mögen zwar irreführend sein, die eingehende Lektüre dieser Theorien zeugt jedoch davon, dass die meisten “Konstruktivisten” sich der pränationalen Bedingungen der *nation-building* bewusst waren. Anderson betont in Berufung auf Gellner, dass „Erfinden“ nicht die Herstellung von „Falschem“, sondern Vorstellen und „Kreieren“ bedeutet (Anderson 1998: 16). Auch Gellner erkennt später an, dass die nationale Kultur die Ethnien in Nationen “transformiert”, wobei auch die vornationalen Gemeinschaften von ihrer Kultur zusammengehalten und konstruiert waren (Gellner 1983: 89). (Versteht man unter Konstruktion folglich die „Umarbeitung“ bereits existierender Faktoren der kollektiven Identifizierung in Anlehnung an die neuzeitlichen Modernisierungsprozesse, so ist selbst Smiths Ansatz über die pränationale-ethnische Bedingtheit der modernen nationalen Identitätskonstruktion zu der zweiten Gruppe der theoretischen Annäherungen zu zählen.) Die dekonstruktivistischen (aber ebenfalls den Konstruktcharakter der Nation nachweisenden) Theorien von Homi Bhabha, Stuart Hall oder George Mosse waren nicht von einem Versuch

⁶ Modernismus und Modernität beziehen sich hier auf die wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Dispositionen der Neuzeit (Industrialisierung, Demokratisierung, Verstaatlichung, Etablierung des Schulwesens. Beschleunigung sozialen Wandels), die in den konstruktivistischen Theorien als notwendiger Kontext der nationalen Identitätsbildung angesehen werden.

der Abgrenzung von den anderen beiden Paradigmen inspiriert, sondern eher von der Erfahrung des Faschismus sowie der spätmodernen Pluralisierung von Identitäten, vor allem der Entterritorialisierung von Identitäten im postkolonialen Zeitalter. Folglich ist es grundlegend die Fragmentierung (*dislocation*) der kulturellen Repräsentationen und der Selbstwahrnehmung, die sie nachzuweisen suchen.

Ohne Zweifel scheint die Scheidelinie zwischen den „essentialistischen“, den „konstruktivistischen“ und den „dekonstruktivistischen“ Theorien durch die längst unübersehbar gewordene Sekundärliteratur über die Nation und Nationalisierung wie ein roter Faden zu ziehen. Weder dieser Zusammenhang und die summarisch präsentierte Einteilung der Nationalismustheorien noch die Leistungen der einzelnen Darstellungen auf dem Gebiet kann ich hier aber nachzeichnen. Stattdessen wird im Kapitel der Versuch unternommen, die vorgestellte essentialistisch-konstruktivistische Dichotomie und die damit entstellend verbundenen Binarismen wie die Trennung von Faktum und Fiktion (oder auch von „wahr“ und „falsch“) zu vermeiden, da mein Augenmerk in erster Linie dem Aspekt der Narrativität in der nationalen Identität gilt. Zu diesem Zweck schlage ich vor (was keinesfalls eine neue Definition oder Darstellung der Nation hervorbringt), die Nation im Feld des Imaginativen⁸ zu verorten. Auch mit Anderson lässt sich diese Interpretation der Nation bestätigen, da er die wirklichkeitskonstruierende Rolle der Vorstellung (*Imagined Communities* im Originaltitel) betont und dieser Gedanke ist bekanntlicherweise auf einen phänomenologischen Wirklichkeitsbegriff zurückzuführen. Durkheim behandelt ausführlich, wie die Gesellschaft durch Vorstellungen entsteht und aufrechterhalten wird (Durkheim 1984). Die individuellen Vorstellungen existieren in den individuellen Bewusstseien der Mitglieder der Gesellschaft, werden sie aber Gegenstand gemeinsamer Überzeugung, so erreichen sie „eine solche Intensität, die im Bewusstseinszustand Einzelner niemals erreicht werden kann“, nämlich sie verpflichten den Menschen sogar, sich „Verhaltens- und Denkregeln zu unterwerfen, die wir weder gemacht noch gewählt haben und die manchmal gegen unsere tiefsten Neigungen und Instinkte“ (Durkheim 1984: 286, 285). Auch Max Weber betont, dass die ethnische Gemeinsamkeit nicht auf empirische Weise, sondern durch das subjektive Empfinden von gemeinsamen Merkmalen, durch subjektiven Glauben an die Abstammungsgemeinschaft zu

⁷ Gellner, Ernest. 1964. *Thought and Change*. London: Weidenfeld and Nicholson: 168. Zur Interpretation des Zitats s. u.a. Smith 1998 und Anderson 1983.

⁸ Hier wäre ein Verweis auf Iser's Begriff des Imaginären auch erwünscht. Die Nation erweist sich nämlich im Sinne von Wolfgang Iser's Castoriadis-Zitat auch als ein Bereich des gesellschaftlichen Imaginären: „Es gibt keinen ursprünglichen Inhalt gesellschaftlichen Lebens, der unabhängig von den imaginären Bedeutungen und den dadurch hervorgebrachten Institutionen bestünde. Die Struktur einer Gesellschaft entsteht aus ihren imaginären Bedeutungen“ (Iser 1991: 369).

einer Quelle für Gemeinschaftshandeln wird (Weber 1980: 237). Bezüglich der Nationalität und dem Volk spricht er daher von einer „vagen *Vorstellung* [kursiv vom Verf.], dass dem als ‚gemeinsam‘ Empfundene eine Abstammungsgemeinschaft zugrunde liegen müsse, obwohl in der Realität der Dinge Menschen, welche sich als Nationalitätsgenossen betrachten, sich nicht nur gelegentlich, sondern sehr häufig der Abstammung nach weit ferner stehen, als solche, die verschiedenen und feindlichen Nationalitäten sich zurechnen“ (Weber 1980: 242). Die Nation lässt sich daher als soziale Tatsache (Durkheim), als symbolische Sinnwelt (Berger-Luckmann) bestimmen⁹, die als Bewusstseinsinhalt, durch symbolische Bildung, soziale Interaktion „imaginiert“, d.h. realisiert wird, das individuelle Handeln und Denken prägt und ein Kollektivum entstammt. Nun gilt es, diesen Prozess der Imagination und die Rolle der Narrative in der Vorstellung der Gemeinschaft, d.h. in der Entstehung der kollektiven und auch der persönlichen Identität durch ständige Konstruktions- und Dekonstruktionsprozesse im Detail zu erläutern.

Für die Untersuchung des Zusammenhanges zwischen den narrativen Texten bzw. narrativen Strategien der Sinnbildung und der Identität von Individuen und Gemeinschaften hat sich der Ansatz über den dreifachen Mimesis und die narrative Identität, den Paul Ricoeur anbietet, als besonders ertragreich erwiesen (Ricoeur 1988, 1991). Er unterscheidet bekanntlicherweise zwischen dem *mimesis I*, der prä-narrativen Struktur der Lebenswelt, unserem Verstricktsein in Geschichten; dem expliziten Erzählen, das er *mimesis II* nennt und dem *mimesis III*, der sich auf die Aktualisierung der Lektüre in deren Interpretation bezieht. Den *mimesis II* charakterisiert Ricoeur mit dem Paradox der Fabelkomposition, mit den Begriffen der *diskordanten Konkordanz* und der *Synthese des Heterogenen*: die Erzählung kehrt den Kontingenzeffekt in Notwendigkeits- und Wahrscheinlichkeitseffekt um, da das Unerwartete nachträglich als Bestandteil der Geschichte verstanden wird¹⁰. Bereits hier lässt

⁹ Diese Definition verdanke ich Varga Pál, vgl. S. Varga, Pál. 2002. *A nemzet mint szimbolikus értelemvilág. Bevezetés a nemzeti irodalom 19. századi fogalmainak tanulmányozásához [Die Nation als symbolische Sinnwelt. Einführung zur Betrachtung des Begriffes ‚Nationalliteratur‘ im 19. Jahrhundert]*. In: Alföld, 2002/5: 37-62.

¹⁰ In seiner Darstellung der dreifachen mimetischen Relation zwischen dem Bereich der Erzählung und den Bereichen der Handlung und des Lebens beschreibt Ricoeur einen Zirkel, in dem die „explizit narrativen“ literarischen Texte (*mimesis II*) durch ihre Rezeption (*mimesis III*) in die bereits prä-narrativ strukturierte Lebenswelt (*mimesis I*) zurückkehren. Der Kreislauf von *mimesis I, II* und *III* illustriert auch die zirkuläre Beziehung zwischen dem *Charakter* und den Erzählungen eines Individuums oder eines Kollektivums (Ricoeur 1988: 398). Die dreifache mimetische Relation, der „Schnittpunkt der Welt des Textes und der des Zuhörers“ definiert sich nämlich durch die *narrative Identität* eines Individuums oder Volks (Ricoeur 1988: 194). Diese narrative Identität bedeutet die Übertragung der Fabelkomposition von der Handlung auf die Ebene der Figur oder des Individuums, die im Akt der narrativen Konfiguration auf die *diskordante Konkordanz*, die *Synthese des Heterogenen* abzielt, d.h. Diskontinuität und Verschiedenheit in die Beständigkeit der Zeit integriert, die Kontingenz nachträglich in narrative Notwendigkeit umkehrt (Ricoeur 1996: 174-176). Die narrative Identität ist folglich eine dynamische Identität, die Identität und Verschiedenheit miteinander verknüpft, die aus der

sich der narrative Charakter der Nation erkennen, da das erwähnte Merkmal der narrativen Konfiguration zweifellos auch auf die Geschichten über die Nation zutrifft. Die diskordante Konkordanz charakterisiert nämlich die nationale Geschichtsschreibung und die Mythen der Nation (unter denen ich im Sinne von Jan Assmann die identitätsstiftende, gegenwartsabhängige, normative und formative Bezugnahme auf die Vergangenheit verstehe - Assmann 1992). Ereignisse, wie die Folgen der Modernisierung und der politischen, wirtschaftlichen, demographischen Revolutionen am Ende des 19. Jahrhunderts, so die Entwurzelung der Gemeinschaften infolge der industriellen Revolution, der Verfall der religiösen Gemeinschaft und des einzig vorstellbaren politischen Systems der Dynastie, die vertikale und horizontale Mobilität werden somit in eine sinnvolle nationale Schlüsselerzählung integriert. Gleichzeitig wird, wie wir es später am Beispiel der Schweiz zeigen werden, der neu gegründete Bundesstaat so legitimiert, dass die ihm zugrunde liegende Nation in der Vergangenheit verortet wird und damit als Notwendigkeit, als „ewige“, zeitlose Entität und zugleich als (wiederhergestellter) End- oder Idealzustand der Geschichte dargestellt wird. Auf die Gefahr der täglich erfahrbaren Kontingenz gab die neue symbolische Sinnwelt der Nation eine transzendente Antwort der Ordnung und Stabilität. In Homi Bhabhas Formulierung geht es hier darum, dass die Nation diesen Verlust in die Sprache der Metapher überträgt, indem sie ihre etymologische Bedeutung von Zugehörigkeit und Zuhause auch über kulturelle Unterschiede und Entfernungen projiziert (Bhabha 2000: 208). Auch Jürgen Fohrmann deutet den Ricoeurschen narrativen Ansatz an, indem er betont, dass eine nationale Poesiegeschichte ermöglichen soll, „kontingent erscheinenden Verlauf als Weg zu einem [...] Zentrum zu verstehen“ (Fohrmann: 1989: 114), dasselbe lässt sich wohl aber auch über die ähnlicherweise entelechische Struktur der Nationalgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert feststellen. Was Anderson über die Nation konstatiert, ist beinahe identisch mit Ricoeurs Formulierung der narrativen Konfiguration: „Notwendig wurde [...] eine Umwandlung des Unausweichlichen in Kontinuität, der Kontingenz zu Sinn. Wie wir sehen werden, waren (und sind) nur wenige Dinge hierzu geeigneter als die Idee der Nation“ (Anderson 1988: 20).¹¹

“endlosen Rektifikation einer früheren durch eine spätere Erzählung” hervorgeht (ebd.). (Ein treffendes Beispiel für die Entstehung der Lebensgeschichte durch die Rektifikation von Bruchstücken früherer Geschichten bietet die psychoanalytische Therapie, deren Ziel darin besteht, dass der Patient sich erinnert und die traumatische Erfahrung erzählt, anstatt diese zu verbergen oder zu wiederholen (Ricoeur 1991: 397). Die Funktion der narrativen Identität besteht darin, dass sie die chronologische Unwandelbarkeit des *idem* und den Wiederholungszwang des Traumas durch eine andere Zugangsweise an die Vergangenheit ersetzt: durch die narrato-logische Erinnerung, durch die dynamische *ipse*-Identität. (Mehr dazu: S. 14, Fußnote 22.)

¹¹ Ein konkretes Beispiel für die narrative Konfiguration als „Synthese des Heterogenen“ ist Ernest Renans bekannter Vortrag über die Nation. Hier bezeichnet er den Willen der Gemeinschaft als einziges Legitimations- und Konstitutionskriterium der Nation, was im geschichtlichen Kontext des Anschlusses von Elsass-Lothringen an Frankreich zu verstehen ist.

Wichtiger als der Akt des narrativen Konfigurierens im *mimesis II* ist aber in unserer Hinsicht der Kreislauf von *mimesis I, II* und *III*, in dem die explizit narrativen Texte in die Lebenswelt zurückkehren und die Identität von Individuen und Gemeinschaften stiften: “die dritte mimetische Relation definiert sich durch die narrative Identität eines Individuums oder Volks, und diese geht hervor aus der endlosen Rektifikation einer früheren durch eine spätere Erzählung” (Ricoeur 1991: 398). Die Lebensgeschichte (die an sich narrative Antwort auf die “Wer?” - Frage der Identität) entsteht aus der Konstruktion und Rezeption von fiktiven und faktuellen Geschichten, die als narrative Muster die Handlungen und die Lebenswelt organisieren, und mit deren Hilfe sich kontingente Ereignisse wie der Tod nachträglich in eine Geschichte integrieren lassen. Die narrative Identität ist der Garant für die Wahrheit des Imaginierten: “Individuum und Gemeinschaft konstituieren sich in ihrer Identität dadurch, dass sie bestimmte Erzählungen rezipieren, die dann für beide zu ihrer *tatsächlichen* [kursiv vom Verf.] Geschichte werden” (Ricoeur 1991: 397)¹². Der mimetische Kreislauf als Medium der narrativen Identitätskonstruktion erklärt zugleich, warum man das Wort ‘narrativ’ im weiteren Sinne benutzen, auch auf nichtsprachliche Medien der Zirkulation von Geschichten beziehen kann: auch ein Ereignis, ein visuelles oder optisches Erlebnis (so die Wahrnehmung von einem Bild, die Teilnahme an einem Fest) werden von einem narrativen Kontext umgeben, narrativ rezipiert und in die Lebensgeschichte integriert. Die Identität der sprachlich und sozial konstruierten Nation ist als eine narrative Identität zu untersuchen, die aus der endlosen Rektifikation von Geschichten, aus der Produktion und Rezeption von Narrativen hervorgeht. Die Narration der Nation bedeutet in diesem Sinne nicht anderes als das Zirkulieren von Geschichten, deren Rezeption durch den *mimesis*-Kreislauf Identität erzeugt. Die im *mimesis II* produzierten Erzählungen über die Nation (so literarische, geschichtliche, und literaturgeschichtliche Narrative) werden unter diversen medialen Bedingungen rezipiert (schriftlich und mündlich, sprachlich und visuell), die sich synchron und diachron auch unterscheiden. Will man also die narrative Struktur der nationalen Identität (die Konstruktion und Aufrechterhaltung der imaginativen Wirklichkeit der Nation durch die Integration von Erzählungen in eine identitätsstiftende Geschichte) näher betrachten, so wird die

¹² Als weiteres Beispiel für die narrative Identität erwähnt Ricoeur die psychoanalytische Therapie, deren Ziel darin besteht, die Bruchstücke von Geschichten in eine kohärente Geschichte zu integrieren, damit der Analysand sich in jener Geschichte wieder erkennt, die es sich über sich selber erzählt (Ricoeur 1991: 397). Das Beispiel des biblischen Israel veranschaulicht jedoch den zirkulären Charakter der narrativen Identität am besten: die kanonischen Erzählungen Israels drücken den Charakter des Volkes aus, dieser Charakter entstand aber gerade durch die Rezeption der Gründungsgeschichten (Ricoeur 398).

medientheoretische Erläuterung der Entstehung von Narrativen mit nationalen Inhalten und ihrer Rezeption unerlässlich.¹³

I.2. Schriftlichkeit als Medium nationaler Identitätskonstruktion in der Neuzeit

Benedict Anderson war der erste, der bei der Entstehung der Nation und nationaler Identität dem Medium der Erzählungen im *mimesis II* beigemessen hat, indem er den Prozess der Vorstellung (der Entstehung) der nationalen Gemeinschaft mit der Art und Weise ihrer Narration verband. Somit besteht die Relevanz seiner Untersuchungen, wie oft betont wird, nicht darin, dass er die Nation als eine imaginierte Gemeinschaft auffasst, sondern eher darin, dass er den Prozess der identitätsstiftenden und wahrheitskonstruierenden Vorstellung eingehend erläutert bzw. im Lichte der Medienevolution in der Neuzeit erläutert: “Gemeinschaften sollten nicht durch ihre Authentizität voneinander unterschieden werden, sondern die Art und Weise, in der sie vorgestellt werden“ (Anderson 1988: 16). Anderson verortet die Entstehung der Nation im Kontext der großen Umbrüche in der Neuzeit, so dem Verfall des dynastischen Reiches, der religiösen Gemeinschaft, des Protestantismus und der Entwicklung der Marktwirtschaft. Es sind jedoch drei grundlegende Faktoren, die die Vorstellbarkeit einer nationalen Gemeinschaft begünstigten, bzw. im zirkulären Prozess der Entstehung nationaler Identität als Voraussetzungen der nationalen Identitätskonstruktion dienten, und zugleich von der Nation verstärkt wurden. Diese sind die Tendenz der neuzeitlichen Denkweisen zur *Abstraktion*, ein Wandel in den Wahrnehmungsformen der Zeit, nämlich die Dominanz der Vorstellung von *Gleichzeitigkeit*, und schließlich die Entstehung von überregionalen oder *nationalen Standardsprachen*. Alle drei Faktoren

¹³ Medientheorie hat heute (der Theorie der Nation und Nationalisierung ähnlich) Hochkonjunktur, was auch auf den gegenwärtigen medialen Wechsel, auf die Ablösung der Schriftlichkeit durch die elektronisch-digitalen Kommunikation zurückzuführen ist. Es ist aber zweifellos eine gemeinsame Annahme der medientheoretischen Texten (von Marshall McLuhan, Walter Ong, oder Erika Fischer-Lichte), dass unter Medien nicht nur die Materialität der technischen Mittel des Speicherns und der Vermittlung (so das gedruckte Wort oder der Film) verstanden wird, sondern auch ein “Modus der Wahrnehmung” (Fischer-Lichte 1998) und ein Paradigma des Denkens. Jenes “Medium”, das zwischen den technischen Mitteln der Aufzeichnung und dem breiteren Kontext der kulturellen Sinnwelt “vermittelt”, ist das Gedächtnis, das auch auf ein “inzwischen” – auf soziale Kommunikation – beruht also kollektiv ist (Halbwachs) und zugleich Identität, so auch die Identität einer Kommunikationsgemeinschaft stiftet, indem sie die Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Das identitätsstiftende Gedächtnis ist somit eng mit der technischen Entwicklung der Medien verschränkt: die Medien fungieren auch als Modelle dieser Sinnbildung in der zeitlichen Dimension, der “Arbeit” an der Identität, was im späteren zu zeigen ist. Ihr Wechsel bzw. ihre Entwicklung kann neue Modi der Konstruktion von Identität ermöglichen, und diese können in der Hinsicht des offiziellen, dominanten Gedächtnisses sowohl affirmativ als auch subversiv wirken. Ähnlicherweise ist auch der literarische Text ist als ein Medium der Identitätskonstruktion, so z.B. der Vorstellung der Nation zu deuten, der nationale Mythen darstellen und tradieren kann, aber als ein Gebiet der narrativen Performanz, der Herstellung nationaler Gründungsgeschichten und nationaler Identität kann er eventuell auch die Konstruiertheit der symbolischen Ordnung der Nation aufdecken und diese somit subvertieren.

verbindet Anderson mit bestimmenden Gattungen der Neuzeit, mit dem *Roman* und der *Zeitung*. Im weiteren Kontext gestellt ist es aber die Verschriftlichung der Kommunikationsprozesse, die die Entstehung dieser Gattungen, die räumlichen und zeitlichen Abstraktionsprozesse, und somit auch die Entstehung der Nation überhaupt ermöglichte – mit Recht lässt sich die Nation mit Andersons Worten als *print community* bestimmen.

Der Roman, der symptomatisch mehrere Züge der schriftlich kommunizierenden Kultur vereint, veranschaulicht in Andersons Auslegung die Voraussetzungen der Entstehung von nationaler Identität, und dient als (neues) literarisches Medium, als Modell der Vorstellung der Nation. Erstens bewirken die Materialisierung und die Abstraktion der Kommunikation infolge der Dominanz der Sprache und der Schrift als Medien der Verbreitung von Wissen die Vorstellbarkeit einer auf Abwesenheit beruhenden, abstrakten Gemeinschaft. Die Nation ist nämlich räumlich und zeitlich weit ausgedehnt und *face-to-face* nicht erfahrbar; sie existiert als unpersönliche, undurchschaubare Gemeinschaft, als Bewusstseinswirklichkeit, in der Vorstellung ihrer Mitglieder, die den Bund zwischen den Gliedern der Gemeinschaft imaginieren. Nach Anderson verbindet der Leser eines Romans die Figuren des Textes ähnlicherweise imaginativ – die Romanwelt existiert in seinem Bewusstsein und modelliert damit die Gemeinschaft der Nation. Zweitens ermöglichen die zunehmende Dominanz der Schrift als Medium und die Verbreitung des Romans eine andersartige Wahrnehmung der Zeit, wie im Mittelalter, und diese Form der Zeit wird typisch für die Konstruktion der nationalen Identität. Der schriftlich fixierte Text, der zeitliche und räumliche Entfernungen überbrücken kann, der die Kommunikation von der Angewiesenheit auf Anwesenheit befreit, ermöglicht nämlich, wie später noch ausgeführt wird, das Bewusstsein von Synchronizität und von Geschichtlichkeit und somit die Reflexion über die Vergangenheit, die Vorstellungen der Linearität, der Chronologie. Anderson schreibt über diese, von der Schriftlichkeit ermöglichte Zeit folgenderweise: “Die Vorstellung eines sozialen Organismus, der sich bestimmbar durch eine homogene und leere Zeit bewegt, ist eine genaue Analogie zur Nation, die ebenfalls als beständige Gemeinschaft verstanden wird, die sich gleichmäßig die Geschichte hinauf (oder hinunter) bewegt” (Anderson 1988: 33). Die “homogene und leere Zeit” ist ein Begriff von Walter Benjamin (Benjamin 1991: 701); und wäre auch Bhabhas Terminus der *pädagogischen Zeit* der Nation oder Kristevas Vorstellung von der *maskulinen, politischen* ¹⁴Zeit gegenüberzustellen. Die Linearität, Kontinuität und

¹⁴ Kristeva stellt die politische, maskuline Zeit der “repetitiven” und “monumentalen” Zeit der weiblichen Subjektivität gegenüber. Die männliche Zeit “can be characterised as linear time: time as project, teleology, departure, progression and arrival. This linear time is also that of language considered as the enunciation of a

Progressivität, der kausaler, akkumulativer, serialer Charakter der Zeit (z.B. in den „Projekten“ der Nationalgeschichtsschreibung oder der Nationalliteratur) ermöglicht die Vorstellbarkeit der nationalen Gemeinschaft und ergänzt die „homogene leere Zeit“ der Nation, zusammen mit der bereits erwähnten zyklischen, performativen (Bhabha 2000), weiblichen (Kristeva 1995) Zeit der Feste, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auch „homogenisiert“. Ein dritter Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Buchmarkts, der Verbreitung der Schriftlichkeit und der Entstehung nationaler Gemeinschaften besteht offensichtlich in der Emanzipation einheitlicher, nationaler Schriftsprachen. Diese waren von dem Buchmarkt und dem Schulwesen unterstützt, zu der einheitlichen Kommunikation innerhalb der Nation, zum Funktionieren der Bürokratie, zur Entstehung der nationalen Märkte notwendig und förderten die Entstehung des Nationalstaats. Die sich neu herausbildenden Nationalsprachen sind eindeutig Schriftsprachen, und typischerweise Machtsprachen, wie das Hochdeutsche.

Um den medialen Wechsel der Neuzeit als Voraussetzung für die Entstehung der Nation verstehen zu können, soll der Einfluss der Schrift bzw. der medialen Bedingungen der Wahrnehmung und des Denkens näher betrachtet werden. Der erste Kulturraum, dessen Medien, Kommunikationsprozesse, Zeitvorstellungen und Identitätsformen als „Vorgeschichte“ der Entstehung nationaler Identität darzulegen sind, ist die handschriftliche oder typographische Kultur des europäischen Hochmittelalters. Diese kaum als einheitlich betrachtbare Welt charakterisieren, wie Michail Bachtins Untersuchungen zum Thema nachweisen, relevante Dichotomien: das Nebeneinander von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, von der offiziellen, abgeschlossenen, sinnfixierenden Macht (der katholischen Kirche und der weltlichen Dynastien) und der anderen, der profanen und mehrdeutigen Welt des Karnevals (Bachtin 1969). Als „allgemeine“ Verkehrssprache funktioniert nur eingeschränkt, allein im religiösen Diskurs die heilige lateinische Sprache, die begrenzt vorhandenen schriftlich fixierten Texte gaben aber keinen Anlass zur Kritik und Interpretation, sondern motivierten nur Wanderbewegungen der Mönche und Kopierkunst. Die Schrift kann wegen der fehlenden Verbreitungstechnik und Alphabetisierung, wegen der teuren Wege der Herstellung schriftlicher Texte auf keinen Fall als Paradigma dieser Zeit betrachtet werden, was sich auch darin manifestiert, dass der Prozess des Lesens (bis zur Verbreitung der Druckprodukte und der zunehmenden Alphabetisierung) laut erfolgt. Das

sequence of words.” (Kristeva 1986: 187). Diese Vorstellung der Sprache ist offensichtlich an ihre schriftliche Fixierung gebunden. Bhabha beschreibt die Zeit des Historismus, die für die Entstehung der Nation typisch war, als eine „kontinuistische, akkumulative Zeitlichkeit des Pädagogischen“ (Bhabha 2000:218).

schnelle, lineare und deshalb stille und einsame Lesen, das gedruckte Texte ermöglichen, ist im Falle der handgeschriebenen Manuskripte allein deswegen nicht möglich, weil die Entzifferung ohne Zwischenraum wesentlich schwieriger erfolgen kann (Ong 1987: 120). Die Kommunikation des Hochmittelalters ist somit als grundlegend *mündlich* einzustufen (auch wenn sie mit Ongs Begriff der *primären Oralität* nicht mehr zu charakterisieren ist); sie beruht auf Anwesenheit, ist auch im Fall des Lesens schriftlicher Texte an mündliche Vergegenwärtigung gebunden, auf Zuhörer angewiesen.

Kennzeichnend für die mündliche Tradierung des identitätsstiftenden Wissens ist, dass die Medien lebendige Träger sind, dass das Zeichensystem von der aktuellen Aufführung, von dem nichtsprachlichen Kontext untrennbar ist (Assmann 1994). Die Verbreitungsformen charakterisiert nämlich Multimedialität, die Wahrnehmung erfolgt sinnlich: die Sprache funktioniert untrennbar von körperlichen Darstellungsformen, Singen, Tanz oder Dichtung. Die Mündlichkeit kennzeichnet wegen der fehlenden Fixiertheit der Sprache, der Unabgeschlossenheit der sprachlichen Produkte zugleich die Anonymität des Autors und eine verstärkte Intertextualität: Kopierer von Manuskripten oder auch mündliche Darsteller fügen abhängig von den Wünschen des Publikums häufig ihre Kommentare (eventuell auch andere Texte) zu den gegebenen Texten hinzu (Ong 1982: 132), weshalb in der Oralität Identität nie vollständige Gleichheit, eins-zu-eins Entsprechung bedeutet¹⁵. Der orale Verlauf der Wahrnehmung beeinflusst auch das Bewusstsein der Zeit: die lautliche Wahrnehmung widersteht der Stabilisierung (der Laut verklingt), das Wort hat Ereignishaftigkeit, es hinterlässt keine Spuren (Ong 1987: 37-38), weshalb kein Bewusstsein der Vergangenheit entstehen kann. In diesem Sinne entbehren beide Wahrnehmungsformen der Zeit, die für das Mittelalter typisch sind, die Linearität und die Geschichtlichkeit. Was Walter Benjamin als "messianistische" Zeit beschreibt, d.h. eine Zeit, in der die Gegenwart die Vergangenheit und die Zukunft vereint (Benjamin 1991: 704), erläutert Benedict Anderson mit einem Auerbach-Zitat folgenderweise:

“Wenn zum Beispiel ein Vorgang, wie das Opfer Isaacs interpretiert wird als Präfiguration des Opfers Christi, so daß also in dem ersteren das letztere gleichsam angekündigt und versprochen wird [...], so wird ein Zusammenhang zwischen zwei Ereignissen hergestellt, die

¹⁵ Vgl. Ong 61-77. Identität als substantielle, an Beständigkeit in der Zeit gebundene Kategorie, die so bestimmend für das neuzeitliche Denken über die Nation wird, ist somit eindeutig als Produkt der Schriftlichkeit zu betrachten. Mit Ricoeurs Termini ist dieser Identitätsbegriff *idem*-Identität zu nennen, wobei die gegenwartsgebundene, dynamische Identitätsauffassung der Oralität Ricoeurs *ipse*-Identität (dem Paradigma der narrativen Identität) entspricht.

weder zeitlich, noch kausal verbunden sind. [...] Herzustellen ist er lediglich, wenn man beide Ereignisse vertikal mit der göttlichen Vorsehung verbindet. [...] Das Hier und Jetzt ist nicht mehr Glied eines irdischen Ablaufs, sondern es ist zugleich ein schon immer Gewesenes und ein sich in Zukunft Erfüllendes.” (Anderson 1988: 31-32)

Diese überzeitliche Simultaneität der auf Präfiguration beruhenden, nicht-linearen Zeit, die die “offizielle” Kommunikation des Mittelalters bestimmt, ist nicht gleichzusetzen mit der Gleichzeitigkeit (der homogenen und leeren Zeit) der Nation und auch nicht zu identifizieren mit der Vorstellung von der Zyklizität der Zeit. Diese charakterisiert nämlich das Erlebnis der (ausschließlich mündlichen, multimedialen, weltlichen) Feste, die Wahrnehmung der Zeit in den regelmäßig wiederkehrenden Feiern auch heute.¹⁶ Diese Zeit, die Kristeva wegen ihrer Zyklizität und Reproduktivität eine weibliche Zeit nennt (Kristeva 1986: 191-192), wird später noch näher betrachtet, und nicht nur deshalb, weil die Zeit als Grundstruktur der narrativen Konstruktionen (so auch von literarischen Texten) funktioniert. Die Wahrnehmungsformen der Zeit, so die Bezugnahme auf die (persönliche oder auch kollektive) Vergangenheit sind auch untrennbar von der Identitätskonstruktion und auch von den jeweiligen dominanten Medien¹⁷. Dies zeigt sich auch darin, dass sowohl die Zeit der Präfiguration als auch die der Zyklizität gegenwartsorientiert sind, Dauer konstruieren und die Linearität der Geschichtlichkeit entbehren, da die Reflexion über die Vergangenheit nicht für die (gegenwartsorientierte, auf Anwesenheit beruhende) Mündlichkeit typisch ist, sondern allein nach (und wegen) der Verbreitung der Schriftlichkeit bestimmend wird.

Die Formen der oralen Sinnvermittlung stiften im Rahmen der *rituellen Kohärenz* Identität, worunter Jan Assmann jene Art der Sinnggebung versteht, die nach Wiederholung, Invarianz des Sinnes strebt (Assmann 1992: 97).¹⁸ Die rituelle Kohärenz charakterisiert aber auch die kirchlichen Riten und Feste, ihre symbolischen (und für die Gläubiger klar deutbaren) Formen. Zur gleichen Zeit steckt aber in den Foren der rituellen Kohärenz gerade wegen der Multimedialität, der Kontextabhängigkeit und Gegenwartsgebundenheit der

¹⁶ Gyáni erläutert die nicht-lineare, zyklische Zeitlichkeit von dem kollektiven Gedächtnis des Volkes am Beispiel der Arbeit an der kohärenten Nationalgeschichte im Ungarn des 19. Jahrhunderts (Gyáni 2000:113-118).

¹⁷ Aleida Assmann spricht diesbezüglich von der kulturellen Konstruktion der Zeit und stellt die philosophische Frage nach der Unverfügbarkeit der Zeit kulturellen Konstruktionen von Dauer gegenüber, die Identität sichern und Orientierung vermitteln. (Assmann 1999:8.)

¹⁸ Diese ist konstruktiv nicht nur für die verbindliche politische Formation des Mittelalters, sondern auch für die typische Gattung der Zeit, für das Epos, das nach Bachtin die vergangene, ideale, heroische und abgeschlossene, unproblematische Welt der Vorfahren thematisiert, und obwohl es die Gegenwart legitimeren kann, grundlegend in keinem Dialog mit dieser steht (Bachtin 1989).

Mündlichkeit auch das Potenzial der “nicht-rituellen” Sinnbildung, der Veränderung und der Subversion des Bestehenden. (Die “zweite Welt” des Karnevals, die die offizielle stets begleitet, veranschaulicht auch der merkbare Unterschied zwischen den Wahrnehmungsformen der Zeit im Mittelalter.) Der Karneval bestätigt nämlich einerseits die alltägliche soziale Ordnung, weil sie zum Abbau gesellschaftlicher Spannungen dient, andererseits kann sie aber auch eine destabilisierende Funktion ausüben: es bringt nämlich auch “das Risiko, dass die spielerische Verkehrung der Welt in eine reale Umstürzung der gesellschaftlichen Ordnung mündete“ (Hettling 1993: 16-17).

Die Identität in der grundlegend oralen, handschriftlichen Kultur entsteht also in primären, *face-to-face* Gemeinschaften ohne komplexe Reflexion: die Denkprozesse entbehren jegliche Abstraktion und analytische Kategorien, wie auch Geschichtlichkeit und überhaupt das Bewusstsein von Vergangenheit vollkommen fehlen. All diese Charakteristika der neuzeitlichen Denkweise, die das Denken über die Nation bestimmen, sind an die Merkmale der Schrift gebunden, die sich erst nach der Erfindung des Buchdrucks¹⁹ und der Alphabetisierung der Gesellschaft vollständig durchsetzen konnten. Das Schreiben im Mittelalter ersetzte die Dominanz des Hörens bei der Wahrnehmung sogar bei dem Lesen nicht; die Wirkung der Schrift in Richtung der *Visualisierung* und *Materialisierung der Sprache* setzte sich aber nach der Verbreitung des Buchdrucks vollkommen durch (Ong 1987). Vergleicht man die Schrift als Medium mit der oralen Kommunikation, so erweisen sich die materielle Fixierung des gesprochenen Wortes, die Reduktion der Multimedialität auf das Visuelle, die kontextfreie Kommunikation als grundlegende Merkmale des vom „Schreiben neu konstruierten Denkens“ (Ong). In dem Medium der Schrift wird die Sprache verdinglicht, externalisiert; die Zeichen – Transformationen des Klanges in räumliche Komponente – sind abstrakt, kontextfrei verstehbar und künstlich. Das Lesen der gedruckten Schrift erfolgt leise, der Zuhörer wird von dem einsamen Leser, dem erkennenden Subjekt abgelöst, an die Stelle des anonymen Autors und der mittelalterlichen Intertextualität treten die neuen Vorstellungen von Autorschaft, Originalität, Kreativität (Ong 1987: 130, 132).

Die Folgen dieser Veränderung der medialen Bedingungen auf das Bewusstsein, die Denkstrukturen (die immer medial bestimmt sind und zugleich die Voraussetzungen der Entstehung der Nation bedeuten), sind gewaltig. Die auch von Anderson konstatierte lineare

¹⁹ Den eigentlichen Durchbruch zur Schriftlichkeit brachten die Papiermaschine (1799) und die Schnelldruckpresse (1801): vgl. Assmann 1999: 129. Vgl. zu diesem Thema Elizabeth Eisensteins einflussreicher Text zu empfehlen (Eisenstein, E.L. 1979. *The Printing Press as an Agent of Change: Communications and cultural transformations in early-modern Europe*. Band 3. Cambridge: Cambridge University Press).

Wahrnehmung der Zeit wird durch die Dominanz des geschriebenen Textes in der Verbreitung des Wissens ermöglicht. Die Spuren hinterlassende, abgeschlossene und linear lesbare Sprache erzeugt ein Bewusstsein der Vergangenheit (als Folge der Linearität der Zeit), unterstützt die (auch der Geschichtsschreibung zugrunde liegende) Trennung von Faktum und Fiktion²⁰ und begünstigt das Empfinden der Chronologie, der fixierten Perspektive. Die Objektivität und die Vergangenheit, die von der Gegenwart getrennt ist, diese aber legitimieren kann, beeinflussen das Denken über die Zeit und die nationale Identitätskonstruktion erst in der Kultur der Schriftlichkeit. Das Leben in einer abstrakt aufgezeichneten, räumlich festgehaltenen (im Kalender abgebildeten oder in Zeitungen schriftlich fixierten) Zeit begann erst in der Druckkultur (Ong 1987: 99). Nicht nur die Zeit wird linear und abstrakt vorgestellt; auch die Wahrnehmung des Raumes verändert sich in der Literalität ähnlicherweise. Da die Schrift die kontextfreie Kommunikation ermöglicht, wird die Sprache von der Anwesenheit der Rezipienten befreit, was aber die Vorstellung eines Publikums, die Entstehung einer unsichtbaren, vorgestellten Gemeinschaft nötig und möglich macht.²¹ Da die sprachliche Information verdinglicht wird, kann sie jenseits der lebendigen Träger und unabhängig von dem aktuellen Gebrauch gespeichert werden. (Assmann spricht in diesem Kontext von der Trennung des sozialen Gedächtnisses ins ungewohnte, unstrukturierte Speicher- und ins bewohnte, sinnhafte und identitätsstiftende Funktionsgedächtnis als eine Konsequenz von Schrift - Assmann 1994: 122). Somit wird auch jene Kommunikation möglich, die zeitliche und räumliche Grenzen überschreitet, und die identitätssichernde Rezeption erfolgt auch ohne Anwesenheit, unter den Mitgliedern einer imaginären Lesegemeinschaft, die in der Gemeinschaft allein durch den Diskurs teilhaben²². Die Entstehung der vorgestellten Gemeinschaft der Nation setzte auch andere Konsequenzen der Literalität voraus. Die Verbreitung des Alphabets wirkte demokratisierend, da sie prinzipiell

²⁰ Diese, im Mittelalter noch fehlende Trennung ist auch mit Northrop Fryes Begriffen der metaphorischen, metonymischen und deskriptiven Modi der Sprache zu beschreiben. Die orale Kultur wäre demnach von dem metaphorischen Modus, die nationale (schriftliche) dagegen vom deskriptiven dominiert. Vgl. Frye, Northrop. 1981. *The Great Code. The Bible and the Literature*. London: Routledge.

²¹ Der extratextuelle Kontext fehlt nicht nur dem Leser, sondern auch dem Schreiber: „Das Publikum des Schreibenden ist stets eine Fiktion.[...] Der schreibende muss eine Rolle erfinden, in der abwesende und oft unbekanntes Leser sich wiederentdecken“ (Ong 1987: 103). Hieran könnte man auch die Debatten um den imaginierten „impliziten Leser“ in der Theorie der Autorschaft anknüpfen. Ferner muss betont werden, dass die der Geschichtsschreibung und der Genealogie zugrunde liegende Kontinuität oder Linearität der Zeit, und die von der Schriftlichkeit ermöglichte Synchronizität oder Gleichzeitigkeit als zwei unterschiedliche Zeitlichkeiten, als zwei Traditionsmodelle zu betrachten sind. Vgl. Assmann 1999: 67-157.

²² Die Vorstellung der globalen und imaginativen Gemeinschaft wurde auch von dem Protestantismus ermöglicht, der anstelle der Riten das Wort als Verbreitungsmittel bevorzugte (Vgl. Giesen 1993). Auf die relevante Rolle der Bibelübersetzungen, sowie die universalistischen Ansätze des Humanismus, oder den Individualismus (Stichwort Bildungsroman), die offenbar wichtige Voraussetzungen der Entstehung nationaler Gemeinschaften bilden, kann ich hier jedoch nicht eingehen.

für jeden erlernbar war; durch sie und den Druck entwickelte sich aus den Dialekten ein Grapholekt als standardisierte Nationalsprache, die die neuen Gemeinschaften verband. Die Anhäufung des Wissens, der Anfang der bewussten Reflexion über die Sprache führte zur Wissensexplosion²³ und zur Herausbildung der Öffentlichkeit, die als Raum der nationalen Identitätsbildung funktionierte: ihre Organe wie das Vereinswesen, die Lesezirkel, der Buchmarkt sorgten für die inklusiven, egalitären Zugangsmöglichkeiten zur Bildung (Bildungsbürger wurde man nicht durch Herkunft, sondern durch Bildung). Die von der Literalität gestützte Linearität der Zeitwahrnehmung, die Vorstellung von der Abstraktheit und Homogenität des Raumes und die Demokratisierung der Kultur schufen die Voraussetzungen für die neuzeitliche Vorstellung der abstrakten, imaginativen Gemeinschaft der Nation, die die primären, face-to-face Gemeinschaften des Mittelalters ersetzte.

Die Verbreitung der schriftlich festgehaltenen Texte hatte zudem die Umstellung von der sinnfixierenden rituellen Kohärenz auf die textuelle Kohärenz (Assmann 1992: 87-103) zur Folge²⁴. Mit dem Schriftlichwerden von Überlieferungen ist nämlich „eine neue konnektive Struktur entstanden. Ihre Bindekräfte heißen nicht Nachahmung und Bewahrung, sondern Auslegung und Erinnerung. An die Stelle der Liturgie tritt die Hermeneutik“ (Assmann 1992: 18). Die Objektivierung der Sprache ermöglicht die Reflexion über sie und erhöht den Bedarf an Auslegung, womit auch die alternativen Deutungen an Raum gewinnen²⁵. Unbedingt erwähnenswert ist aber an diesem Punkt eine Dichotomie, die auch die Nation betrifft. Die der Schriftlichkeit innewohnenden Tendenzen wie die Abstraktion der Kommunikation und der Identität, die Möglichkeit der Polyphonie, der Vielfalt (der Weltdeutungen, der Sprachen) bedeuteten damit keinen ausschließlichen oder dominanten „Wandel“ der Kultur in diese dialogische Richtung. Auch Jan Assmann sieht den entscheidenden Umschlag von der rituellen zur textuellen Kohärenz in der „kanonisierenden

²³ Ong behandelt die Entstehung der Wissenschaften in diesem Kontext eingehend: die Schrift ermöglichte die Wissensanhäufung und die Trennung vom Wissenden und Wissensstoff, wodurch das abstrakte analytische Denken und die Objektivität entstanden (Ong 1987: 50).

²⁴ Die auf Wiederholung beruhende rituelle Kohärenz und der von Interpretation abhängige textuelle Kohärenz können als Modi der Sinnggebung auch zusammen in einer Kultur wirken, obwohl Assmann mit Recht die Dominanz der rituellen Kohärenz in der vorschriftlichen und die der textuellen Kohärenz in der schriftlichen Kultur verortet. Die obigen Ausführungen über die Konstruktion nationaler Identität in mündlichen Medien und Riten wird z.B. eine grundsätzlich an die Schrift gebundene Gemeinschaft rituell vergegenwärtigt, wobei die hier kursierenden Inhalte schriftlich schon kanonisiert worden waren.

²⁵ Die Nation, das sich herausbildende neue Subjekt der Geschichte, das den göttlich legitimierten Fürstentum ablöste, war auch eine Stimme in dieser neuen polyphonen Welt, die dem einen, immanenten Sinn des Mittelalters, der zentralen heiligen Sprache des Lateins mit der Vorstellung von einer Vielfalt von Nationalsprachen und Nationen entgegenwirkte. Jene literarische Gattung, die als „Reaktion“ auf die neue, offene und heterogene Kultur entstand und sich zufolge der Alphabetisierung verbreitet, ist nach Bachtin der Roman, der das Epos parodiert, und sich im Gegensatz zu ihm der Gegenwart zuwendet und statt der epischen Sinnfixierung die Unabgeschlossenheit des Sinns proklamiert (Bachtin 1997).

Stillstellung des Traditionsstroms“ (Assmann 1992: 93). Der Kanon, der die normativen und formativen Werte einer Gemeinschaft verkörpert und daher als Orientierung dient und Identität stiftet, ist eindeutig eine „Kategorie der Invarianz“ (Assmann 1992: 94, 122). Die Schrift als Medium kann zudem gerade wegen ihres dialogischen Potenzials die Gegenwirkung, den Anspruch auf verpflichtende Sinngebung, geschlossenen Sinn und Objektivität hervorrufen. (Eine ähnliche Dichotomie kennzeichnet die Wirkung der Schrift auf die Gedächtnisprozesse. Mit der materiellen Fixierung wird die wortwörtliche Memorisierung ermöglicht und zur gleichen Zeit Vergessen induziert.) Die Schrift bietet zwar zu Auslegungen Anlass, impliziert aber Linearität, Fixierung, und Logozentrismus²⁶ – es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Identität als substantielle, an Beständigkeit in der Zeit gebundene Kategorie (die so bestimmend für das neuzeitliche Denken über die Nation wird) als Produkt der Schriftlichkeit zu betrachten ist. (Mit Ricoeurs Termini ist dieser Identitätsbegriff *idem*-Identität zu nennen, wobei die gegenwartsgebundene, dynamische Identitätsauffassung der Oralität Ricoeurs *ipse*-Identität, dem Paradigma der narrativen Identität entspricht.)²⁷ Wie die Schrift sowohl alternative Deutungen als auch die Festlegung des Sinns induziert, sowohl das Vergessen als auch das Erinnern begünstigen kann, so funktioniert auch die Nation als inklusiver Vergemeinschaftungsforum, aber auch als exklusive Kategorie der Identität.²⁸ Diese Funktionen der Nation sind nicht mehr nur auf den Medienwechsel, sondern eher auf die Umbrüche der Neuzeit zurückzuführen. Es war die von den modernen politischen, wirtschaftlichen und demographischen Revolutionen verursachte

²⁶ Es sind wohl diese Wirkungen der Schriftlichkeit, die die Auseinandersetzungen von Nietzsche, Heidegger oder des späten Wittgenstein mit der Sprache beeinflussen. Aufgrund ihrer Arbeiten bezeichnet Nyíri die Philosophie des 20. Jahrhunderts als „post-literal“ – sie charakterisiert in diesem Sinne die Bestrebung, die Philosophie von den „Vorurteilen der Schriftlichkeit“ (Objektivität, Linearität, Bedeutungsfixierung) zu befreien. S. Nyíri, Kristóf. 2001. *Poszt-literalitás mint a huszadik század filozófiájának forrása [Post-Literarität als Quelle der Philosophie im 20. Jahrhundert]*. In: Andor, J. et al. (Hg.). *Színes eszmék nem alszanak... Szépe György 70. születésnapjára*. Pécs: Lingua Franca Csoport, 2001, pp.893-906.

²⁷ Als Beispiel für die substantielle Identitätsauffassung der Literarität gilt auch die in der Oralität unbekannt Autorität des Autors. Wie auch das Buch zu einem massenhaft produzierten Artikel wird, so werden auch die Worte zu Eigentümern der Autoren – der Begriff des Plagiats wird relevant (Ong 1987: 133-135). Der Dialektik von Konkordanz und Diskordanz entspricht auf der Ebene der narrativen Identität von Individuen und Gemeinschaften, die ihre (Lebens)geschichten ständig produzieren und rezipieren, die Dialektik der *Selbstheit* oder *ipse-Identität* und der *Selbigkeit* oder *idem-Identität* (Ricoeur 1996: 144-155, 182-186). Die im Sinne des *idem* konstruierte substantielle Identität oder Selbigkeit ist an die Beständigkeit in der Zeit gebunden, wohingegen die *ipse*-Identität oder Selbstheit eher die Wandelbarkeit des Subjektes impliziert. Die Verschränkung dieser beiden Polen der Identität veranschaulichen die erworbenen Identifikationen, in denen die Andersheit in das Selbst einer Person oder einer Gemeinschaft (als Identifikation *mit* etwas) verinnerlicht wird. Die narrative Identität vermittelt zwischen den Polen der Selbigkeit und der Selbstheit durch imaginative Variationen, die die Erzählung mit narrativer Identität versieht (Ricoeur 1996: 150,152).

²⁸ Die beiden Funktionen der Nation verändern sich natürlich in der Zeit, was ich hier aber nicht eingehend betrachten kann. Über die Entwicklung des nationalen Gedächtnisses im 19. und 20. Jahrhundert von dem Patriotismus des Bildungsbürgertums und dem Nationalismus der Romantiker zum völkischen Kode der

Turbulenz, auf die die neue symbolische Sinnwelt der Nation eine transzendente Antwort der Ordnung und Stabilität gab. Mit Recht ist in diesem Sinne von einem Bündnis von Modernität bzw. Modernisierung und Mythisierung, von einer „dialektischen Beziehung zwischen Modernisierung und der Erfindung von Traditionen“ zu sprechen (Assmann 1999: 85).

Der Verfall der religiösen Gemeinschaft und der mehrsprachlich-heterogenen mittelalterlichen Dynastien, die allmähliche Entwicklung der standardisierten Nationalsprachen, des nationalen (Arbeits)marktes und des zentralisierten, bürokratischen Staates (der die politischen und die sprachlich-kulturellen Grenzen in der Regel vereinte), die Ablösung der horizontal offenen aber vertikal exklusiven „Stratumkultur“²⁹ durch die egalitäre Nationalkultur, der Agrargesellschaft durch die Industriegesellschaft (Gellner 1983) waren, wie erwähnt, die grundlegenden Faktoren, die den Kontext der Entstehung nationaler Gemeinschaften bedeuteten. Der radikale soziale, strukturelle, weltanschauliche Wandel infolge der Verschriftlichung der gesellschaftlichen Kommunikation erzeugte aber auch ein Vakuum in den Weltdeutungen und ein Sehnen nach Stabilität und Normalitätskriterien. Es war die Nation, die Arbeit am „nationalen Gedächtnis“ (Assmann), die nach Bhabha die ideologische und praktische Entwurzelung, den modernen Ordnungsverlust und Orientierungskrise metaphorisch, mit einer vorgestellten Gemeinschaft und mit dem Bewusstsein ihrer Ewigkeit und Transhistorizität kompensierte (Bhabha 2000). Mosse beschreibt weiterhin, wie das Bündnis von Nationalismus und bürgerlicher Moral der Modernisierung mit streng definierten Normalitätskriterien entgegenwirkte (Mosse 1987)³⁰. Nach ihm sind es vor allem die in den bürgerlichen Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts verkörperten sozialen Geschlechterrollen, die „von unten“ von der Familie unterstützt und „von oben“ von der Nation geheiligt für den Schutz der bestehenden Ordnung angesichts der Gefahren der Moderne sorgten (Mosse 1987: 34). Die Kontrolle der Sexualität, die Transzendierung der Sinnlichkeit auf höhere Ziele (die sich, so Mosse, in der leidenschaftslosen Schönheit der griechischen Statuen manifestiert), die starke Unterscheidung zwischen der Normalität (der gesunden und ästhetischen Männer) und der

Nationalsozialisten s. Giesen 1991, 1993 und Assmann 1993. Über die Veränderung und die rhetorischen Strategien der humanistisch-universalistischen und der modernen Nation des 19. Jahrhunderts s. Finsen 2001.

²⁹ Bereits Max Weber betont, dass der Gedanke des auserwählten Volks „nur ein in das horizontale Nebeneinander übersetztes Pendant ‚ständischer‘ Differenzierungen ist“ (Weber 1980: 239) Der Ausdruck Stratumkultur stammt von Finsen 2001.

³⁰ Außer der bürgerlichen Moral ist es die neuzeitliche Vorstellung von der Linearität der Zeit, die Mosse als eine Gegenwirkung auf die Umbrüche der Modernität betrachtet: die Beschleunigung der Zeit infolge der technischen Entwicklung der Transportmöglichkeiten und des allgemeinen Wandels wird in der Vorstellung der Linearität „gezähmt“ (Mosse 1976). Assmann betrachtet die Konstruktion von Dauer als eine allgemeine identitätsstiftende Funktion der Kultur (Assmann 1999). In diesem Sinne wäre die Nation selber als eine Gegenwirkung zur Modernisierung zu verstehen.

krankhaften, abweichenden Abnormalität waren jene Strategien, die auch den Diskurs der Nation bestimmten und vor der Gefahr der Kontingenzerfahrung schützten.³¹

Offenbar sind auch die theoretische Annäherungen an die Nation als “säkulare“ oder “Zivilreligion“ auf die erwähnten sinngebenden Funktionen der Nation zurückzuführen. Tatsächlich werden im Diskurs der Nation konkrete Elemente der jüdisch-christlichen Tradition im nationalen Sinne uminterpretiert. Diese sind die Ideen des auserwählten Volkes (das nach Weber ein in das horizontale Nebeneinander übersetztes Pendant ständischer Differenzierungen ist – Weber 1980: 239), des Heiligen Landes, des Messianismus (Altes Testament) und die Vorstellung der egalitären, brüderlichen Gemeinschaft (Neues Testament) oder im Allgemeinen die Kanonisierung von “heiligen Texten” der Gemeinschaft (Wehler 2001: 27-35). Es folgt aber allein aus der behandelten Definition der Nation als symbolische Sinnwelt oder als kulturelles Produkt, dass sie in der Hinsicht ihres sinnbildenden Potentials und ihrer Funktion der Legitimierung des Todes („Sterben für das Vaterland“) und der Sicherung generationsübergreifender Kontinuität notwendigerweise der Religion ähnlich fungiert (was nicht unbedingt mit dem verstärkten neuzeitlichen Legitimationsbedürfnis zu erklären ist)³². Durkheim erläutert ferner, wie die Gemeinschaft durch die öffentliche Meinung mit Majestät, Ehrfrucht und moralische Autorität bekleidet wird und Gott ähnlich heilige Dinge und in ihren Mitgliedern ein Abhängigkeitsgefühl erzeugt (Durkheim 1984: 285). Auch daher empfiehlt es sich, die Bestimmung der Nation als “politische Religion” im phänomenologischen Sinne zu verstehen, anstatt sie im Sinne der ideologisch überhöhten Transzendierung zu benutzen oder mit dem weniger dynamischen Begriff der substantiellen (*idem*-)Identität zu verbinden.

I.3. Schriftliche und mündliche Medien nationaler Identität in der Neuzeit

³¹ Die Männerrollen, die die bürgerliche Moral und der Nationalismus festlegte, waren die des Fundaments der Nation, die des Soldaten, des Helden, der die Theorie der Nation in Praxis umsetzt; die Frauen galten dahingegen als tugendhafte Schützer der Familie, die die Soldaten gebaren und moralisch erzogen. Die Überschreitung der Grenzen dieser idealtypischen Rollen hätte, so Mosse, die vorgestellte stabile Ordnung der Nation subvertiert, wie auch die unkontrollierte Sexualität (so die Homosexualität) den Männerbund der Nation zerstört hätte. (Nicht ohne Grund wurden den “Fremdkörper” in der homogenen Gemeinschaft der Nation, so z.B. den Juden eine übertriebene Sexualität beigemessen – Mosse 1987: 34-73). Diese Tendenz der nationalen Identitätskonstruktion, die die Nation als Schutzschild gegenüber die Modernität funktionalisiert und damit die nationale nicht als dynamisch-narrative sondern als substantielle (*idem*-) Identität entstehen lässt, zeigt aber eher in die Richtung der Entwicklung von ideologisch übersteigerten, völkisch-nationalistischen Kodierungen der Nation, was keinen Gegenstand dieses Kapitels bildet.

³² Damit werden Menschen „mit ihren Vorfahren und Nachfahren zu einer sinnhaften Totalität [verbunden], in der die Endlichkeit der individuellen Existenz transzendiert und dem Tode des Individuums Sinn verliehen wird“ (Berger-Luckmann 1999: 110). Vgl. Assmann 1999: 84.

Nach der Klärung jener Faktoren, die infolge des medialen Wandels in der Neuzeit die Entstehung der Gemeinschaft der Nation, ihre kulturelle Produktion ermöglichten (Linearität, Abstraktion, Demokratisierung als Paradigmen der Denkweisen) gilt es, die konkreten Strategien und Projekte dieses Prozesses zu erläutern. Die „Projekte“ der Nationalliteratur- und Nationalgeschichtsschreibung (als Erzählungen des *mimesis II*) sowie Anlässe zur nichtschriftlichen Wahrnehmung nationaler Inhalte (Feste, das Militär, das Schulwesen, usw.) sind dabei zuerst in dem identitätsstiftenden Kontext ihrer Rezeption und Produktion zu verorten. Dieser ist bestimmt von jener Art der nationalen Identitätskonstruktion, die Jan Assmann in seiner Analyse des Deuteronomium, am Beispiel des Judentums, – des „Prototyps der Nation“ (Assmann 1992: 30) – erläutert. Demnach wird im nationalen Gedächtnis das kommunikative – das lebendige, biographische und überwiegend mündliche – Gedächtnis ins kulturelle, d.h. ins vergangenheitsbezogene, demzufolge auf objektivierte Vermittlungsformen angewiesene Gedächtnis, in „kulturelle Mnemotechnik“ „umgeformt“ (Assmann 1992: 222).³³ Diese Steigerung des Generationsgedächtnisses zu einem generationsübergreifenden Langzeitgedächtnis, das ein politisches Kollektiv konstruiert und stabilisiert, geschieht grundlegend durch den Prozess der Kanonisierung, die grundlegende schriftkulturelle Organisationsform der Nation. Der Kanon stiftet nämlich „ein Nexus zwischen Ich-Identität und kollektiver Identität. Er repräsentiert das Ganze einer Gesellschaft und zugleich ein Deutungs- und Wertesystem, im Bekenntnis zu dem sich der Einzelne der Gesellschaft eingliedert und als deren Mitglied seine Identität aufbaut“ (Assmann 1992: 127). Durch die Kanonisierung des kulturellen Gedächtnisses, die „Sakralisierung“ der Identität im Interesse der gesteigerten Form der Erinnerung an die Vergangenheit der Nation, der Sicherung der immerwährenden Kontinuität mit dieser nationalen Vergangenheit können die Vorstellungen von einem homogenen Raum der Nation und der linearen Zeit der Nationalgeschichte entstehen, deren Eindeutigkeit Schutz vor Paradoxien und Kontingenzerfahrungen bieten sollte. Die beiden Grunderscheinungen, die die neuzeitliche Arbeit am nationalen Gedächtnis unterstützten, sind die (von dem Medium der Schrift ermöglichte) *Verwissenschaftlichung*: die Herausbildung der Disziplinen der Literatur- und Kunstwissenschaft und der Geschichte, und die gleichzeitige *Sakralisierung* dieser Disziplinen: in der ersten erfolgt die Sakralisierung durch die Kanonisierung der Klassiker durch Selektion, Ausgrenzung und Entzeitlichung, in der zweiten durch die

³³ In Pierre Noras Begriffen heißt es, dass die Inhalte der „unbewohnten“, zum Vergessen verurteilten Geschichte in den Bereich des „lebendigen“ Gedächtnisses eingefügt werden (Nora 1990).

Konstruktion historischer Mythen (Assmann 1993: 46). Dieser Prozess der Stiftung von nationaler Identität durch die (Sakralisierung der) Literatur- und Geschichtswissenschaft soll im Folgenden erläutert werden, wobei mein Augenmerk erstens den explizit narrativen, schriftlichen Medien dieses identitätsstiftenden Vorganges gilt. Nachher wird jener Vorgang erläutert, in dem die schriftlich kanonisierten Inhalte in der Form von zeremoniellen, rituellen Kommunikation zirkulieren, womit, wie erwähnt, das kulturelle und das kommunikative Gedächtnis sich „vereinen“, um das kollektive Gedächtnis eines politischen Kollektivs zu bilden.³⁴

Es sind die bereits behandelten Erscheinungen der Verschriftlichung der Kommunikation, der Umbrüche der Moderne und der Herausbildung der Nationalstaaten, die die narrativen Strategien der Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert bestimmten. Es geht nicht nur darum, dass die Chroniken der mittelalterlichen Geschichtsschreibung von einer neuartigen Historiographie abgelöst wurden, in der sich Geschichte säkularisiert und rhetorisiert präsentierte (Uhlig 1991), sondern in erster Linie darum, dass das vom Schreiben neukonstruierte Denken die der Geschichtsschreibung zugrunde liegende (und grundsätzlich von der Schrift ermöglichte) Trennung zwischen Faktum und Fiktion und Gestern und Heute ermöglichte (Assmann 1996:24). Geschichte, wie sie als „eigene Weise der Weltsicht“ im frühen 19. Jahrhundert erschien, ist in diesem Sinne ein Produkt jener historischen Situation, die den gemeinsamen Konstruktionscharakter künstlerischer und wissenschaftlicher Aussagen verkannte und sich als Vermittler zwischen positivistischer Wissenschaft und romantischer Kunst bestimmte (White 1999: 38, 53). Die Vergangenheit als solche, die Objektivität als die verdinglichte Gegenwart sind nämlich, wie bereits gezeigt, erst nach der Ablösung der Welt des verklingenden Klages durch die bleibende Spuren hinterlassenden Literalität vorstellbar. Erst in der Kultur der (Druck)Schriftlichkeit verändert sich die vormoderne Vorstellung von der Zeit der Geschichte, die eher als amorpher Referenzbereich fungierte und kein Kollektivsingular im Sinne Fohrmanns, als „Tiefendimension“ hatte. Die Stichworte der Nationalgeschichtsschreibung, wie Linearität, Referenzialität, Kontinuität, Rekonstruktion und Faktizität sind zentrale Begriffe der zunehmend materiellen und eindeutigen Kultur der Schriftlichkeit (und auch ihrer „homogenen und leeren“ Zeit). Die Geschichtsschreibung baut, wie Fohrmann über das Projekt der nationalen Poesiegeschichtsschreibung feststellt, in die

³⁴ Hier muss ich auf den möglicherweise verwirrenden Gebrauch des Begriffes „Gedächtnis“ hinweisen. Bei Jan Assmann (Assmann 1992) ist die *kollektive Erinnerung* ein Überbegriff, wird zusammenfassend für das *kulturelle* und *kommunikative* Gedächtnis verwendet. Aleida Assmann (Assmann & Frevert 1999) gebraucht den Begriff *kommunikatives Gedächtnis* im gleichen Sinne, unter *kollektives Gedächtnis* versteht sie dahingegen

Oberfläche der Ereignisse die Tiefendimension der Nation ein – damit bietet sie den Eindruck, eine abgeschlossene Wirklichkeit sinnhaft zu ordnen, vollständig zu erklären und zu repräsentieren (Fohrmann 1989: 19-35). Die Geschichte der Nation fungiert als Organ der Sinngebung; sie legitimiert die Gegenwart, stabilisiert eine Identität, minimiert die Kontingenz und stiftet Ordnung, was den religiösen Charakter der Nation bestätigt – so Fohrmann: „die grundsätzliche Ordnung wird aus der Geschichte abgeleitet; die Bedeutung der Religion als Feld allgemeiner Wahrheiten wird durch die Analyse von Geschichte ersetzt.“ (Fohrmann 1989: 24). Hayden White analysiert tiefgreifend (White 1991, 1994), wie sich die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert zum Paradigma der Objektivität, zur Disziplin über die Wirklichkeit entwickelte, das durch diese Verbindung und Auslegung der Vergangenheit die Identität ihrer Rezipienten, die symbolische Sinnwelt in der Gegenwart zu bestimmen vermochte.³⁵

Die typische Form der (auf keinen Fall als einheitlich betrachtbaren) Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert ist die *Nationalgeschichtsschreibung*, die den Anspruch auf Objektivität mit der Funktion der (mythischen) Identitätsstiftung vereint, indem sie die Geschichte der Nation im Rahmen eines emanzipatorisch-evolutionistischen Denkens erzählt. Die entsprechende Form der Geschichte des neuen politischen Subjekts der Nation ist nämlich die politische- oder Staatsgeschichte, die Betonung der Kontinuität zwischen der Gründungszeit und der Gegenwart der Nation, wobei der lineare Prozess der Geschichte auf die Emanzipation der Nation, auf das Erwachen des Nationalstaates gerichtet ist.³⁶ Wegen der Dominanz der Bestrebungen von Historikern nach Kontinuität, Objektivität und Chronologie betrachtet White als einzig mögliche Form des historischen Erzählens im 19. Jahrhundert die Handlungsstruktur bzw. Erzählweise des englischen historischen Romans (White 1999: 55)³⁷. Die Strategie der identitätsstiftenden “Sakralisierung” der Geschichte oder der Instrumentalisierung des Gedächtnisses ist die Engführung oder die Selektion, d.h. die

ausgesprochen ein identitätsstiftendes, instrumentalisiertes Gedächtnis, das auf die Inhalte des *kulturellen Gedächtnisses* baut. Oben verwende ich den Begriff in diesem letzteren Sinne.

³⁵ Vgl. Gyáni 2000 und Foucault über den Geschichtsdiskurs und ihre Relevanz im 19. Jahrhundert in: Foucault, Michel. 1974 [1971]. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp (v.a. 269-274).

³⁶ Die Annahme der transhistorischen Gegebenheit der Nation bestimmte auch die Grenzziehung zwischen den Disziplinen der Literatur-, der Sprachwissenschaft und der Volkskunde (Giesen 1991: 10), was mit der herderschen Vorstellung von den nationalen Gemeinschaften deutlich im Einklang steht.

³⁷ Auch Peter von Matt betont, dass der historische Roman (Walter Scott), der mit der kritischen Quellenforschung parallel Einfluss gewann, das epische Potential der Geschichtsschreibung erbe. Nach ihm möchte der historische Roman sich quellenkritisch abgesichert einstellen, wobei die Geschichtsschreibung der verlorenen epischen Gewalt nachtrauert (von Matt 2001: 10).

Kontinuitätsstiftung durch Auslassung, den Einsatz des aktiven Vergessens³⁸. So Ricoeur: “Durch die Selektion der Erinnerung vollzieht sich also wesentlich die Instrumentalisierung des Gedächtnisses” (Ricoeur 1998: 111). Die Mikrogeschichte, Ereignisse der Kontingenz, und alles was nicht zu der Emanzipation der als apriorische Kategorie aufgefassten Nation beitrug, wurden systematisch (und identitätsstiftend) vergessen – Assmann spricht diesbezüglich von einer „Allianz von Herrschaft und Vergessen“ (Assmann 1992: 72). Typischerweise wird in reduktiven Formen der Geschichtsschreibung die Gewaltanwendung bei der Gründung nationaler Gemeinschaften eliminiert, nicht ohne Grund schreibt Ricoeur, dass “das Schwierigste ist nicht, ’anders zu erzählen’ [...], sondern die Gründungsereignisse unserer eigenen kollektiven, vor allem aber nationaler Identität anders zu erzählen; aber das weitaus Schwierigste ist und bleibt, diese Gründungsereignisse ’von den Anderen’ erzählen zu lassen“ (Ricoeur 1998: 124). Auch Ernest Renan, ein Vorläufer neuerer anti-essentialistischen und konstruktivistischen Arbeiten zur Nation, wies auf den reduktiven, exklusiven Charakter der Identitätskonstruktion und Vergemeinschaftung (in der nationalen Geschichtsschreibung oder im nationalen Gedächtnis) hin, indem er bereits im 18. Jahrhundert feststellte, dass das nationale Geschichtsbild mit dem Bündnis von Vergessen und Erinnern legitimiert wird.

“Es macht jedoch das Wesen einer Nation aus, dass alle Individuen vieles miteinander gemein haben, und auch, dass sie viele Dinge vergessen haben. Kein Franzose weiß, ob er Burgunder, Alane oder Wisigote ist, und jeder Franzose muss die Bartholomäusnacht und die Massaker des 13. Jahrhunderts im Süden vergessen haben”(Renan 1995: 45-46).³⁹

Die inhaltliche Engführung der Geschichtswissenschaft versieht die Geschichte der Nation mit Verbindlichkeit und dies geschieht durch die Strategien der Wiederholung, der Überblendung und der Koppelung (Assmann 1993: 52-54). Als Ergebnis des Projektes der

³⁸ Vergessen stellt in diesem Sinne gar keinen Gegensatz zum Erinnern dar. Fasst man nämlich, so Assmann, das Erinnern nicht als *ars*, als Mnemotechnik, sondern als *vis*, als identitätsstiftende Erinnerung auf, so wird das Vergessen sogar untrennbar von der Erinnerung (Vgl. Assmann, Aleida. 1999. *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen der kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck: 27-32). Vgl. dazu Ricoeur, nach dem der Akt des narrativen Konfigurierens an sich schon das Erinnern mit dem Vergessen verbindet (aus diesem Grund geht auch White davon aus, dass Literaten und Historiker neutrale Ereignisse auf die gleiche Weise: narrativ interpretieren, in eine Geschichte vertextlichen, die später interpretierbar und ideologisiert wird). Er interpretiert außerdem u.a. im Kontext der Traumata den “Einsatz” des Vergessens, den oben erwähnten selektiven Charakter des Erinnerns als Voraussetzung der Instrumentalisierung des Gedächtnisses (Ricoeur 1998).

³⁹ Anderson interpretiert die obige Stelle jedoch dekonstruktivistisch, indem er feststellt, dass die angeblich vergessenen Inhalte notwendigerweise auch erinnert worden waren oder werden. Dementsprechend verwendet er u.a. im Bezug auf die gewaltsamen Tode einer Nation die Bindestrich-Konstruktion ‚erinnern-vergessen‘ (Anderson 1988: 200-205). Natürlich kann auch die Erinnerung an gemeinsames Leiden (Opfergedächtnis) identitätsstiftend und integrativ wirken, wie es auch Renan erwähnt.

Nationalgeschichtsschreibung wird schließlich aus der Bevölkerung ein Volk gemacht, und zwar durch dessen Vorwegnahme (Assmann 1993): durch die angebliche Repräsentation des Volkes wird dieses eigentlich “hergestellt”, womit die Geschichtsschreibung zu einem musterhaften Medium der narrativen Identitätskonstruktion durch die Rezeption der selber produzierten Geschichten wird. Jener Widerspruch aber, der mit der Etablierung der kritischen Quellenforschung die Nationalgeschichtsschreibung charakterisiert und im Späteren anhand der schweizerischen Gründungsgeschichte erläutert wird, darf aber auch nicht übersehen werden. Es liegt in der Spannung zwischen dem Bedürfnis nach dem identitäts- und wahrheitsstiftenden Potential der Gründungsmythen und dem gleichzeitigen Anspruch auf schriftlich (urkundlich) belegbare Geschichten (was auch veranschaulicht, dass in der von der Schriftlichkeit dominierten Kultur die – der Fiktionalität gegenübergestellt – Faktizität zum Paradigma der Wirklichkeit wird).

Das „Projekt“ der Nationalliteratur im 19. Jahrhundert charakterisiert das gleiche entelechische Denken über die Geschichte und die Zeit, wie die nationale Geschichtsschreibung. Diese Denkweise zielt auf die Erklärung und Beschreibung eines abstrakten Zentrums, um (im Sinne des *mimesis*-Kreislaufes und inspiriert von Herders Vorstellungen) dieses Zentrum in der Gegenwart zu seiner Identität, zu seinem Selbstfinden zu verhelfen. Die Geschichte der Literatur wird damit, so Fohrmann, zu einem Prozess entelechischer Auswicklung, zur Offenbarung, zum „Bildungsroman des Volkes“ und der Geschichtsschreiber, so wie auch der Autor zum „Propheten der Entelechie“. „Nicht mehr der einzelne Autor oder das einzelne Werk ergeben umfassende Ordnung, sondern des Kollektivsubjekts, aus dessen Geschichte sich ein neues Zentrum als Identität auswickeln ließ“ (Fohrmann 1989: 68). Diese Kollektivsubjekte der Entelechie, diese Signifikate waren die individuellen Nationen, deren „Zum-Sprechen-Bringen“ zum Ziel des “Projekt” der Nationalliteratur wurde. Nationale Identität entstand folglich auch dadurch, dass die Literaturgeschichte die Nation legitimierte und ihr einen Hauch der Ewigkeit verlieh, indem sie den amorphen Korpus literarischer Texte vergangener Zeiten zu einem nationalen „Inter- oder Architext“ (Böhler 1996: 21) integrierte. Andererseits erfolgte die nationale Identitätskonstruktion nicht nur in der Literaturgeschichtsschreibung, sondern auch durch den literarischen Text selbst. Er ist vor allem im 19. Jahrhundert nämlich als ein Medium der Identitätskonstruktion, der Vorstellung der Nation zu deuten, der nationale Mythen darstellen und tradieren kann (als ein Gebiet der narrativen Performanz, der Herstellung nationaler Gründungsgeschichten und nationaler Identität kann er aber zugleich auch die Konstruiertheit der symbolischen Ordnung der Nation aufdecken).

Geschichtliche und literarische Texte, sowie ihre wissenschaftlichen Auslegungen werden aber nicht primär durch die neuen, schriftlichen Foren des 19. Jahrhunderts, in den Medien der Wissenschaften rezipiert (u.a. auch deswegen, weil die Alphabetisierung der gesamten Gesellschaft nur allmählich erfolgte). Den rezeptiven Prozess des *mimesis III.* prägen eher ausgesprochen nicht-textuelle, nicht-schriftliche Medien der Wahrnehmung, die die Inhalte des *mimesis II.* zum Erlebnis der Rezipienten umformen und Identität, Gemeinschaft auf vorschriftliche Weisen der Multimedialität stiften⁴⁰. Nur auf diese Weise, nämlich durch persönliche, performative Identifikation mit nationalen Inhalten kommt die Nation zustande, die zweifelsohne nicht als ein von außen oktroyiertes Konstrukt aufgefasst werden kann. (In diesem Zusammenhang spricht White von der Zusammenarbeit zwischen Kunst, Philosophie, Wissenschaft und Geschichte des 19. Jahrhunderts mit dem Ziel, den „Zeitgenossen die Vergangenheit zu einer lebendigen Gegenwart zu machen“ – White 1999: 52). In diesem Kontext beschreibt Pierre Nora (Nora 1990) das identitätsstiftende Fungieren von *lieux de mémoire* oder Erinnerungsorten schriftlicher Gemeinschaften, die auch nach dem Funktionsschwund der *milieux de mémoire* und im Gegensatz zur Geschichtsschreibung das Gedächtnis der Nation auf nichtschriftlichen Weisen lokalisieren und beleben.⁴¹ Zu ihnen gehören die (im 19. Jahrhundert „erfundenen“) nationalen Feiertage und Feste, Denkmäler und Museen, Symbole und Riten sowie Institutionen wie die Schule und das Militär (Einführung der Schul- und Wehrpflicht), die im 19. Jahrhundert gesamt-national „eingesetzt“ werden⁴². An diesen Erinnerungsorten, so meine These, wird die Gemeinschaft der Nation (eine *print community*) auf eine besondere (mündliche) Weise wahrgenommen, wodurch sich die Vorstellung von der Wirklichkeit Nation erst durchsetzen kann. Zur Entstehung und Befestigung nationaler Identität müssen jene abstrakten (und überwiegend textuellen), Inhalte, die die emanzipierten Wissenschaften offiziell für verbindlich erklären, zu Teilen der

⁴⁰ Nimmt man an, dass die Bedeutungen auch in diesem identitätsstiftenden Prozess auf narrative Weise entstehen, so werden auch die oben vorgestellten Erinnerungsorte mit der Begrifflichkeit einer *intermedialen Narratologie* beschreibbar (Vgl. hierzu die Arbeiten Mieke Bals). Da dieses Feld aber methodologisch noch sehr schwer zu handhaben ist, wird hier auf die narratologische Analyse der rituellen Medien der Nationalisierung verzichtet, wobei das narrative Kursieren der hier vermittelten Inhalte im mimetischen Kreislauf weiterhin von zentraler Bedeutung bleibt.

⁴¹ Nora bewegt sich in der Nachfolge von Halbwachs und Nietzsche in der vertrauten Dichotomie von „Geschichte“ und „Gedächtnis“. Als produktiver erweist sich Aleida Assmanns Ablösung dieses Schemas durch die Hervorhebung ihrer identitätsstiftenden Leistung. Das „bewohnte“, identitätsstiftende, narrativ konfigurierte „Gedächtnis“ nennt sie *Funktionsgedächtnis*, dessen Hintergrund der „unbewohnte“, identitätsneutrale, „amorphe“ Bereich des *Speichergedächtnisses* bildet (Assmann, Aleida. 1999. *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen der kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck: 133-134).

⁴² Ein typisches Beispiel dafür, dass bei der „Arbeit“ an der nationalen Identität die abstrakten, geschichtlichen Inhalte des kulturellen Gedächtnisses in die lebendige, private Erinnerung der Zeitgenossen umwandeln müssen, bieten die Grabmäler der unbekanntenen Soldaten. Die Grabmäler, die nach Anderson den imaginären, anonymen

alltäglichen Kommunikation und der individuellen Lebensgeschichte werden, damit die erwähnte Verbindung von dem kulturellen und kommunikativen Gedächtnis zur Stiftung des nationalen Sinns erfolgt, und dieser Prozess bedarf privater, konkreter und sinnlicher, erlebnishafter Erfahrung⁴³. (Auch Nora bezeichnet mit seinem Begriff jene „Orte“, die im Gegensatz zu der Geschichte Schnittpunkte zwischen dem kulturellen und dem kommunikativen Gedächtnis sind.)

Während im Falle der textuellen Medien nationaler Identität Kontinuität durch Interpretation der nationalen Vergangenheit und infolge der Vertextlichung von nationalen Inhalten (patriotische Lieder, Heldensagen) entsteht, bieten die rituellen Medien Identität durch Wiederholung und Vergegenwärtigung des Sinns der Vergangenheit⁴⁴, unabhängig davon, ob die Teilnehmer den Ritus als „Akteure“ oder einfach als Zuschauer erleben, wird ihnen der nationale Mythos als Erlebnis direkt, körperlich wahrnehmbar. Die gemeinsame Handlung (z.B. an einem Schützenfest) spielt eine entscheidende Rolle bei dem imaginativen Prozess des Zustandekommens der Gemeinschaft: in Versammlungen wird erfahrbar, so Durkheim, dass die (in den Geistern der Mitglieder existierende) Gesellschaft (Gott oder einem „Außenseiter“ ähnlich) gemeinsames Handeln stimulieren kann (Durkheim 1984: 288-290). Die Institution der Schule übernimmt die Aufgabe der Wissensvermittlung von den Eltern, da sich infolge der Schriftlichkeit das Wissen nicht nur quantitativ veränderte, sondern wesentlich umstrukturierte. Gellner unterscheidet zwischen dem kontextgebundenen und in lokalen Dialekten kommuniziertem Wissen der Agrargesellschaften und der standardisierten, unpersönlichen Wissensvermittlung, die in der frühen Industriegesellschaft zum Überleben unentbehrlich wird. (Diese fordert nämlich allgemeine Schriftkundigkeit, Mobilität, unpersönliche Kommunikation und Spezialisten.) Die Verbindung von der neuen, staatlichen Erziehungsmonopole und der einheitlichen Nationalkultur ist nach Gellner der relevanteste Konstruktionsfaktor nationaler Gemeinschaften (Gellner 1991). Tatsächlich fungiert die Schule als wichtiger Schauplatz der Nationalisierung, wo die Vermittlung der kulturellen

und unpersönlichen Charakter der nationalen Gemeinschaft versinnbildlichen (Anderson 1988: 18), werden häufig auch mit einer Namensliste versehen.

⁴³ Die Wirksamkeit ritueller Foren der Nationalisierung unterstützt auch die romantische Vorstellung von der Erhabenheit der Nation. Demnach ist die Nation sprachlich nicht kommunizierbar (Giesen 1993: 152-156), und bedarf allein deswegen nicht sprachliche bzw. nicht schriftliche Vergegenwärtigung in Symbolen, Denkmälern, usw.

⁴⁴ Vgl. Jan Assmanns Begriff der rituellen Kohärenz (Assmann 1992), die ich hier auf die medialen Bedingungen der Wahrnehmung und nicht auf die Natur der Sinnggebung beziehe. Die Eindeutigkeit der rituellen Kohärenz, die Assmann der Mehrdeutigkeit der textuellen Kohärenz gegenüberstellt, verliert ihre zwingende Gültigkeit in jenen rituellen Foren, die in einer Kultur der Schriftlichkeit eine Rolle spielen; die Mündlichkeit und Multimedialität der Sinnggebung erweisen sich sogar, wie später gezeigt wird, als ein Potential der subversiven Deutung von kanonisierten Inhalten.

Erinnerung an die Homogenität der Abstammungsgemeinschaft – vor allem in den Fächern Geschichte, Geografie, Staatskunde und Turnen – im alltäglichen, weniger formalen Rahmen des kommunikativen Gedächtnisses erfolgt⁴⁵. Das Militär, die “Schule der Nation” macht die abstrakte Idee des Männerbundes der Nation – der Schule ähnlich – konkret erfahrbar, und entdeckt zugleich jene Funktion der Nation, die für jede symbolische Sinnwelt charakteristisch ist: die Legitimierung des Todes (als Kämpfen und Sterben für das Vaterland). Seit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht löste die Bindung an die imaginative Gemeinschaft der Nation die früheren lokalen Loyalitäten ab, und dies sorgte dafür, dass der Soldat (der „Staatsbürger in Uniform“) sowohl die Vielfalt seiner Nation als auch die Möglichkeit der Überwindung dieser Heterogenität im Namen der Nation erfuhr. Somit verschränkten sich im militärischen Diskurs bereits im 19. Jahrhundert die nationalen und die Geschlechteridentitäten mit der Gewährung staatsbürgerlicher Rechte.⁴⁶ Die Schule und das Militär sind jene Orte, welche die Nationalisierung einzelner Aspekte des alltäglichen Lebens ermöglichen; effektive Arbeit am nationalen Gedächtnis bedeuten aber auch Foren wie die Schule und das Militär, die den Heterotopoi (Foucault) ähnlich, als besondere Orte mit eigener Zeitstruktur und Wahrnehmungsmodi fungieren, aber nicht dem Bereich der alltäglichen, sondern dem der festlichen Kommunikation angehören.

Die nicht textlichen Repräsentationen des Nationalen tragen zu der erwähnten Objektivierung der Vorstellungen der Nation bei und indem sie diese als eine Abfolge von Handlungen erlebbar machen, stiften sie auf vorschriftliche, visuelle und symbolische Weisen die Identität einer Gemeinschaft. (Mosse spricht wegen der Relevanz dieses medialen Wechsels von der „Theatralisierung“ und „Ästhetisierung“ der Politik [Mosse 1976: 33-62, 122-52], Kaschuba von den „Dramatisierungsmöglichkeiten“ des Nationalen [Kaschuba 2001: 10]). Die Feste eignen sich als Medien der nationalen Integration allein deswegen, weil sie die nationale Vergangenheit effektiv zu einem Mythos umformen, der die Gegenwart legitimiert und für die Zukunft Orientierung bietet. Feste vergegenwärtigen nämlich die Vergangenheit (egal, ob es um die absolute oder die geschichtliche Vergangenheit geht), wodurch diese sinnlich und konkret erlebbar wird. (Die Festzeit ist nämlich eine „heilige Zeit“, die der profanen Zeitdauer historischer Ereignisse gegenüber reversibel, nicht-historisch ist.⁴⁷) Damit

⁴⁵ Besonders prägnant ist diese nationalisierende Funktion der Schule in dem sog. Transnationalismus der (ehemaligen) Kolonien. Junge Intellektuelle gewannen erst in den Schulen der Kolonialmächte einen Eindruck von ihren Ländern als „vorstellbare“, geographisch, usw. beschreibbare Nationen (Wehler 2001: 90-99).

⁴⁶ Diese Zusammenhänge bzw. die Beziehung zwischen Militär und Zivilgesellschaft erläutert im Detail der aufschlussreiche Band von Ute Frevert (Frevert 2001).

⁴⁷ Die Begriffe über die Zeit verwende ich hier im Sinne von Mircea Eliade. Vgl. dazu auch Gadammers Theorien über das Spiel und das Fest. Auch er unterscheidet zwischen zwei Grunderfahrungen der Zeit: der „leeren“ Zeit,

ergänzt bzw. ersetzt die sich wiederholende, gegenwartsorientierte bzw. das Vergangene wieder vergegenwärtigende Zeit der nationalen Feste und Feiertage die Linearität der nationalen Geschichtsschreibung, die gerade durch die festliche „Inszenierung“ ihrer nationalen Inhalte auch Identität fundieren kann. Die nationalen Feste sind also einerseits unentbehrliche Instrumente der nationalen Identitätsstiftung, da sie durch die Vergegenwärtigung der nationalen Vergangenheit (oder auch der Gegenwart) die Nation mit Merkmalen einer idyllischen und ewigen, vorpolitischen Ordnungskategorie versehen und die Mitglieder der nationalen Gemeinschaft mit diesem Kollektivsubjekt und zugleich miteinander verbinden. Zur gleichen Zeit charakterisiert aber jedes Fest auch was Bachtin über das karnevalistische Weltempfinden feststellte, nämlich, dass seine Kategorien (der Familiarisierung, Exzentrizität, Mesalliance und Profanation) jeglicher Abstraktion widerstehen und die ephemere Relativität des Bestehenden proklamieren. Ohne die neuzeitlichen säkularen Feste mit der mittelalterlichen Welt des Karnevals gleichsetzen zu wollen, kann man feststellen, dass die gleichen Feste, die die vorgestellte Ordnung der Nation auf die skizzierte Weise stabilisieren, zugleich die Fragilität jeder Stabilisierungsleistung bestätigen. So Hettling:

„Diese Ausnahmesituation barg jedoch das Risiko, dass die spielerische Verkehrung der Welt in eine reale Umstürzung der gesellschaftlichen Ordnung mündete. [...] In den politischen Festen bündelten sich somit sowohl gesellschaftliche Ursprungs- und Gründungsmythen und damit der Hinweis auf die Veränderbarkeit von sozialer Ordnung, als auch das Bemühen, diese gesellschaftlichen Zustände als dauerhaft zu bestätigen“ (Hettling 1993: 17).

Diese Dichotomie bleibt ein konstantes Merkmal der nationalen Feste, die wegen ihrer Zeitstruktur (der zyklisch wiederholenden Ermöglichung der Verkehrung der bestehenden Welt) neben ihren affirmativen auch subversive Komponente haben. Diese Binarität ist außer der Wahrnehmungsformen der Zeit und der „offiziellen“ Ordnung auch auf die Medialität der Feste zurückzuführen. Der in der Oralität zentrale Körper charakterisiert nämlich eine ähnliche Dichotomie, wie die Feste selbst. Der Körper ist selber ein Medium der Inszenierung und Einprägung nationaler Inhalte, was vor allem auf den schönen und männlichen Körper

in die etwas „hineingefüllt“ werden muss, und der festlichen Zeit, in der die Zeit von der Festlichkeit zum Verweilen gebracht wird. Somit bedeuten die Feste die anthropologisch notwendige „zweite Dimension“ des menschlichen Lebens. (Gadamer, Hans-Georg. 1998. *Über den Ernst des Fehlens von Festen*. Hans-Georg Gadamer in Gespräch mit Rainer Buland. In: Bauer, Günther G. (Hg.). *Homo Ludens. Der spielende Mensch*. Band 8. München-Salzburg: Katzschler: 21-40.)

zutritt (beispielhaft sind in dieser Hinsicht die Turnerbewegungen). Derselbe Körper muss zugleich aber abstrakt und frei von Erotik bleiben, da die Sexualität bereits Kontingenz, Irrationalität, und Subversion der bestehenden (in der Wirklichkeit auch in den Festen „hergestellten“) Ordnung bedeuten kann. Das von dem grotesken und erotischen Körper hervorgerufene Lachen bewirkt ebenfalls eine effektive aber zugleich anti-autoritäre Vergemeinschaftung. Es ist gerade dieses subversive Potenzial der mündlichen Medien nationaler Identitätsstiftung, die ungefähr in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die substantiellen Konstruktionsweisen der nationalen Identität untergräbt.⁴⁸ Nach dem Zweiten Weltkrieg und in dem so genannten „spätmodernen“ Zeitalter ist die im 19. Jahrhundert dominante und kulturprägende nationale Identität nur als dynamische *ipse*- Identität und als eine Identitätsvariante unter den anderen vorstellbar, was dem Charakter der realpolitischen Durchsetzung der Wirklichkeit der Nation gegenübersteht und – der Entstehung der Nation ähnlich – auf einen medialen Wechsel zurückzuführen ist. Zunächst allerdings soll auf die Strategien und Medien der nationalen Integration in der Schweiz auf dem Hintergrund der bisherigen Ausführungen im Detail eingegangen werden

I.4. Nation und Nationalisierungsprozesse in der Schweiz

I.4.a. Identitätskonstruktion in der Nationalgeschichtsschreibung

Der Historiker und Philologe Ernest Renan berief sich in seinem bekannten Vortrag über die Nation (gehalten an der Sorbonne am 11. März 1882) u.a. auf das Beispiel der Schweiz, um seine These zu beweisen, dass die Gemeinschaft der Nation nicht über die geläufigen und scheinbar selbstverständlichen Definitionskriterien der Sprache, Rasse oder Religion zusammenzuhalten sei, sondern allein durch den Willen der Gemeinschaft, eine Nation zu bilden. Die Existenz einer Nation, die wesentliche Voraussetzung, um ein Volk zu sein, beschreibt er als „ein Plebiszit, das sich jeden Tag wiederholt“, als ein „gemeinsames Wollen“ (Renan 1995: 56-57), was die längst zum Allgemeingut gewordene Vorstellung von der Schweiz als einer multikulturellen „Willensnation“ zu legitimieren vermochte. Das relevanteste Medium der nationalen Identitätsstiftung und Integration, die gemeinsame

⁴⁸ Ein gutes Beispiel für diese Erscheinung sind die unterschiedlichen Bearbeitungen des Tell-Stoffes bei Gottfried Keller und bei Max Frisch. In Kellers *Der grüne Heinrich* wird das Aufessen des Apfels als lustiger Zwischenfall erwähnt, der zur Spontaneität und Mehrdeutigkeit der mündlichen Inszenierung gehört. Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* ist an sich als Entfaltung und Ausarbeitung einer ähnlichen alternativen Deutung zu interpretieren, die aber die Subversion des kanonisierten Inhaltes schon im schriftlichen Medium vollzieht.

Schriftsprache oder Nationalsprache gibt es und gab es in der Schweiz nicht, was nicht nur auf die sprachliche und konfessionelle Heterogenität, sondern auch auf die sog. mediale Diglossie in der Deutschschweiz, den gewaltigen Unterschied zwischen der geschriebenen Hochsprache und dem gesprochenen Schweizerdeutschen zurückzuführen ist. Die fehlende Nationalsprache ist der Grund für die erhöhte Intensität und den besonderen Charakter der Nationalisierung in der Schweiz: statt dem (scheinbar) natürlich gegebenen Integrationsfaktor der Sprache wird dabei dem Politikum, der gemeinsamen „Schweizergeschichte“ des „Schweizervolkes“ in dem „Schweizeralpenland“⁴⁹ der Vorrang gegeben. Diese kanonisierten und „sakralisierten“ Inhalte der Nationalgeschichtsschreibung und des „Projektes“ der Nationalliteratur sind bei der differenzüberwindenden (Differenzen jedoch nicht tilgenden) Stiftung einer nationalen Identität in dem mehrsprachigen Gebilde der Schweiz noch mehr als bei anderen Nationen auf mündliche, erlebnishaftige Vergegenwärtigung angewiesen, deren Medien Institutionen wie die Schweizerreise, die Schützenfeste, die Landesausstellungen, die nationalen Feiertage und die historischen Festspiele sind. Die mehrsprachige Schweiz war zudem seit dem Westfälischen Frieden 1648 offiziell als unabhängig anerkannt, sie hatte bereits gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts eine (verfassungsmäßig gefestigte) republikanische Staatsform („Bund“) und emanzipierte sich ohne einen nationalen Befreiungskrieg zum Staat – damit bedeutet sie einen „Sonderfall“ im dynastisch organisierten Europa, was den Legitimationsdruck, die Intensität der nationalen Integration der zerstrittenen Kantone offensichtlich erhöhte. Damit veranschaulicht das Beispiel der Schweiz einerseits überzeugend, dass Nationalisierung bloß eine zusätzliche Identitätsschicht stabilisiert und nicht notwendigerweise Homogenisierung im Sinne von Differenztilgung bedeutet – im Gegenteil, die Heterogenität, die Binnengrenzen können sogar eine affirmative Funktion ausüben. In Anbetracht der besonderen Voraussetzungen der Nationalisierung in der mehrsprachigen Schweiz lässt sich ferner feststellen, dass die Willensnation Schweiz als offen rhetorisches Gebilde zu betrachten ist – als ein „Modellfall“, in dem der Konstruktcharakter der Nation ausgeprägt zum Ausdruck kommt, die Instrumentalisierung der Geschichte entdeckt und die Inszenierung des Nationalen eingehend betrachtet werden kann.

Als zentrale Strategie der Nationalgeschichtsschreibung in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, die den frisch gegründeten Bundesstaat legitimiert und deren uneinheitliche Bevölkerung in eine Nation integriert, ist die Verdeckung dieser Konstruktion durch die

⁴⁹ Auch die Tatsache, dass die Begriffe des Volkes, der Geschichte oder der Alpen in der Schweiz eigentümlicherweise als Komposita zu „Schweizerwörtern“ geworden sind, belegt ihre Relevanz als Ersatzfaktoren der fehlenden Nationalsprache.

Naturalisierung der nationalen Gemeinschaft, was trotz des Strebens nach Faktizität ein ahistorisches, da präsentistisches Verfahren ist, das Identität durch deren Vorwegnahme (jedoch wirkungsmächtig) stiftet. Die Geschichte fungierte in diesem Prozess der Instrumentalisierung, wie erwähnt, als Ersatz für den integrativen Faktor der Nationalsprache; sie wurde als die gemeinsame Geschichte der unabhängigen, demokratisch-föderalistischen, friedlichen Schweiz und Schweizer transzendiert und wirkte als naturbedingte (sogar geographisch determinierte) Notwendigkeit. Treffend veranschaulichen dieses Verfahren der verstärkten, offenbaren Instrumentalisierung der Geschichte als Kompensation für die fehlende ethnische oder sprachliche Einheit die Worte des grünen Heinrich in (der Zweiten Fassung von) Kellers Roman, der den „schweizerischen Sinne“ gegenüber der „träumerischen Ohnmacht“ jener bestimmt, „welche sich auf Sprache und Farbe der Haare stützen“: „So kann man wohl sagen, nicht die Nationalität gibt uns Ideen, sondern eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen“ (Keller 1856/55: 50). Alle kanonisierten Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts bekennen sich zu dieser Meinung auch, so Wilhelm Oechsli, der erste Professor für Schweizergeschichte an der ETH Zürich:

„Gewiss ist die gemeinsame Sprache und die darauf beruhende Kulturgemeinschaft ein mächtiges Bindemittel für die Menschen, aber es gibt ein anderes, was die Menschen noch kräftiger verbindet, [...] eine ruhm- und ehrenreiche Vergangenheit.[...] Gibt es keine schweizerische Sprache, so gibt es eine schweizerische Geschichte“⁵⁰.

Zum Zweck der Legitimierung des Bundesstaates als Endzustand der Geschichte und der Integration der Bevölkerung durch die Naturalisierung, der verbindlichen Deutung der gemeinsamen Vergangenheit wird die Gründung sowie die Existenz des Bundesstaates in das – aus den patriotischen Chroniken des Mittelalters (*Das Weiße Buch von Sarnen*, Aegidius Tschudi) bekannte – „goldene“ Zeitalter des 13. und 14. Jahrhunderts zurückverlegt.⁵¹

Durch die Berufung auf Wilhelm Tell, die Gründungslegende, und die Kontinuität mit dem mittelalterlichen Bund der Eidgenossen entstand einerseits ein Identifikationsraum für

⁵⁰ Wilhelm Oechsli: Vorlesungsmanuskript Demokratie I. Zentralbibliothek Zürich, Ms Z I 2a. Zitiert nach: Buchbinder 2002: 108.

⁵¹ Diese Kontinuität der Nation mit der Eidgenossenschaft des 13. Jahrhunderts zeigt sich auch in den Anfangszeilen der bis heute gültigen Verfassung: „Im Namen Gottes des Allmächtigen! Die Schweizerische Eidgenossenschaft, *in der Absicht, den Bund der Eidgenossen zu festigen* (kursiv vom Verf.), die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation zu erhalten und zu fördern, hat nachstehende Bundesverfassung angenommen“ (Altermatt 1998: 13).

alle Schweizer, andererseits konnte durch die instrumentalisierte Geschichte die Erfahrung des Sonderbundeskrieges „vergessen“ werden (Buchbinder spricht in diesem Kontext von einer „Deckerinnerung“ – Buchbinder 2002: 150). Der moderne Schweizer Staat entstand nämlich nach jenem Bürgerkrieg, in dem die konservativen, katholischen Urkantone von den liberalen Städten besiegt worden waren – die Fokussierung auf die mittelalterliche Gründungsgeschichte, deren fortschrittliche Protagonisten ausgerechnet die im 19. Jahrhundert besiegten antimodernistischen Urkantone waren, eignete sich bestens zur Kompensation für die Verluste dieser Kantone. Von den bewussten Bestrebungen zur Heilung der „Wunde“ des Sonderbundeskrieges zeugen auch die Organisation des Sempacher Festes (1886), an dem die einst geteilte Nation sich selbst wieder zusammen feiern konnte und jene Strategie der Geschichtsschreibung, welche die Erfahrung der Fremdheit innerhalb des Eigenen dadurch auflöst, dass sie das Fremde aus dem Eigenen „hinausprojiziert“. Sascha Buchbinder erläuterte diese Strategie bei Oechsli (und auch bei Dierauer – Buchbinder 2002: 194), der des innerschweizerischen Konfliktes die Jesuiten beschuldigt, die die katholischen Urkantone beherrschten. Zugleich bietet diese Strategie das beste Beispiel dafür, was White als den metaphorischen Charakter der Geschichtsschreibung beschrieb, nämlich dass die gleichen Ereignisse in unterschiedliche Handlungsstrukturen integriert werden können: die Geschichte des Sonderbundeskrieges wird bei den erwähnten Geschichtsschreibern nicht als Bürgerkrieg innerhalb der Nation, sondern als „integrative Befreiungskrieg“ (Buchbinder 2002: 147) erzählt.

Die Berufung auf die Gründung der Eidgenossenschaft, sowie die gesamte Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts charakterisiert, das sei hier betont, die schon erwähnte Spannung zwischen dem Bedürfnis nach patriotischer Identitätsstiftung und der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, deren Maßstab die quellenkritische Belegbarkeit des Erzählten bedeutete⁵². (Bahnbrechend waren in dieser Hinsicht die entmythologisierenden Arbeiten von Joseph Eutych Kopp (1793-1866)⁵³, der als Begründer des historischen Positivismus in der Schweiz galt.) Da die Ereignisse der – insbesondere aus Schillers *Wilhelm Tell* bekannten – Befreiungstradition urkundlich nicht belegbar waren, wurden sie in den für unwissenschaftlich und unwahr erklärten Bereich der Fiktion verwiesen (auf das Fortleben und Blühen dieser Sagen in volkstümlichen, nichtschriftlichen Foren wie die Festspiele

⁵² Eine eingehende Analyse des Umgangs von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Dändliker mit dem Erbe der kritischen Schule einerseits und mit der Befreiungstradition andererseits befindet sich bei Buchbinder 2002.

⁵³ 1835 erschien die *Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde*, zwischen 1845 und 1882 die 5 Bände der *Geschichte der eidgenössischen Bünde*.

kommen wir noch zurück). Für die Bewahrung der zweifelsohne hohen Effektivität dieser Geschichten als nationale Integrationsfaktoren ergaben sich für die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts mehrere Möglichkeiten. Nicht selten wurden im Sinne eines Keller-Sonetts („Ob sie geschehn? das ist hier nicht zu fragen; Die Perle jeder Fabel ist der Sinn“ – Keller 1888) die Sage trotz ihrer zugegebenen quellenkritischen Unbelegbarkeit und des Bekenntnisses des Geschichtsschreibers zur kritischen Schule mit den Kriterien der Geschichtlichkeit versöhnt. So betont Oechsli: „es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Sagen uns echte Züge bewahrt haben“⁵⁴. Genauso sprach Johannes Dierauer, dessen fünfbändige *Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft 1887-1917* erscheint, von einem „grundsätzlich wahren“ Kern der Sagen, er beschrieb den Chronisten Tschudi als „Schweizer Herodot“. Karl Dändliker interpretiert in seiner *Geschichte der Schweiz* (1884-1887) die Sagen als Augenzeugenberichte und er zitiert Schillers Wilhelm Tell sogar unvermittelt.⁵⁵ Bedeutender ist jedoch jene Strategie der nationalen Geschichtsschreibung, die auf die Figuren und Ereignisse der Befreiungsgeschichte mittelalterlicher Chroniken verzichtet, um ihre Inhalte – die Identifizierung der mittelalterlichen Schweiz mit einem idyllischen, zur Freiheit determinierten Bauernstaat und der Schweizer mit einem kriegerischen Hirtenvolk – jedoch bewahren zu können.

Matthias Weishaupt beschreibt die Instrumentalisierung der Geschichte, die Rückprojektion der gegenwärtigen Vorstellungen in die Vergangenheit, also der Identitätsstiftung durch die Vorwegnahme der Identität unter dem Stichwort der *Bauernideologie*. Ein typisches Verfahren ist dabei, so Weishaupt, die erwähnte Naturalisierung der (idealisierten) Geschichte des „Bauernstaates“ und „Bauernvolkes“, d.h. ihr starkes Verbinden mit der natürlichen Umgebung der Schweizer, ja sogar das Herstellen eines kausalen Zusammenhanges zwischen den Alpen und der Geschichte bzw. den Eigenschaften ihrer Bewohner. Ein früheres Zeugnis dieser Naturalisierung der Schweizergeschichte befindet sich in Albrecht von Hallers Gedicht *Die Alpen* (1729), das die helvetische Geschichte (die mündlich überlieferte Befreiungsgeschichte) im Umfeld des unverdorbenen und archaisch-arkadischen Schweizeralpenlandes verortet. Die frühe Idealisierung der Bergwelt als Hort der Freiheit, als Gegenwelt zu den restlichen europäischen

⁵⁴ Oechsli, Wilhelm. 1891. *Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Zur Säkularfeier des ersten ewigen Bundes vom 1. August 1291, verfasst im Auftrag des schweizerischen Bundesrates*. Zürich. Zitiert nach Buchbinder 2002: 135.

⁵⁵ Buchbinder betont zudem, dass am ältesten die Geschichtsbücher von Dändliker sind, die viel ideologischer sind als die Arbeiten von Dierauer und Oechsli. Grund dafür liegt nach Buchbinder in der Tatsache, dass Dändlikers Geschichtsbuch noch vor dem national integrierenden Sempacher Fest veröffentlicht worden war (Buchbinder 2002: 215).

Ländern ist jedoch den nichtschweizerischen Philohelveten des 18. Jahrhunderts zu verdanken, deren Vorstellungen in der Reiseliteratur ihrer Zeit festgehalten wurden. Als typisch gilt in dieser Hinsicht das folgende Zitat aus dem Reisetagebuch von Auguste von Littrow, die sogar 1846 die politischen Umstände in der Schweiz ihrer Lokalisierung in den Alpen zuschreibt:

„Als wir unseren Weg fortsetzten, [...] gedachten wird des gewaltigen Kontrastes zwischen monarchischen und republikanischen Zuständen. [...] Es ist wie mit den Wirkungen des Schalles in der Ebene und im Gebirge! Wenn der Einzelne im flachen Lande längst nicht mehr darauf rechnen darf, gehört zu werden, und es völlig aufgibt, seine Stimme auf eine gewisse Entfernung hin geltend zu machen, lässt der Gebirgsbewohner noch guten Mutes seinen Ruf erschallen und rechnet auf den Widerhall und auf die Stellung der Berge, welche den Schall seiner Stimme weiterhin und wohl noch an die rechten Orte tragen werden. *Merkwürdigerweise haben sich zugleich alle Despotenreiche in den Ebenen ausgedehnt, während die Gebirgsvölker sich fast immer frei erhielten* [Hervorhebung vom Verf.]“ (Littrow 1965: 39).

Dieser Heterostereotyp, mit dem die Bildungstouristen des 18. Jahrhunderts ihre literarischen und politischen, utopischen “Wunschvorstellungen“ in die Schweiz „projizierten“, wurde im 19. Jahrhundert von den Schweizern als Autostereotyp übernommen und fand ihre wissenschaftliche Legitimation in der Geschichtswissenschaft (Weishaupt 1992: 21-28).

In diesem Prozess wurde die Schweiz zu einem politisch utopischen Ort transzendiert und die Schweizer mit jenen, zum „edlen Wilden“ stilisierten (Weishaupt 1992: 21) Bauern gleichgesetzt, die als politisch aktive, kämpferische Hirtenkrieger bereits im Mittelalter den Schweizer Staat gründeten, die also Bauer, Bürger und Krieger in einer Person waren.⁵⁶ Zugleich wurde die mittelalterliche „Republik“ zum Vorbild des neuzeitlichen Bundesstaates und die bäuerlichen „alten Eidgenossen“ zu Verkörperungen der national-bürgerlichen Tugenden – jene Institutionen (der Bundesstaat des 19. Jahrhunderts) und Werte (die Nation), welche die Geschichtswissenschaft hätte legitimieren sollen, wurden damit im Rahmen einer kontinuierlichen, entelechischen Geschichtsschreibung vorweggenommen und ins Mittelalter zurückprojiziert. Unverkennbar erscheinen die Ziele, Wünsche und Bedürfnisse des jungen

⁵⁶ Hettling 1998:100-102. Nach Hettling unterscheidet sich das Bild des Bauers im politischen Kontext der Schweiz durch seinen politischen, rebellischen Kern von den Stilisierungen des Bäuerlichen anderswo. Hier ist

Bundesstaates in beinahe jeder Beschreibung der als homogen und demokratisch eingestellten mittelalterlichen Gesellschaft. Die alte Eidgenossenschaft erscheint als „Keim unseres freien Bundesstaates“ (Weishaupt 1992: 91), bei Dierauer steht, dass „ihre Gebiete erhöhen die kriegerische Kraft [...] der Eidgenossen“⁵⁷, als Fremde werden bei Oechsli die Österreicher und die Deutschen, als Freunde dagegen alle Bewohner der im 19. Jahrhundert schweizerischen Gebiete imaginiert (Buchbinder 2002: 143). Dierauer spricht sogar vom „schlummernden nationalen Gedanken“⁵⁸ der mittelalterlichen Schweiz, Oechsli behauptet, dass die alten Eidgenossen bereits eine allgemeine Wehrpflicht gekannt und die freiheitsliebenden Hirten eine allgemeine Volksbildung angestrebt hätten (Buchbinder 2002: 153) und der Bundesbrief von 1291 wird offenbar als Vorläufer der Dokumente der bürgerlichen Welt interpretiert (Buchbinder 2002: 126). Zusammenfassend kann festgehalten werden, so das Ergebnis der Weishaupt-Studie, dass

„idealtypische, für das Zeitalter der Nationalstaaten charakteristische staatsrechtliche Überlegungen und für eine identitätsstiftende und integrative Ideologie der Moderne elementare Bestandteile werden möglichst tief in der Vergangenheit, mit Vorliebe im romantisch-finsteren Mittelalter, verankert, um sie mit einer Aura des Althergebrachten, Traditionellen und Bewährten zu umgeben und so ihre Legitimität und Notwendigkeit zu garantieren“ (Weishaupt 1992: 110).⁵⁹

Das ahistorische Verfahren der dermaßen instrumentalisierten Nationalgeschichtsschreibung stand von Anfang an im Gegensatz mit der realpolitischen Unterdrückung der Bauer von den „gnädigen Herren“ der aristokratischen Schweizer Obrigkeiten. Außerdem wird in der heutigen Geschichtswissenschaft (dem Fortleben der Bauernmythen im populären Bereich zur Trotz) allgemein anerkannt, dass der Bund von 1291 kein einzigartiger, geschweige denn heroischer und demokratischer Vorgang, sondern eine normale regionale Vereinbarung von Kleinadligen war (Buchbinder 2002: 128), die sich nicht

er nämlich „nicht nur der Landesbewohner, sondern der Befreier von obrigkeitlicher Bevormundung und ausländischer Herrschaft“ (Hettling 1998: 100).

⁵⁷ Dierauer, Johannes. 1920. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. 2. Gotha. Zitiert nach Weishaupt 1992: 83.

⁵⁸ Ebd. (46.)

⁵⁹ Eine andere relevante Funktion der Bauernideologie besteht darin, dass mit der Vorstellung der „bäuerlichen Adligen“ bzw. „adligen Bauern“ die (nicht zum Geburtsadel gehörigen) politischen Eliten der Schweiz ihre Macht legitimieren konnten (Weishaupt 1992). Ebenso gegenwartsorientiert fungierte das Erzählen der Schweizergeschichte als Kriegsgeschichte, bzw. die Gleichsetzung der Bauern mit den Hirtenkriegern in Schulbüchern, deren Zweck die Erziehung von zukünftigen Soldaten und Soldatenmütter war (Buchbinder 2002: 154-158).

nur gegen „fremde Vögte“ zusammenschlossen, sondern eventuell auch gegen die rebellierenden Untertanen.⁶⁰ Es herrscht Übereinstimmung auch darüber, dass die mittelalterliche Eidgenossenschaft nicht ein homogenes und pränationales Gebilde war, wie es in der Nationalgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts eingestellt wurde, sondern eben ein lockerer Bund zerstrittener Untertanenländer, zugewandten Orte und aristokratisch eingestellten Städte. Die Ahistorizität der neuzeitlichen Geschichtsschreibung enthüllt außer diesem Widerspruch auch die Instrumentalisierung der Figur des Bauern in der Auseinandersetzung der Österreicher und der Schweizer um die göttliche Legitimierung der Macht in der Eidgenossenschaft. Weishaupt belegt überzeugend, wie in dem rhetorischen Streit der Bauertopos von den beiden Seiten mit vollkommen gegensätzlichen Inhalten verwendet werden konnte: die Habsburger beriefen sich auf die gegen die göttliche Ordnung rebellierenden „bösen puren“, die Schweizer auf die sittlich vollkommenen „fromme edle puren“ (Weishaupt 1992: 171-186). Die Erfindung (der Tradition) des mittelalterlichen „Bauernstaates“ und „Bauernvolkes“ in der schweizerischen Geschichtsschreibung und ihre langanhaltende Wirkung veranschaulichen somit exemplarisch die nationalisierende Wirkung der erwähnten zwei Tendenzen der Sakralisierung und der Herausdifferenzierung der Wissenschaften im 19. Jahrhundert. Dabei muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Durchsetzung der behandelten Inhalte der Geschichtswissenschaft auf ihre Inszenierung in nichtschriftlichen Medien angewiesen war. Obwohl die Ergebnisse der historiographischen Arbeiten in Schulbüchern und Zeitungsartikeln Verbreitung fanden und ihr Stil dem wichtigsten Kriterium der Publikumswirksamkeit unterordnet und deswegen „bildhaft“ war, propagierte auch Oechsli die „Wallfahrten“ zu den Erinnerungsorten, den Schauplätzen der Befreiungsgeschichte (Buchbinder 2002: 125, 109). Medien der Oralität, die Anlass zu emotionellem Erleben geben, spielen nämlich in der Aneignung der schriftlich fixierten Inhalte des nationalen Diskurses in der Schweiz eine überaus große Rolle, deren Ursachen im folgenden Kapitel betrachtet werden.

I.4.b. Die mündlich-multimediale Realisierung der Nation: Schweizerreisen, Schützenfeste, Festspiele, Landesausstellungen und der 1. August⁶¹

⁶⁰ Mehr dazu in: Kreis 1991: 7-11.

⁶¹ Aus arbeitsökonomischen Gründen (bzw. wegen der Relevanz der „typisch schweizerischen“ Medien im Titel) muss in diesem Kapitel darauf verzichtet werden, die schweizerischen Ausprägungen von zwei hierzu gehörenden Medien der Nationalisierung eingehend zu betrachten: das Militär und die Schule. Es sei nur am Rande erwähnt, dass dem Militär, das Forum der konkreten Erfahrung des Männerbundes der abstrakten Nation im Falle der Schweiz eine besondere Rolle zukommt, und zwar wegen des mittelalterlichen Söldnerdienstes und der verbreiteten Vorstellung vom „wehrhaften Charakter“ der Gebirgsvölker, von dem „Hirtenkrieger“. Mehr

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass bei der Entstehung der abstrakten nationalen Identität die auf der Schriftlichkeit beruhenden Inhalte in mündlichen Medien rezipiert werden müssen – nationale Identität wird nämlich in diesem Akt der identitätsstiftenden Rezeption produziert. Bei der Entstehung der narrativen Identität der Nation, bei der Anwendung der expliziten Erzählungen (*mimesis II*) auf die Lebenswelt (*mimesis III*) wird die Geschichte zum Gedächtnis, indem der schriftlich zugängliche Text multimedial inszeniert, die imaginative Gemeinschaft nicht-virtuell, sondern affektiv erlebbar, intersubjektiv erfahrbar wird. Diese Art der (figurativ-visuellen) Durchsetzung nationaler Inhalte als Garant der Entstehung von nationaler Identität, sowie ihr imaginativer Charakter lassen sich wiederum mit einem Zitat aus Gottfried Kellers *Der Grüne Heinrich* illustrieren. Es geht um die Vision, den Traum des Heinrich über eine Holzbrücke, über die er auf seinem Pferd zu reiten bereit ist. Das Innere ist mit Malereien bedeckt, welche „die Geschichte und alle Tätigkeiten des Landes darstellen“:

„Das ganze abgeschiedene Volk war sozusagen bis auf den letzten Mann, der soeben gegangen, an die Wand gemalt und schien mit dem lebendigen, das auf der Brücke verkehrte, Einer zu sein; ja manche der gemalten Figuren traten aus den Bildern heraus und wirkten unter den Lebendigen mit, während von diesen manche unter die Gemalten gingen und an die Wand versetzt wurden. [...] Und [indem] der Austausch zwischen dem gemalten und wirklichen Leben unausgesetzt stattfand, schien auf dieser wunderbar belebten Brücke Vergangenheit und Zukunft nur ein Ding zu sein. »Nun möcht' ich wohl wissen, was das für eine muntere Sache ist!« summte ich in mich hinein, und das Pferd antwortete auf der Stelle: »Dies nennt man die Identität der Nation!«“ (Keller 1856/55: 713)⁶²

Die identitätsstiftende Verbindung von Vergangenheit und Gegenwart, von Selbst und Selbstbild erfolgt einerseits im Traum, was persönliches Miterleben und Teilhabe erlaubt und andererseits, in dem Traum durch ein visuelles Medium (durch die Vereinigung von

darüber: Jaun, Rudolf. *Armee und Nation. Schweizerische Militärdiskurse des 19. Jahrhunderts im Widerstreit*. In: Altermatt 1998: 149-167. Die Nationalisierung durch die Schule wurde nach der Bundesverfassung von 1874 effektiv, als ein obligatorischer, unentgeltlicher und staatlich kontrollierter Primarunterricht eingeführt wurde. In diesem Sinne wurde das Fach Geschichte als Schweizergeschichte säkularisiert, in den Lesebüchern gewannen Texte mit nationalen Inhalten Dominanz. Mehr dazu in: Helbling 1994. Gleichwohl ist das obige Kapitel weit davon entfernt, die behandelten Institutionen und Medien der Inszenierung des Nationalen in die notwendige Tiefe gehend berücksichtigt zu haben. Die Fragen und Themen der einzelnen Abschnitte wären in weiteren, eigenständigen Arbeiten zu klären, die die einzelnen Medien auf ihr nationalisierendes Potential hin befragen.

⁶² Auf die Demontage dieser Identität in der Fortsetzung des Textes kommen wir noch zu sprechen.

„gemalten Figuren“ und den „Lebendigen“). In der Entstehung der nationalen Identität in der Schweiz scheinen die nicht-schriftlichen Modi der Vermittlung nationaler Inhalte eine modellhaft relevante Rolle zu spielen, was grundlegend auf zwei Gründe zurückzuführen ist.

Einerseits begünstigen die Viersprachigkeit und die mediale Diglossie in der Schweiz im Grunde genommen die nicht-schriftlichen und mundartlichen Inszenierungsformen, so das Volkstheater, die Tellspiele, usw. Außerdem macht Manfred Hettling auch auf ein eigenartiges „Defizit“ in der Entstehung des nationalen Diskurses in der Schweiz aufmerksam. Da die Eidgenossenschaft grundsätzlich friedlich, ohne einen nationalen Befreiungskrieg zustande kam und auf eine lange nicht-monarchische Tradition zurückblicken konnte (was den Legitimationsdruck des politischen Gebildes sowieso erhöht), fehlten hier beide Faktoren, die emotionelle Bindung an das Gemeinwesen ermöglicht, Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt und aufrechterhalten hätten: die Herrscherpersonen und die für das Vaterland gefallenen militärischen Toten (Hettling 1998/3: 20). Da die Nation auch hier nur durch das (nicht-schriftlich vermittelte) Erlebnis der Nation und der nationalen Werte intersubjektiv wirken konnte, „entstanden“ in der Schweiz neue Medien, wie die Landesausstellung, das historische Festspiel oder der Nationalfeiertag oder im nationalen Sinne neuinterpretierte Foren (Schützenfeste), die die national integrative Rolle der Texte übernahmen. Die Effektivität und die Dominanz dieser sozialen Handlungen, der populären Vergesellschaftungsforen ist zugleich die Erklärung dafür, dass die Mythen der Befreiungstradition trotz des Angriffes seitens der kritischen Schule, trotz der erläuterten Bemühungen der Geschichtswissenschaftler um die quellenkritische Akribie intakt geblieben sind, im Hinblick auf ihre nationalisierende Wirkung.

Im Kontext der obigen Überlegungen mag auch nicht erstaunen, dass Wilhelm Oechsli bei aller quellenkritischer Ablehnung der Legenden um Wilhelm Tell die Reisen zu den Erinnerungsorten, den Schauplätzen der eidgenössischen Gründungsgeschichte (die Rütliwiese, Schlachtorte) als Wallfahrten propagierte⁶³. Ähnliches tat die Helvetische Gesellschaft, in Philippe-Sirice Bridels 1795 erschienenen *Versuch über die Art und Weise, wie Schweizer Jünglinge ihr Vaterland bereisen sollen*⁶⁴, ganz zu schweigen von den wirkungsvollen Thematisierungen der Alpen und ihrer Bewohner in Albrecht von Hallers Gedichten (*Die Alpen*), Johann Caspar Lavaters (gesungenen) *Schweizerliedern* oder den

⁶³ Oechsli, Wilhelm. 1890. Bausteine zur Schweizergeschichte. Zürich: 7. Zitiert nach: Buchbinder 2002: 109.

⁶⁴ Bridel schlug vor, die patriotischen Erlebnisreisen in Gruppen von fünf oder sechs Jugendlichen unter der Leitung eines Erwachsenen durchzuführen. Sie sollten sechs Wochen lang die klassischen Schauplätze der Schweizergeschichte sowie auch eine Landsgemeindeversammlung besuchen, um die politisch-gesellschaftliche Ordnung anzueignen und das „Vaterland [...] lieben zu lernen“ (Hettling 1998: 10).

Erzählungen von Jeremias Gotthelf. Die Institution der *Schweizerreise* war, wie erwähnt, bereits im 18. Jahrhundert eine Praxis, die das Naturerlebnis mit dem Erfahren der Nation verband, sie befestigte sich zur „selbstreferentiellen und selbstreflexiven Bildungsreise“ (Hettling) erst nach der Etablierung des Alpenmythos⁶⁵. Die Geschichtswissenschaft fokussierte im 19. Jahrhundert auf die mittelalterliche und bäuerliche Gründung der Eidgenossenschaft, womit die Vorstellung von den Schweizern als bäuerlich geprägtes Hirtenvolk oder Gebirgsvolk entstand. Zudem wurde 1882 der Eisenbahntunnel durch den Gotthard eröffnet, was die einst unzugängliche Bergwelt zum zentralen Verbindungspunkt der Schweiz entwickelte. Die Schweiz wurde daher im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend als Alpenrepublik oder (von Gott befestigter) Gotthard-Staat erwähnt, und die Schweizerreise funktionierte mehr als je zuvor als ein Medium der Nationalisierung, das das Wesen, den verbindenden Charakter der Nation (die Alpen als Schauplatz der Gründungsgeschichte) auf sinnliche Weise (die Alpen als Naturphänomen), individuell erfahren ließ. Zudem war die Schweizerreise wegen der räumlichen Kleinheit des Landes auch praktisch zu verwirklichen: im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern, deren aufgeklärte Jugendliche auch (oder vor allem) ins Ausland reisten (und überwiegend noch nicht im 18., sondern im 19. Jahrhundert), reiste man in der Schweiz innerhalb des Landes (Hettling 1998/3: 11). Das Bereisen der Alpen gab nicht nur zum persönlichen, körperlichen Erlebnis der gegenwärtigen Gesellschaft und der Schweizergeschichte Anlass (Rütliwallfahrten), sondern auch zur Identifikation mit den Schweizern als Gebirgsvolk. Ein relevantes Verfahren der Naturalisierung der Nation bestand nämlich darin, dass der „Nationalcharakter“ oder sogar der Grund der schweizerischen Nation, der „Wille zur Nation“ als geographisch determiniert eingestellt wurde (s. die Zitate von Littrow und Keller). Der Topos von dem biologisch-geographisch determinierten *homo alpinus helveticus*⁶⁶, dem Gebirgsvolk, das „noch besser und tugendhafter als die Flächenbewohnern“ sei und „mehr innern Gehalt und mehr Charakter“⁶⁷ als die Flächenbewohner habe, fand in der Schweiz auch daher rasche Verbreitung, weil die geographische Bestimmung einer „Rasse“ die fehlende ethnische Homogenität kompensieren konnte. Um die Schweizer identitätsstiftend von den Germanen abzugrenzen, berief sich bereits Johannes von Müller auf die Kontinuität zwischen dem keltischen Stamm der

⁶⁵ Mehr darüber in den aufschlussreichen Beiträgen von Guy P. Marchal (*Das «Schweizeralpenland»: eine imagologische Bastelei*), Ute Heidmann Vischer (*Idealisiert, mythologisiert und «nach dem Leben gemalt». Zur Darstellung des Schweizer Alpenvolks in Albrecht von Haller «Alpen»*) und Peter Utz (*Alpen auf dem Papier. Literarische Erosionsformen des Alpenmassivs bei Robert Walser*) in Marchal & Mattioli 1992.

⁶⁶ Mehr zu dem Rassendiskurs befindet sich bei: Georg, Kreis. *Der «homo alpinus helveticus». Zum schweizerischen Rassendiskurs der 30er Jahre* (Marchal & Mattioli 1992) und Keller, Christoph. *Ob es den reinrassigen Schweizer gebe: Otto Schlaginhaufen und die Rassenfrage* (Welter 1988: 76-104).

Helvetier und den Schweizern, wobei diese Kontinuität nicht biologisch interpretiert, sondern geographisch bestimmt wurde: die Helvetier starben zwar aus, ihr Freiheitswillen erbten aber alle Schweizer, da dieser von dem Alpenraum geprägt und motiviert war (Capitani 1987: 29). Die Alpen gehörten natürlich zur Inszenierung der Nation auch in den Landesausstellungen: typischerweise wurde in dem künstlichen Schweizerdörfli (Genf 1896) auch ein 40 Meter hoher Berg errichtet, womit der Besuch des Schweizerdorfes (oder der gesamten Landesausstellung) zu einer verkleinerten Schweizerreise wurde. Die fortdauernde Wirkung des Alpenmythos zeigt aber auch die Tatsache, dass General Henri Guisan die „nationale Alpenfestung“ am 25. Juli 1940 tatsächlich bestieg (er berief hohe Offiziere auf dem Rütli zum Rapport) und sich dabei auf die geläufigen Topoi des in den Alpen verankerten eidgenössischen Wehrwillens der Vorfahren berief.⁶⁸ Auch die „Igelmentalität“ der Geistigen Landesverteidigung konnte dem *reduit national* ähnlich mit dem Alpenmythos interpretiert werden. Die Alpen sind einigermaßen bis heute das meistverbreitete Symbol der Schweiz, zu sehen ist es in der Landeshymne, auf Scheinen und Münzen – 1997 erschien sogar noch ein Band mit dem Titel *Gotthard - die steinerne Seele der Schweiz*⁶⁹, obwohl die Schweizerreise ihren politischen Charakter generell schon eindeutig verloren hat.

Die *Schützenfeste* gehören der Schweizerreise ähnlich zu jenen Medien der Erfahrung nationaler Identität, die auch vor dem eigentlichen nationalen Zeitalter, dem 19. Jahrhundert existierten, dann aber eine überregional integrative, nationale Funktion erhielten. Das erste überkantonale Schützenfest wurde 1824, vom Eidgenössischen Schützenverein in Aarau organisiert (wovon auch in Kellers *Das Fähnlein der sieben Aufrechten* erzählt wird), nachdem im eidgenössischen Militärreglement 1817 das Schiessen zum Nationalsport erklärt worden war (Santschi 1991: 40). Die Identifikation des Schützens mit Wilhelm Tell, sowie die performative, individuelle Identifikation mit den Inhalten der Befreiungsgeschichte liegt auf der Hand. Die festen Bestandteile des Ritus – der Wettkampf, der Fahnenkult (wo die eidgenössische Flagge über die regionalen Fahnen tritt), Festreden, Festzüge, das gemeinsame Singen – vereinten außerdem den Teilnehmer mit anderen Mitgliedern der nationalen Gemeinschaft, und zwar auf überwiegend multimediale⁷⁰ und emotionale Weise: „Nicht nur Essen und Trinken verband die einzelnen, sondern auch die immerwährende Kulisse eines

⁶⁷ Johann Rudolf Suter, zitiert nach: Guggenbühl 1998: 39.

⁶⁸ Mehr dazu: Schaufelberger, Walter. *Das «Reduit national» 1940, ein militärhistorischer Sonderfall*. In: Marchal & Mattioli 1992.

⁶⁹ S. dazu: Yvonne Boerlin-Brodbeck: *Das Bild der Alpen* In: Welter 1988: 76-104.

⁷⁰ Interessanterweise hebt Keller, der ansonsten die sinnliche Inszenierung des Nationalen propagierte, gerade am Beispiel der Schützenfeste die Effektivität der „Kunst des Wortes“ hervor – im Gegensatz zu den Sängereisen werden hier nämlich die Tischreden streng eingehalten (Keller: 1861: 213).

ohrenbetäubenden Lärms durch Vorträge, Gerede und Liedersingen in der Halle sowie die Gerüche aus der Küche, der Tabaksqualm und der Pulvergeruch vom Schiessplatz”(Hettling 1998/2: 109). Im Medium des Schützenfestes wird die emotional und performativ erlebte Nation zum Teil der individuellen Lebensgeschichte: die Teilnahme bedeutete eine Art Initiation, das Eintreten in den Männerbund, dessen Rahmen und Kontinuität somit nicht nur die Familie, sondern auch die Nation – repräsentiert vom Männerbund der Schützenfeste – sicherte (ebd.). Die an den Schützenfesten auf diachrone und synchrone Weisen „körperhaft“ sichtbar gewordene Nation ist nämlich eine rein männliche, wehrhafte, bürgerliche Gemeinschaft. Frauen (und die mit ihnen assoziierte unkontrollierbare, irrationale Sexualität) erhielten in der Ordnung der Nation eine sekundäre Rolle als Soldatenmütter- und Weiber, oder sie wurden zu allegorischen Verkörperungen der Nation stilisiert (Helvetia), was auch in der Struktur der historischen Festspiele augenfällig wird.

Zieht man die Massenteilnahme⁷¹ der Zuschauer an den *historischen Festspielen* in Betracht, die auch ein integraler Bestandteil des 600-Jahre Festes 1891 sowie der Landesausstellungen in Bern (1914) und Zürich (1939) waren, so scheint sich die schon erwähnte These kaum bestreiten zu lassen, dass die Nationalisierungsprozesse trotz der Ergebnisse der quellenkritischen Geschichtsforschung gewaltig von der Gründungslegende der Eidgenossenschaft geprägt, da stark rezeptionsabhängig waren. Die historischen Festspiele, die zwar seit dem 16. Jahrhundert belegt sind, aber eindeutig zwischen 1848 und 1914 blühten und von ihren möglichen Vorgängern, den lokalen mittelalterlichen Tellspielen, den jahreszeitlichen und den sakralen Festspielen oder den Schlachtfeiern zu unterscheiden sind⁷², thematisierten nämlich in ihren episodischen Bildern das Zusammenwachsen der Eidgenossenschaft mit besonderer Rücksicht auf die mythischen oder allegorischen Figuren wie Wilhelm Tell, Winkelried oder Helvetia. Ein bemerkenswertes Ergebnis der Studie von Wolfgang Hartmann über den historischen Festzug besteht darin, dass diese Festspiele in der Schweiz anders als in Deutschland auch dann historisch waren, wenn nicht ein Jubiläum oder geschichtlicher Anlass vorhanden war, also dass sie eine einzigartige Rolle gespielt haben, nämlich die der nationalen Integration (Hartmann 1976: 158). Die historischen Festspiele in der Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind in diesem Sinne auf jene Bedingungen hin zu untersuchen, die ihre weitgehende Durchsetzung als „Konstrukteure“ der nationalen

⁷¹ Stern spricht von Zehntausenden, die mit Extrazügen zu den Schauplätzen geführt worden waren, Keller erwähnt sogar Hunderttausende von Teilnehmern (Keller 1861).

⁷² Katrin Gut behandelt dahingegen die mittelalterlichen Schlachtenspiele, die vaterländischen Schauspiele im Dienst der Glaubenskämpfe, der Reformation, der Gegenreformation und der Volksbildung im nationalen

Identität ermöglichen. Affirmativ wirkten, das bedarf wohl keiner weiteren Klärung, die Inhalte der Handlungsbilder, die auf keinen Fall auf den Sonderbundeskrieg oder die innere Zersplitterung und Konflikte der Eidgenossenschaft fokussierten, sondern ausschließlich das Mittelalter, die Helden und Heldenhaftigkeit des Eigenen und den Sieg über die Feinde, die Anderen (oder die Opferbereitschaft der besiegten Schweizer) darstellten. Das allgemeine Schema, das Katrin Gut in ihrer eingehenden Analyse der vaterländischen Schauspiele zwischen 1512 und 1920 entwickelt, ist auch hierfür anwendbar – sie unterscheidet drei zeitliche Ebenen und Zustände, die im vaterländischen Spiel aufeinander folgen: die eidgenössische Vergangenheit als „sittlicher und politischer Idealzustand“, die eidgenössische Gegenwart als Zustand der „Bedrohung oder Verlust des Idealzustandes“ und die eidgenössische Zukunft als Zeit der „Überwindung der Gefahr und Wiederherstellung des ursprünglichen Idealzustandes“ (Gut 1996: 39). Die Betonung fällt dabei auf die Überwindbarkeit der Widersprüche, das Widererleben des (zeitlosen) nationalen Ruhmes, was sich oft in der Bundeserneuerung am Ende des Spieles manifestierte, und was eine Gesellschaft der Schweiz als national erlebbare oder zur Nation gestaltbare Gemeinschaft konstruierte. Daher bilden die meisten Festspiele des 19. Jahrhunderts auch einen Kontrapunkt zu den Fastnachtsspielen, die die ephemere Unordnung, den spielerischen Umsturz der gesellschaftlichen Begebenheiten zelebrierten – an den historischen Festspielen und Festzügen wurde die (ansonsten doch keinesfalls als ideal gefundene) Gesellschaft durch die Feiern ihrer Leistungen nur bestätigt, aber nie kritisiert, geschweige denn ausgelacht (Stern 1987: 312)⁷³. Die Identifikation mit der Vergangenheit galt zugleich, wie auch am Schützenfest, als Identifikation mit der Gegenwart der leibhaft anwesenden Mitglieder der imaginativen Gemeinschaft der Nation und sie erfolgte wegen der besonderen medialen Bedingungen überaus effektiv. An den Festspielen wurde nämlich die (mythisch überhöhte) nationale Vergangenheit theatralisch inszeniert, was die Multimedialität ausbreitete und mit Monumentalität versah: die optische Reize der aufwändigen Kostüme (1882 wurde das erste

Zeitalter zusammen (Gut 1996). Mehr zu der obigen Unterscheidung: Stern 1987. Am wichtigsten sind die Festspiele in Zürich 1851, in Bern 1853, in Murten 1876, Schwyz 1891 und Bern 1891.

⁷³ Stern weist den Festzügen sogar eine ähnliche kompensatorisch-therapeutische Funktion zu, wie wir es am Beispiel des Sempacher Festes erklärt haben, an dem die im Sonderbundeskrieg verfeindeten Kantone zum ersten Mal gemeinsam feierten. Nach ihm konnten die einst unterdrückten Kantone in den Festspielen ihre Leiden – das Geschehene als etwas Notwendiges – durchspielen und sich dadurch von den „Traumata“ dieser Verluste heilen. Das subversive Potential der Festspiele mag zwar gering gewesen sein, anhand von ihnen erwähnt Keller jedoch – quasi als Vorläufer des kritischen Patriotismus – einen „Schwank“. Er spricht in seinem Essay von einer geplanten „Allegorie, in welcher alle Arten des unächten Patriotismus, der eigennützig, der unzufriedene, der neidische, der affektierte, der durchtriebene, der weinerliche, der beschränkte, der händelsüchtige, u.s.f. in verständlichen, aus dem Leben gegriffenen Typen ihr Wesen treiben, beherrscht von einer in einem kolossalen Frankenstück thronenden Münzhelvetia“ (Keller 1861: 182).

Schweizer Kostümverleih gegründet – Gut 1996: 181), der Menschenmassen auf der Bühne, der geschwungenen Waffen und die akustische Wirkung der Chorgesänge und der Kanonendonner gaben Anlass zu einer Wahrnehmung der Nation, die Stern mit Recht als „ekstatisch“ und „suggestiv“ beschreibt. Die dermaßen intensive Identifikation des Volkes mit der inszenierten nationalen Vergangenheit setzte natürlich voraus, dass die Theatralität der Festspiele auf keinerlei Trennung zwischen Zuschauer und Schauspieler oder zwischen der „Fiktion“ der Bühne und der „Realität“ der Lebenswelt beruht. Die Mehrheit der Mitwirkenden war auch kein professioneller Schauspieler, sondern einfaches Vereinsmitglied, der Schwur der alten Eidgenossen wurde gemeinsam erneuert und am Ende sang man gemeinsam die Landeshymne – ein jeder in seiner eigenen Sprache. Am wirkungsvollsten war jedoch die liturgieähnliche Schlusszene, die Apotheose der Helvetia⁷⁴, die Wilhelm Tell die drei Eidgenossen und Mutter Helvetia als überirdische Wesen präsentierte. Damit wurde die abstrakte Idee der Nation in der Gestalt der Helvetia verkörpert und zugleich transzendiert und ihr Erlebnis und Erfahrung integrierte die Teilnehmer zu wirklichen Mitgliedern der Nation. (Hier entsteht eine imaginative Wirklichkeit auf eine ähnliche Weise, wie in der zitierten Traumvision des grünen Heinrich, der die Figuren der historischen Gemälden und die tatsächlichen Menschen vereint sah.) Diese offenbare Wirkung der historischen Festspiele motivierte wohl Keller, in dem Schauspiel jene Kunst zu sehen, „in welcher das Schweizervolk mit der Zeit etwas Eigenes und Ursprüngliches“ hervorbringen könnte, und zwar wegen der „großen und ächten Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschließlichen Gedanken des Vaterlandes“ (Keller 1861: 181). Ähnlich sind die Grundlagen von Pestalozzis Aufruf: „Zerstöret alle Theater, die ein Dach haben! Erschaffet Jahresfeste fürs Volk unter freiem Himmel“⁷⁵. Zugleich zeugt Pestalozzis Vorschlag auch von der im Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmenden Spaltung zwischen dem städtischen Kunsttheater der Schweiz und dem Schweizer Volkstheater. Letzteres wurde wegen ihrer summarisch skizzierten national integrativen Funktion von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft als Mittel zur patriotischen Volksbildung begriffen und propagiert.⁷⁶

Die zyklische Zeitstruktur solcher Jahresfeste ist der Garant für die identifikatorische Durchsetzung jener Inhalte, die auch in der linearen Zeitlichkeit der Nation kursierten und sie

⁷⁴ Mehr über die verschiedenen Rollen der Helvetia und der Allegorisierung der Frau in: Kreis 1991/2.

⁷⁵ Pestalozzi, Johann Heinrich. 1827. *Ja oder Nein? Äusserungen über die bürgerliche Stimmung der europäischen Menschheit in den obern und untern Ständen von einem freyen Mann*. In: Feilchenfeld, W. (Hg.). *Johann Heinrich Pestalozzi. Sämtliche Werke*. Bd. 10. Berlin: 160, zitiert nach Stern 1987: 316.

⁷⁶ Mehr darüber in Gut 1996: 179-186.

bewahrt daneben auch die Multimedialität der Oralität und die Wiederholung, die Einheit von Vergangenheit und Gegenwart als ihre Strukturmerkmale. Die bereits erörterte, für die Schriftlichkeit charakteristische Trennung zwischen Vergangenheit und Gegenwart bzw. die Vorstellung von der Linearität der Zeit benötigen auch die Feste als Medien, wo die Identität mit der Vergangenheit (die auch immer von der Gegenwart abhängt) erlebbar werden konnte.⁷⁷ Das legitimatorische, identitätsstiftende Potential der Feste motivierte die Erweiterung ihres Geltungsbereiches auf die gesamte Nation, ihren Einsatz als *nationale Feste* und macht sie zu Musterbeispielen der „Erfindung“ der Vergangenheit, was auch auf den 1. August als Schweizer Nationalfeiertag, auf das Fest der Gründung der Eidgenossenschaft zutrifft. Am Beispiel der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts wurde bereits die identitätsstiftende Ahistorizität des Umgangs mit Gründungsgeschichte, die legitimierende Rückprojizierung gegenwärtiger Wunschvorstellungen wie Demokratie, Einheitlichkeit und Wehrhaftigkeit ins Mittelalter geklärt. Die zentrale Strategie war dabei die Tradierung der von dem kritischen Positivismus angegriffenen Inhalte der Mythen in der Gestalt des Bauernstaates und des Gebirgsvolkes. Eine ähnliche Verschiebung charakterisiert die Festlegung des Datums der Gründung der Eidgenossenschaft. Lange verortete man die Gründungsereignisse aufgrund der mittelalterlichen Chroniken (Rütlichschwur, usw.) im Jahre 1307; 1760 wurde aber der Bundesbrief von 1291 wiedergefunden und publiziert. So wurde zum ersten Mal am 1. August 1891 das Jubiläumsjahr gefeiert⁷⁸ (seit 1889 war das jährliche Gedenken offiziell vorgeschrieben). Die Inhalte vermengten sich jedoch mit denjenigen, die mit 1307 verbunden wurden – so konnte man „mit einer scheinbar kritischen und modernen Haltung den Gründungsmythos von 1307 als Legende abtun und unkritisch mit dem Kult um die Urkunde von 1291 den Gründungsmythos, den man zu bekämpfen vorgab, weiterführen“ (Kreis 1991: 90) Die Betonung der Kontinuität zwischen der Schweiz des 19. Jahrhunderts und des mittelalterlichen Bundes am Nationalfeiertag mag an diesem Punkt an die behandelte Instrumentalisierung der Geschichte mit der Vorstellung vom Bauernstaat und Bauernvolk erinnern. Erst in den 1960er Jahren (bzw. von den Autoren der *achtung: Die Schweiz* schon 1954) wurde die Ersetzung des Datums von 1291 durch 1848 vorgeschlagen, als die Schweiz tatsächlich zu einem modernen politischen Gebilde wurde (auch noch die 90er Jahre sind von

⁷⁷ Diese Einsicht findet sich auch bei Georg Kreis, der zwei Weisen der Differenzüberwindung zwischen Gestern und Heute unterscheidet: den Entwicklungsgedanken (s. die entelechische Vorgehensweise der Geschichtsschreibung) und die Parallelisierung. Natürlich gehören weitere Faktoren, so auch die bereits erläuterten Verfahren der Geschichtsschreibung zu den kulturellen Konstruktionsstrategien von Dauer, die Vergangenheit und Gegenwart eng verbinden.

⁷⁸ Eine detaillierte Beschreibung dieses Tages befindet sich bei Santschi: 68-73. Wie der 1. August als Gründungstag festgelegt wurde, ist meines Wissens noch nicht wissenschaftlich geklärt worden.

der „98 statt 91“ - Debatte geprägt, was im Späteren noch näher betrachtet wird). Georg Kreis zeigte jedoch schlüssig, dass auch an dieser Initiative die Bedürfnisse der Gegenwart abzulesen sind, nämlich der Wunsch nach einer „weltoffenen, asylfreundlichen, von unten geschaffenen, fortschrittlichen“ Schweiz, die sich in der Schweiz von 1848 manifestiert (Kreis 1991: 13).

Nicht nur die Festlichkeiten am 1. August 1891 – so das historische Festspiel, das Fest in Schwyz oder die Aufführung der Tell-Kantate am Fest auf dem Rütli am 2. August – zeugen von der Wirkung der Gründungslegenden. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die nationale Monumentalarchitektur auch in der Schweiz eine Blütezeit. Die Konjunktur von öffentlichen Gebäuden und Inszenierungen nationaler Themen in Denkmälern und Gebäuden, die auf die lange und gescheiterte Suche nach dem Nationaldenkmal folgte⁷⁹, illustrieren unter anderem zahlreiche Schlachtkapellen und Telledenkmäler sowie der Bau des Schweizerischen Landesmuseums (1898), des Bundeshauses (1852), der Eidgenössischen Technischen Hochschule (1860/64) oder des Bundesarchivs (1897-1899), wo die Abschiede der alten Eidgenossenschaft aufbewahrt sind.⁸⁰ Die Konjunktur malerischer bzw. skulpturaler Darstellungsformen der heroisierten eidgenössischen Vergangenheit oder die Aufrichtung von Museen oder der “Ruhmeshalle der Nation”, der neugotischen Waffenhalle im Schweizerischen Landesmuseum zeugen von der Intensivierung der Arbeit an jenem Symbolarsenal, das die kollektive Identität der Nation stabilisieren und aufbewahren sollte.⁸¹ Im Folgenden sollen jedoch nicht diese bis heute sehenswerten Verknüpfungen von Architektur und nationaler Identität diskutiert werden, sondern jenes Medium der Inszenierung der Nation, dessen symbolhafte Prestigebauten sich gerade durch ihre ephemere Qualität auszeichnen, das damit zu einem einzigartigen Übergang zwischen (bzw. eine Mischung von) den dauerhaften Verkörperungen und der zyklisch wiederkehrenden Inszenierungen des Nationalen bedeutet.

Die *Landesausstellungen* sind als „inhärent“ nationale Medien der Erfahrung von der Gesellschaft und der Inszenierung ihres Selbstbildes zu betrachten. Sie modellieren nämlich einerseits die Grundstruktur der Nation – die „Attraktivität und Vermarktbarkeit“ des Eigenen (Kohler & von Moos 2002: 9) –, andererseits brachten sie schon immer die infolge der

⁷⁹ Mehr zu den Denkmalprojekten: Schubiger, Banno, *Die Suche nach dem Nationaldenkmal vor 1848*. In: Welter 1998: 58-65.

⁸⁰ Mehr dazu in Santschi 1997.

⁸¹ Besonderer Aufmerksamkeit bedarf dabei Ferdinand Hodlers Fresko *Rückzug von Marignano* in der Ruhmeshalle, die die Niederlage der Schweizer im 16. Jahrhundert darstellt, und als heldenhafter Abzug in die “splendid isolation” der “bewaffneten Neutralität” interpretiert wurde. S. dazu: Marchal, Guy.P. & Mattioli, Aram. *Nationale Identität – allzu Bekanntes in neuem Licht*. In: Marchal & Mattioli 1992.

medialen Entwicklungen veränderten Wahrnehmungsprozesse (die auch die Vorstellung der Nation prägten) zum Vorschein, indem sie sich an diese anpassten oder diese als Objekte der Ausstellung in sich integrierten⁸². Auf diese Vorgänge soll nun das Hauptaugenmerk gerichtet werden. Auf das nationalisierende, selbstreferenzielle Potential einer Ausstellung des Landes wies Umberto Eco 1964 in seinem Bericht über die Landesausstellung in Lausanne hin. Er paraphrasiert hier die von Thukydides überlieferte Rede des Perikles an die Athener, wo der beispielhafte und eigenartige Charakter der Athener Gesellschaft festgehalten wird. Eco bezieht die Inhalte dieser Rede auf die Schweiz, bzw. er schreibt sie in zentralen Begriffen der Schweizer Selbstdefinition um und er kommt zum bemerkenswerten Ergebnis, dass die Landesausstellung „hauptsächlich die Funktion hat, sich selbst auszustellen. In der Expo stellt die Schweiz vor allem ihre Expositionsfähigkeit aus, einen ihr eigenen Sinn für Ordnung und Einteilung. Die Expo stellt eine Expo aus, und die Inhalte sind nur der Vorwand“ (Eco 2002: 143). Auf den nationalen Charakter dieser Expositionsfähigkeit weist jedoch auch jene Entwicklungstendenz hin, welche die Inhalte dieser „Vorwände“ kennzeichnet. Die Landesausstellungen hatten vom Anfang an (die erste fand 1857 in Bern statt) einen binären affirmativen Charakter: sie dienten als Demonstrationen der wirtschaftlichen Fortschritt zur Förderung der Wirtschaft und Industrie, und gleichzeitig ermöglichten sie als Inszenierungen der nationalen Identität die Wahrnehmung, das Erleben der Gesellschaft in ihren offiziellen Selbstbildern. Diese zweifache Funktion war an der Landesausstellung in Zürich (1883) als offizielles Ziel deklariert: in dem *Officiellen Führer durch die Schweizerische Landesausstellung* bestimmte man das Zweck der Veranstaltung folgenderweise: „[...] ein übersichtliches Bild der Leistungsfähigkeit der schweizerischen Bevölkerung auf diesen Gebieten zu gewähren, dadurch zu gegenseitiger Belehrung und zur richtigen Würdigung der eigenen Kraft zu dienen“ (Gugerli 2002: 193). Im Laufe des 19. Jahrhunderts und vor allem zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung verschob sich jedoch der Akzent von der wirtschaftlichen Dimension⁸³ zu der politisch-nationalen (Elisabeth Castellani Zahir spricht sogar von einem Dreierschnitt: die Landesausstellungen des 19. Jahrhunderts hält sie für wirtschaftliche, die des 20. Jahrhunderts für nationale und die des 21. Jahrhunderts für postnationale Selbstdarstellungen – Kohler & von Moos 2002: 221).

⁸² Besonders ausgeprägt ist die Verwendung der neuesten (digitalen) Medien in dem Expo 2002. Über die grundlegende Rolle der Ausstellungen in der Geschichte des Sehens, die identitätsstiftende Relevanz des Blickes von oben s. Wagner, Monika: *Die organisierte Wahrnehmung. Mobilität und liquide Architektur in frühen Weltausstellungen*. In: Kohler & von Moos 2002: 21-42).

⁸³ Es sei jedoch angemerkt, dass natürlich auch die wirtschaftliche Selbstdarstellung eine national integrative Funktion ausübte (Nationalwirtschaft!), was am Beispiel der Eröffnung des Gotthard-Tunnels als „Katalysator“

Bereits an der Expo 1896 in Genf spielte die nationale Selbstinszenierung eine ebenso große Rolle, wie die wirtschaftliche, was die Popularität des künstlichen Schweizer Dorfes, des *village suisse* belegt. Dem exotischen Negerdörfli (*village noire*) ähnlich vergegenwärtigte die aus 56 Häusern, einem 40 Meter hohen Berg, einem Dorfplatz und Kirche bestehende, von kostümierten Schauspielern bewohnte dörfliche Miniatur eine vorindustriale Gegenwelt. Das *Schwyzerdörfli* bedeutete damit eigentlich einen kompensatorischen Gegenpol zu den Folgen der ausgestellten industriellen Prosperität, und lieferte ein beispielhaftes Medium zur Inszenierung der Inhalte des Bauernmythos. Das Erlebnis der Nation im Besuch der Dörfli ist mit einer Miniaturform der Schweizerreise oder mit einer dauerhaften Festspiel (das Dorf stand von Mai bis Oktober) zu vergleichen. Damit ist das *village suisse* als eine Miniatur innerhalb der Miniatur der Landesausstellung⁸⁴ zu interpretieren, der die Gesamtstruktur der Landesausstellungen modelliert oder verdoppelt: die ephemere, multimediale und festliche Inszenierung des Nationalen. Es scheint Übereinstimmung darüber zu herrschen, dass die Zürcher Landesausstellung im Jahre 1939 am wirkungsvollsten gewesen sei⁸⁵. Der Grund für die starke Einprägung dieses Ereignisses ins kommunikative Gedächtnis von Generationen liegt wohl in der effektiven Integration und Mobilisierung der gesamten Nation gegen die Weltwirtschaftskrise und den Faschismus unter dem Stichwort der Geistigen Landesverteidigung. Außerdem wurden die nationalen Inhalte an dieser Landeausstellung am stärksten in visuelle, architektonische und skulpturale Medien übersetzt, was sich als effektives Mittel der Nationalisierung der Massen auch im Faschismus bewährte (Mosse 1976). Der Architekt Armin Meili, der Direktor der Landesausstellung bemühte sich zwar, durch fortschrittliche Architektur und Ablehnung der faschistischen Formsymbolik⁸⁶ eine Abgrenzung von Deutschland zu repräsentieren. Die Abteilung „Heimat und Volk“, die bekannte „Wehrbereitschaft“-Skulptur sowie der „Patriotische Höhenweg“ bedienten sich aber der gleichen exklusiven, überhöht nationalistischen, militanten Rhetorik,

des Alpenmythos augenfällig ist. Gerade wegen der wirtschaftlichen Werbung war es andererseits unvermeidbar, dass die Expos auch ein internationales Publikum von bedeutender Anzahl anzogen.

⁸⁴ S. Crettaz, Bernard. 2002. *Eine Schweiz en miniature. Oder: Das Grosse im Kleinen*. In: Kohler & von Moos 2002: 179-191.

⁸⁵ Wenn man alle Landesausstellungen eingehend auf ihr nationalisierendes Potential hin befragen wollte, würde das eine eigene Arbeit erfordern. Ein detaillierter Überblick befindet sich bei Martin 2001. Ein Grossteil der Überlegungen in diesem Abschnitt stützt sich außerdem auf die aufschlussreichen Beiträge in Kohler & von Moos 2002., denen Vorträge zugrunde liegen, die im Sommersemester 2000 an der Universität Zürich gehalten wurden.

⁸⁶ Mehr dazu in: Gimmi, Karin. 2002. *Von der Kunst, mit Architektur Staat zu machen: Armin Meili und die LA 39*. In: Kohler & von Moos 2002: 157-179.

von denen es sich zu distanzieren galt.⁸⁷ Die Igelmentalität der LA '39 (so die damals gebräuchliche Abkürzung) prägte auch noch die Expo 1964 in Lausanne. Deutlich wird dies in dem Betonigel genannten Pavillon der Armee, oder in der Tatsache, dass die Ergebnisse der Meinungsforschung der Abteilung „Der schweizerische Weg“ verschwiegen wurden, im Gegensatz zu dem vorherigen Plan. Die Fragebogen wurden zudem einer Zensur unterworfen: Fragen zu der Militärdienstverweigerung, Niederlassung von Ausländern, dem Kommunismus oder die Beteiligung der Schweiz in der EU-Integration waren nicht erlaubt (Arnold 2001: 89-101). Gleichzeitig fand aber diese Ausstellung in jenen 60er Jahren statt, die heftige Angriffe auf die rechtskonservativen Bewahrungsmechanismen der Nation charakterisieren, was sich auch in dieser, bis anhin fast ausschließlich affirmativen Veranstaltung niederschlug. Die Subversion des homogenisierten, positiven Selbstbildes der Schwyzerdörfli und der Geistigen Landesverteidigung manifestiert sich u.a. in der Ausstellung eines Passes mit dem schweizerischen Judenstempel, sowie in den offensiven Kurzfilmen der Expo. Die Demontage der traditionellen Selbstbilder, die Bemühung, im Rahmen eines nationalen Mediums an einer postnationalen Identität zu arbeiten, erreicht ihren Höhepunkt jedoch in der Expo 2002, was im Kapitel I.5. näher betrachtet wird.

I.4.c. Literaturgeschichtsschreibung und das Problem der „Schweizer Literatur“

Aus den bisherigen Ausführungen wurde offenkundig, dass die Leistungen der Geschichtswissenschaft und ihrer populären, multimedialen Inszenierung bei der Entstehung der narrativen Identität der Nation am Beispiel der „offen rhetorischen“ Nation der Schweiz augenfällig zum Vorschein kommen. So modellhaft ist die Schweiz in der Hinsicht der nationalen Literaturgeschichtsschreibung aber gerade nicht – Michael Böhler spricht sogar vom Scheitern des Projektes der Nationalliteratur und einer *Anti-Nationalliteratur-Literatur* in der Schweiz (Böhler 1996: 21, 25). Ausgerechnet wegen dieser Problematik lohnt es sich jedoch, die Bemühungen der Schweizer Literaturgeschichtsschreiber zur Konstruktion einer Nationalliteratur näher zu betrachten, auch wenn sich das Wirkungspotential des nationalen Diskurses nicht in dem Fortleben der nationalen Mythen manifestiert, wie im Falle der

⁸⁷ Dieser charakteristische Widerspruch wird auch später noch erwähnt. Arnold betont bei seiner Analyse der faschistischen Terminologie der LA '39 den exklusiv männlichen Charakter der nationalen Selbstrepräsentation, was auch auf die Propagierung der Wehrbereitschaft zurückzuführen ist. Die Expo 2002 war praktisch die erste Landesausstellung, an der Frauen mit vollem Stimmrecht teilnehmen konnten – es ist kein Zufall, dass sie sich 1928 und 1958 ihre eigene Ausstellungen (SAFFA) organisiert haben (Arnold 2001: 140).

Nationalgeschichtsschreibung, sondern (u.a.) in der – bis heute andauernden – lebhaften Diskussion um die Existenzberechtigung von Begriffen wie „Schweizer Literatur“ oder „Schweizer Germanistik“.⁸⁸ Die Grundproblematik dieser Termini besteht darin, dass die Nationalisierungsbemühungen von der Literatur, deren geklärte entelechische Struktur um den Begriff der Nationalliteratur herum zentriert ist, im Falle der Schweiz einen relevanten Widerspruch hätten beseitigen müssen. So Mathilde Schulte-Haller, die „Inkongruenz zwischen sprachlich-kultureller und politischer Grenzziehung. [...] Die Schweiz musste, um als Nation ent- und bestehen zu können, dort Fremdheit erzeugen, wo in erster Linie kulturelle Übereinstimmung vorherrschend war, und Gemeinsamkeiten dort erringen, wo kulturelle Fremdheit dominierte“⁸⁹. Die Nationalisierungsprozesse der Literatur in der Schweiz hatten dementsprechend zwei Dimensionen: eine inklusive, „innere“ Integration der italienisch-, deutsch- oder französischsprachigen Literatur zu einer Nationalliteratur der Schweiz, und eine andere: die Abgrenzung von der deutschsprachigen Literatur in Deutschland⁹⁰. Die eine Strategie ist auf Differenzüberwindung hin angelegt, die andere dahingegen auf die Festschreibung einer Differenz (dem „signifikanten Anderen“ gegenüber) zur Konstruktion der eigenen Identität.

Die Strategien der Differenzüberwindung: der „Indienstnahme von Literatur zur Konstruktion nationaler Identität“ und die Integration von Einzeltexten zu einem „nationalen Inter- oder Architext“ sind von Böhler eingehend ausgelegt worden. Er unterscheidet zwischen einem *Komplementaritäts-Modell*, das die deutschschweizerische und die anderen Literaturen in eine bipolare Ergänzungsstruktur überführt und ihren Gegensatz damit naturalisiert; dem *Totalitäts-Modell*, das die Schweiz wegen ihrer sprachlichen Vielfalt als

⁸⁸ Zwar herrscht in der Sekundärliteratur Übereinstimmung darüber, dass die angedeutete Problematik in Österreich stärker diskutiert wird als in der Schweiz, doch scheint das Thema (der Nation ähnlich) neulich Konjunktur zu haben. (S. vor allem Caduff 2001.) Das Bild von dem Eule der Minerva, die am Anfang im Bezug auf die Theorie der Nation erwähnt wurde, trifft auch auf das Thema der (auch national bestimmbaren) disziplinären Grenzziehung in der Literaturwissenschaft zu.

⁸⁹ Mathilde Schulte-Haller, zitiert nach Böhler (Böhler 1996: 31). Über die Lösungsstrategien zur Aufhebung der kulturellen Paradoxie als Strategien der nationalen Identitätsbildung s. Böhler 1996. Eine andere „Lösungsstrategie“ ist auch die Tätigkeit der *Solothurner Literaturtage*, an denen die Übersetzung relevanter literarischen Texte aus der Schweiz in die anderen Landessprachen diskutiert wird.

⁹⁰ Das Verhältnis der französisch- und italienischsprachigen Literatur zu Frankreich und Deutschland sind meines Wissens weniger diskutiert worden, was nicht nur auf den proportionellen Unterschied zwischen der Romandie und der Deutschschweiz zurückzuführen ist, sondern eher auf die jeweilige politische Konstellation. Natürlich spielen aber die quantitativen Unterschiede der Länderteile aber auch eine Rolle: es steht außer Zweifel, dass die Literatur der italienischen oder der französischen Schweiz keinen Autor hatte, dessen Kanonisierung jener von Gotthelf oder Keller ähnlich geworden wäre. Eigentlich könnte allein die rätoromanische Literatur der Schweiz als nationalsprachliche Literatur betrachtet werden, die wird aber wegen ihrer beschränkten Durchsetzungsmöglichkeiten (es wird von ca. 36000 Schweizern als Zweitsprache gesprochen) eher marginal gedeutet.

synekdochischen Repräsentationsmodell von Europa interpretiert⁹¹ und einem *Ambiguitäts-Modell* (Böhler 1996: 29-38). Letzteres ist als Scheitern des von Fohrmann beschriebenen entelechischen Verfahrens der Literaturgeschichtsschreibung zu deuten. Böhler kommt auf Grund konkreter Textanalysen (u.a. der zitierten Traum-Szene aus *Dem Grünen Heinrich*) zu dem Ergebnis, dass die Nation (auf der Ebene literarischer Einzeltexte) nicht als ein Signifikat zum Sprechen gebracht wird, sondern „in einer Bilderflucht traumhaft ineinander verfließender Allegoresenbildungen zum Signifikanten unter andern Signifikanten »liquidiert« wird“ (Böhler 1996: 37). Dieses subversive Potential literarischer Texte, das nach und in der Nachkriegszeit als Literatur des „kritischen Patriotismus“ sogar kanonisiert wurde, ermöglicht aber eigentlich auch eine Konstruktion von nationaler Identität, die keine substantielle, sondern eine immer wieder befragte und neuinterpretierte, dynamische Identität wird. Geht man davon aus, wie es später noch erklärt wird, dass die (auf der thematischen Ebene und mit rhetorischen Verfahren durchgeführte) Problematisierung, die Infragestellung des Schweizerischen ein grundlegendes Merkmal der Schweizer Literatur ist, so muss man auch annehmen, dass die subversiven Texte gerade die Narrativität der Identität (im Sinne von Ricoeurs *ipse*-Identität) erzwingen und damit jene substantielle Identitätskonstruktionen (Ricoeur spricht von *idem*-Identität) verunmöglichen, die nach festen Charakteristika des Nationalcharakters oder der Nationalliteratur sucht. Diese Festlegung von gemeinsamen thematischen oder ästhetischen Merkmalen als Grundlagen der Selbstständigkeit der (National)Literatur dient aber nicht nur der „inneren“ Integration, sondern auch der Abgrenzung von der deutschen Literatur.

Die Arbeit der Literaturgeschichtsschreiber in der Deutschschweiz an einer „Schweizer Nationalliteratur“ ist grundsätzlich als eine Geschichte der Bestimmung ihres Verhältnisses zu Deutschland zu interpretieren. Die Eigenständigkeit der Schweizer Literatur, die Einzigartigkeit ihrer ästhetischen und thematischen Merkmale ist dabei mit jener Strategie begründet, die auch in der Nationalgeschichtsschreibung verwendet wurde: mit der Berufung auf den Primat des Politischen, das, so die Argumentation, die sprachliche, konfessionelle und ethnische Heterogenität aufhebt, da sie diese und andere Identitäten auf notwendige und natürliche Weise bestimmt. Um diesen Prozess nun im Detail zu untersuchen, wird die Literaturgeschichtsschreibung in mehreren Abschnitten behandelt. Den ersten, die Literaturgeschichtsschreibung nach der Bundesstaatsgründung charakterisiert (wie die

⁹¹ Die Bestimmung von der Schweiz als „Miniatur-Europa“ und die Modell- oder Vermittlungsfunktion als Wesensmerkmal der Schweizer Literatur sind Topoi mit einer langen Tradition und von großer Wirkungskraft.

Geschichtswissenschaft auch) die institutionelle Etablierung, die Ausdifferenzierung der Wissenschaft und die sakralisierende, kanonisierende Festlegung ihrer Inhalte. Die ersten Literaturgeschichten von Johann Caspar Mörkofer, Robert Weber, Jakob Baechtold und Adolf Frey⁹², die ab den 1860er Jahren erschienen sind, betrachten die Schweizer Literatur eindeutig als Bestandteil der deutschen. Baechtold spricht sogar von einer deutschen „Mutternation“ und von der Schweiz als einer „alten, guten Provinz Deutschlands“ (Rosenberger 197). Darüber hinaus werden der schweizerischen Literatur aber auch eigenständige additional Merkmale zugeschrieben, die als notwendige Konsequenzen des Politischen, der republikanischen Tradition oder der „bäuerlichen“ Prägung der Schweiz betrachtet werden (auf eine ähnliche Weise wurden in der Geschichtswissenschaft die notwendigen oder gewünschten Eigenschaften der Nation durch ihre Rückprojektion ins Mittelalter legitimiert oder im Diskurs des Alpenmythos naturalisiert). Weber spricht offen von dem Primat des Politischen und ihren verbindenden Charakter für die Poesie als Beweis für die Eigenständigkeit der Schweizer Literatur (wodurch zugleich der neugegründete Bundesstaat legitimiert wird), indem er sich auf Gervinus berief und die Wirklichkeit der Nation gegenüber der Fiktionalität der Literatur typischerweise hervorhebt:

„»Wir haben, sagt Gervinus [...], in Deutschland den Übergang von Poesie zur Politik [...] gemacht.« Umgekehrt die Schweiz. Sie ebnete zuerst den harten Boden der Wirklichkeit; sie arbeitete sich unter den mannigfachsten Kämpfen zu einer politischen Bedeutung, zu einem gesunden republikanischen Staatsleben hindurch und ist jetzt im Begriffe, aus der politischen Epoche in die ästhetische hinüberzutreten.“⁹³

Mörkofer begründet quasi als Fortsetzung des weberschen Gedankenganges die ästhetischen Merkmale der Schweizer Literatur (Realismus, Volkstümlichkeit) historisch und geographisch. Er stellt fest, dass das Literaturschaffen in der Schweiz von einer republikanischen Tradition geprägt sei, die auf die rauhe Witterung und die alpine

Zu Fritz Ernst' *Helvetia Mediatrix* (Zürich: Corona 1939), zum „Vermitteln des Nationalen und Nationalisieren des Vermitteln“ s. Schütt 1996: 103-123.

⁹² 1861 ist Mörkofers *Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts*, zwischen 1866 und 1876 Webers *Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz*, 1892 Baechtolds *Geschichte der deutschen Literatur* in der Schweiz und 1898 Freys *Schweizer Dichter* erschienen. Gleichzeitig erschienen zwischen 1889 und 1891 auch in der Welschschweiz die umfassenden Literaturgeschichten von Virgile Rossel und Philippe Godet. Mehr darüber in: Rosenberger 2001.

⁹³ Weber, Robert. 1866-1876. *Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Musterstücke aus den Dichtungen der besten schweizerischen Schriftstellern von Haller bis auf die Gegenwart*. Bd.1.: XII. Zitiert nach Rosenberger 2001: 196.

Abgeschlossenheit zurückzuführen sei (Rosenberger 2001: 197). Wiederum ist an dieser Stelle eine Parallelität mit den Strategien der Instrumentalisierung der Geschichte festzuhalten.

In der Literaturgeschichtsschreibung am Anfang des 20. Jahrhunderts und während der Geistigen Landesverteidigung werden die Vorstellungen von der Kausalität des Politischen und des Literarischen beibehalten und auch die geschichtlich und geographisch erklärten Charakteristika der Schweizer Literatur (wie der bäuerliche Realismus) werden weiter tradiert⁹⁴. Nach Emil Ermattinger, dem repräsentativen Wissenschaftler dieser Zeit soll in diesem Sinne „die Geschichte des deutschschweizerischen Geistes in seinem Schrifttum aus den *naturgegebenen* Bedingungen des Gesamtvolkes, also *aus der staatlichen Idee* der Schweizerischen Eidgenossenschaft herauswachsen lassen [kursiv vom Verf.]“ (Ermattinger 1933: V.) Die Schweiz ist eine „naturbestimmte Demokratie. Auch ihre Literatur trägt daher die Züge eines demokratischen Volkes“ (ebd.), so ist jeder Schriftsteller in der Schweiz „durch die Staatsidee und das Verhältnis zur Volksgemeinschaft“ (ebd.) bedingt. Die ästhetischen Maßstäbe werden daher von den politischen ersetzt – es mag auch nicht überraschen, dass Ermattinger den Anfang der schweizerischen Literatur im Jahr 1292 verortet.⁹⁵ Ähnlicherweise beruft sich Josef Nadler in seiner Literaturgeschichte der deutschen Schweiz (1932) auf die Staatlichkeit als eine Idee, welche die Schweizer Literatur beherrscht. (Damit ist ein anderer gemeinsamer Punkt der geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Legitimation und Konstruktion der Nation zu beobachten: der schon betonte entelechische Charakter ihrer Vorgehensweisen.) Ein merkbarer Unterschied zu den Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts besteht jedoch in der Verstärkung der Abgrenzung von (dem zunehmend nationalistischen) Deutschland in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Die in der Politik betonte Neutralität und kulturelle Autonomie der Schweiz prägt auch das Denken von Ermattinger, als er sich hektisch von Baechtolds Meinung über die Schweiz als Provinz Deutschlands abgrenzte. Im *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* wurde 1928 Otto von Greyerz' Beitrag über die schweizerische Literatur veröffentlicht, die nicht chronologisch, sondern nach den „distinktiven“ Merkmalen der Schweizer Literatur (wie die „Alpennatur“, „Engräumigkeit“, „die demokratische Staatlichkeit“ oder „Wirklichkeitssinn“)

⁹⁴ Zur Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus, zum gespannten Verhältnis zwischen Schweizer Germanisten, NS-Kulturpolitik, Exilkultur und Schweizer Bevölkerung s. Schütt 1996.

⁹⁵ In einem späteren Werk sucht Ermattinger sogar nach den anthropologischen Eigenschaften der Schweizer Rasse und überbetont die biologisch-geographische Determiniertheit des schweizerischen Willens zum Staat. S. Dazu: Largier, Niklaus. 2001. *Ein »Schweizer Mittelalter«? Zur Konstruktion des Mittelalters in der Schweizer Literaturgeschichtsschreibung*. In: Caduff 2001: 207-225.

aufgeteilt war⁹⁶. Auch die Zürcher Linguisten betrieben in den 30er Jahren, so Peter Bichsel, eine „spezifisch schweizerische“ Germanistik, indem sie nur schweizerisches Personal förderten, sich mit Dialektologie befassten und der Methodik der Kleinraumatlanten bedienten (Bichsel 2001). Ästhetisch schlug sich die Abgrenzung von Deutschland und die Betonung der schweizerischen Eigenart in einer konsequent antimodernistischen Haltung nieder (daher auch der Titel des schon zitierten Sammelbandes: *Schreiben gegen die Moderne*). Diese manifestierte sich in der Ablehnung des Expressionismus⁹⁷, in der Identifizierung der Schweiz mit einer unverdorbenen Insel, einer Gegenwelt zur Moderne und in der Konstruktion eines „allgemeinen Niedergangsszenario der deutschen Kultur und Gesellschaft“ (Bucher 2001: 66)⁹⁸. Der grundsätzliche Widerspruch, der auch anlässlich der Landesausstellung von 1939 erwähnt wurde, kommt auch hier zum Vorschein: die Abgrenzung gegen den Nationalsozialismus führte zu einer ebenfalls nationalistischen Rhetorik (siehe die Stammesrhetorik, die biologistische Argumentation in Robert Faesis Arbeiten) und substantialistische Überbetonung der eigenen Nation.⁹⁹

Die antimodernistische Haltung erwies sich tatsächlich als ein langanhaltendes Mittel zur Konstruktion der Identität der Schweizer Germanisten und einer „Schweizer Literatur“ (Amrain 2001). Emil Staiger, die stellvertretende Figur der Literaturwissenschaft der Nachkriegszeit und der 60er Jahre wandte sich deklariert gegen die politische Instrumentalisierung von Literatur und vertrat die werkimmanente Schule, die sich gegenüber Ermattingers kontextualistische Vorgehensweisen bestimmte. Seine Rede zur Verleihung des Zürcher Literaturpreises im Jahre 1966 (*Literatur und Öffentlichkeit*) lässt trotzdem erkennen, dass auch Staiger antimoderne Dichtungstheorien vertrat: er grenzte sich bekanntlicherweise von den „Psychopaten“, „Scheußlichkeiten“ und „gemeingefährlicher Existenzen“ der neueren Literatur ab. Wieder kam es im Namen der Abgrenzung praktisch zur Aneignung des Abgelehnten, wie es schon zur Zeit der Geistigen Landesverteidigung so oft der Fall war.

⁹⁶ Merker, Paul & Stammer, Wolfgang. (Hg.). 1928/29. *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Bd.3. Berlin: Walter de Gruyter: 213-233. (Linsmayer 1987: 422.)

⁹⁷ Die antimoderne Haltung charakterisiert in dieser Hinsicht Ermatinger und auch Robert Faesi, die einzige Ausnahme scheint Walter Muschg zu sein, der auch den Expressionismus zu werten wusste (Bucher 2001).

⁹⁸ In den frühen Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts war diese Einstellung zu der Schweiz auch unter den deutschen Antimodernisten verbreitet, die in der Schweiz eine noch unverdorbene, gesunde, ideale Form des reinen Deutschtums sahen und die Schweizer Literatur als notwendige Ergänzung zur großstädtischen Literatur betrachteten (Linsmayer 1987: 407-408). Hier setzt sich offenbar das Komplementaritäts-Modell von Böhler nicht innerhalb der Schweiz sondern in der Beziehung der Deutschschweiz und Deutschland (bzw. ihrer Literaturen) durch.

⁹⁹ Zum gleichen Ergebnis kommt Ursula Amrain, die in diesem Kontext u.a. die völkischen Denkfiguren, die antisemitische Haltung, die Feindseligkeit gegenüber der emigrierten deutschen Schriftstellern in der Schweiz der 30er Jahre auslegt (Amrain 2001).

Der Zürcher Literaturstreit, in der sich u.a. Max Frisch mit Staiger auseinander setzte, deutet schon auf jene Haltung der Autoren hin, die in und nach den 60er Jahren als *kritischer Patriotismus* beschrieben wurde. Tatsächlich betrieben zahlreiche Autoren in den 60er, 70er Jahren eine offensive Entmythologisierung, indem sie das mythisch überhöhte Selbstbild der Geistigen Landesverteidigung in dem Medium des (fiktiven) literarischen Textes angriffen, und damit erzielten sie einen zweifellos größeren Erfolg, als die Geschichtswissenschaftler der kritischen Schule im 19. Jahrhundert. Stellvertretend seien hier Walther Matthias Diggelmanns *Hinterlassenschaft* (1965) und Niklaus Meienbergers *Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.* (1977) erwähnt, die beide das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg hinterfragen, oder Frischs *Wilhelm Tell für die Schule*, welche (Otto Marchis *Schweizer Geschichte für Ketzer* aus dem Jahre 1971 ähnlich,) die auch früher schon angegriffene, aber trotzdem fortlebende Gründungslegende der Eidgenossenschaft demontierten.¹⁰⁰ Die kritische politische Haltung der Autoren oder wenigstens die Reflexion über das Herkunftsland wurden damit zu den integrativen „typischen“ Wesensmerkmalen der Schweizer Literatur gemacht, die nicht mehr in Abhängigkeit von den biographisch-territorial beschriebenen Produktionsumstände (als Literatur von Schweizern oder aus der Schweiz) beurteilt, sondern semantisch, als Literatur über die Schweiz bestimmt wurde¹⁰¹. Zur Kanonisierung der Kritik als Patriotismus, (was letzten Endes der Subversion ein affirmatives Potential zuschreibt, eine verbindliche Sinnggebung und die Existenz eines Wesenskerns der Schweizer Literatur annimmt) trugen nicht zuletzt die Beiträge von Paul Nizon (*Diskurs in der Enge* 1970), Karl Schmid (*Unbehagen im Kleinstaat* 1963) oder Dürrenmatts bekannte Rede über die Schweiz als Gefängnis bei. Stellvertretend sei hier Nizon zitiert: „Zu den Grundbedingungen des Schweizer Künstlers gehört die ‚Enge‘ und was sie bewirkt: die Flucht“ (Nizon 1990: 167). Die Kanonisierung der „Ästhetik des gestreckten Zeigefingers“ (von Matt) führte eigentlich, so Peter von Matt, zu einer verstärkten Polarisierung zwischen den Bildern der „guten“ und der „bösen“ Schweiz, die es zu verteidigen oder anzugreifen galt, was nichts anderes als die Fortsetzung des „emotionalen Patriotismus“ in der Gestalt des „kritischen Patriotismus“ bedeutete (von Matt 2001: 136). Letzten Endes hält sich aber die

¹⁰⁰ Charakteristisch für die oben genannten literarischen Texten ist eine „Hybridisierung von Literatur und Geschichtsdarstellung“, die Mischung von dokumentarischer und fiktionaler Gestaltung, die Meienberg „Faktionen“ nennt. (Böhler, Michael. 1998. *„Auch hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein Gestern dahinter.“ – Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz.* Ringvorlesung an der Universität Zürich. Zu den nicht fiktionalen Texten des „kritischen Patriotismus“ gehören außer den oben erwähnten u.a. A. Häslers *Das Boot ist voll... Die Schweiz und die Flüchtlinge 1933-1945* (1967) oder die letzten Bände von Edgar Bonjourns *Geschichte der Schweizer Neutralität* (1965-1970).

¹⁰¹ Vgl. zu diesem Semantisierungsverfahren (Nielaba) die eingehenden und aufschlussreichen Ergebnisse von Müller Nielaba 1997.

Polarisierung der Selbstbilder auch gegenwärtig (was auch damit zu erklären ist, dass die in der Literatur schon in den 60er Jahren angefangene Entmythologisierung nur am Ende der 80er Jahre in der Öffentlichkeit geführt wurde). Selbst von Matt stellt fest, dass die literarischen Schlüsselfiguren der Schweiz viel stärker von politisch-historischen Daten bestimmt seien, als die Deutschen und charakterisiert in diesem Sinne Gotthelf als *1830er*, Keller als *1848er*, Frisch und Dürrenmatt als *1945er*, Meienberg als *1968er* Schriftsteller (von Matt 2001: 33-36).

Die doppelte Zugehörigkeit der Schweiz und ihrer Schriftsteller, welche die beiden Modelle der sprachlich-kulturellen und der politischen Beurteilung der Schweizer Literatur, ihre Beschreibung als Teil einer deutschen Kulturnation, einer umfassenden deutschsprachigen Kultur oder einer eigenständigen, national-politischen Schweizer Nation aufrechterhält, ist auch in der formalen Aufteilung der neueren Literaturgeschichten aufzufinden. Die in der zweiten Hälfte der 80er Jahren erschienenen Literaturgeschichten des Stuttgarter Metzler Verlags behandeln die Schweizer Literatur in dem Kapitel *Die Literatur der Bundesrepublik* (Wolfgang Beutins *Deutsche Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 1989: 511-609) oder unter dem Titel *Die Literatur der Bundesrepublik* (Ralf Schnell, 1986). Die beiden Kapitel des dtv-Bandes *Die Nachkriegszeit 1945-1968* (Heinz Forster, Paul Rieger, 1995) sind *Die Literatur in der BRD* und *die Literatur in der DDR*, wobei die Literatur in der Schweiz in dem ersten behandelt wird. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht auch die erste Monographie über Max Frisch in englischer Sprache (Ulrich Weisstein 1967. *Max Frisch*. New York: Twayne), in deren einführende Kapitel als *Max Frisch, Native of Germany and Switzerland* betitelt ist (11-23). Eine Ausnahme bildet dahingegen (zusammen mit Žmegačs *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*) der von Manfred Gsteiger herausgegebene zweibändige Beitrag zur Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart mit dem Titel *Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz* (1974, 1980), die die deutschen, französischen, italienischen und rätoromanischen „Sprachliteraturen“ eingehend behandelt. Hier zeigt sich eine relevante Tendenz der neuesten literaturwissenschaftlichen – aber nicht mehr literaturgeschichtlichen – Darstellungen der Literatur in der Schweiz, nämlich die Verwendung des Plurals, die Betonung der sprachlichen und literarischen Heterogenität als Grundlage des literaturwissenschaftlichen Diskurses über die Schweiz. (Typisch sind in dieser Hinsicht die Titel des Pro Helvetia Bandes aus dem Jahre 1995: *Die vier Literaturen der Schweiz*, oder des von Joseph Bättig und Stephan Leimgruner 1993 herausgegebenen *Grenzfall Literatur. Die Sinnfrage in der modernen Literatur der viersprachigen Schweiz*). In der lebhaften Diskussion

um die Zahl der deutschsprachigen Literaturen¹⁰². herrscht Übereinstimmung darüber, dass es keine spezifische Schweizer Literatur mehr gibt (Zeltner-Neukomm 1984: 3, Camartin 1995: 3.), so Corina Caduff in einem Vorwort: „Im Einklang mit dem allgemeinen Verschwinden des Konzepts »Nationalliteratur« liegt diesem Band also nicht die Suche nach nationsbildenden Ähnlichkeiten zugrunde, sondern eher die Akzentuierung von kulturellen Differenzen, die ja zwischen der Romandie, der Deutschschweiz und dem Tessin zweifellos vorhanden sind“ (Caduff 1997: 10).¹⁰³ Die Suche nach substantiellen Wesensmerkmalen einer „Schweizer Literatur“, die sowohl die nationale Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhundert als auch den nationalistischen Diskurs der Geistigen Landesverteidigung bestimmte, wurde damit heute aufgegeben, ohne die Literatur in der Schweiz auf Grund ihrer Rezeptionsbedingungen (im deutschsprachigen Kulturraum) mit der deutschen Literatur gleichgesetzt zu haben. Das es adäquate Zugangsweisen zu der (nicht politisch bestimmten) Literatur der Schweiz gibt, die ihre spezifische, doppelte Zugehörigkeit in Betracht ziehen und das Verhältnis von Nation und Literatur erläutern, ohne auf einen substantialistischen Begriff der Nationalliteratur zu rekurrieren und ohne den Zusammenhang zwischen dem literarischen Text und ihrem Kontext der kulturellen Sinnproduktion zu ignorieren, beweisen die im Kapitel III. dargelegten Ansatz Michael Böhlers zu einer „Ästhetik der Differenz“ und das Nationalfondsprojekt der Universitäten Lausanne, Neuchatel und Zürich zum Thema „Hybridisierungs- und Universalisierungstendenzen in der deutsch- und französischsprachigen Literatur der Schweiz des 20. Jahrhunderts – Dynamik und Struktur kultureller Austausch- und Transferprozesse“.

I.5. Nation und Identität nach der Ablösung von Schrift und Druck durch die digitalen Medien

¹⁰² Nach Corina Caduff ist die Diskussion um eine spezifisch schweizerische Literatur seit Mitte der 80er Jahre stagniert (Caduff 1997: 10). Wenn man sie mit dem Anspruch einer minimalen Komplexität erörtern wollte, würde dies eine eigene Arbeit erfordern. Zum Stand der gegenwärtigen Diskussion S. Caduff 2001, Böhler 1985, 1991, Müller Nielaba 1997.

¹⁰³ Gerade aber die Betonung dieser Vielfalt der Willensnation kann aber auch, wie Böhler am Beispiel seiner *Totalitäts-Modell* beschrieb, als nationales Integrationsmittel wirken, so z.B. bei Gstaiger: „Die Literaturen der Schweiz (bewusst als Plural formuliert) sind die [...] vier »Sprachliteraturen« des Deutschen, Französischen, Italienischen und Rätoromanischen. Als übergreifendes kulturelles Kriterium dieser Nation und dieses Staates erscheint dann gerade ihre Mehrsprachigkeit“ (Gstaiger 1980: 3) Caduff entdeckt diese „Gefahr“ der Nationalisierung jenes Merkmals (der Heterogenität), die *ab ovo* anti-nationalistisch ist, indem sie die Denkfiguren der kulturellen Vielfalt, die Betonung der eigenen Differenz als Grund der Intoleranz gegenüber dem „Landesfremden“ interpretiert (Caduff: 10).

Der ideologische Gebrauch der Nationalisierung, in dem völkisch-rassistisch geprägten, überhöhten Nationalismus veranschaulicht als ein extremes Beispiel, wie der zur offiziellen Machtstrategie gewordene Kode der Vergemeinschaftung ihren eigentlichen Charakter der Inklusivität und Universalismus einbüßen kann. Dies geschah nicht nur der symbolischen Sinnwelt der Nation, sondern auch jener der Religion, als sich beide als offizielle, realpolitische Formationen durchsetzten: aus den demokratisch-universellen Vorstellungen, den dialogischen Kräften der Kultur (Bachtin) wurden homogenisierende, exklusive, monologische Strategien der Macht. So Assmann: „Patriotismus kippte um in Nationalismus, das Autonomie-Ideal in kollektive Bindungsbereitschaft, Selbsterziehung in normatives Deutschtum. Die Bildungsidee, die als Integrationsangebot, als 'Einladung für alle' begonnen hatte, war zum Instrument der Ausgrenzung geworden" (Assmann 1993: 88). Der völkisch-ideologischen Überhöhung der Nationalisierung lag eine Auffassung von nationaler Identität zugrunde, die diese als mit sich identische, ewige, unwandelbare und homogene Substanz (als *idem*¹⁰⁴) betrachtete, womit sich die Nation von einem Medium der Vergemeinschaftung und Modernität in einen Exklusionskode umwandelte. Die nicht-schriftlichen Medien der Identitätsstiftung spielen auch in den Legitimationsstrategien des völkischen Kodes eine relevante Rolle¹⁰⁵. Diese sind die Ästhetisierung der Lebenspraxis, die Naturalisierung der Gemeinschaft (Mythen des bäuerlichen Volkes), die „wissenschaftliche“ Begründung (Rassismus) und die Stabilisierung der Gemeinschaft durch den Feind (Giesen 1993). Gemeint sind hier nicht nur die verbreiteten visuellen oder audiellen Darstellungsformen der ideologisch überhöhten Form der Nation, so Filme, Gemälde, Karikaturen, Märsche und Soldatenlieder, Reden (im neuen Medium des Radio) zu Propagandazwecken, sondern auch im Hintergrund dieser Elemente die „Wiederentdeckung“ des Körpers. Um die Paradoxien, die Kontingenzgefahr, die Irrationalität der Sexualität zu vernichten und somit zur chaotischen Zeit der Moderne als Inbegriff der Ordnung und Stabilität mit Eindeutigkeit wirken zu können, musste die Körperlichkeit im nationalen Diskurs des 19. Jahrhunderts, wie erwähnt, von der Leidenschaft, dem Eros beraubt werden, und die Sinnlichkeit im Dienste höherer Ziele gestellt, transzendiert werden. (Beispielhaft sind in diesem Kontext die Männerdarstellungen in den griechischen Statuen oder die Gestalt der Marianne am bekannten Delacroix-Gemälde.) In der „Wiederentdeckung“ des Körpers im

¹⁰⁴ Der Diskurs des Rassismus bietet ein Beispiel dafür, dass die biologisch-„wissenschaftlich“ naturalisierte nationale Identität zunehmend mit solchen Geschichten erzählt (gestiftet) wurde, die diese der *idem*-Identität von Gegenständen ähnlich machen.

¹⁰⁵ Eine eingehende Analyse der Massenbewegungen, des politischen Kultes, der öffentlichen Feiern, Denkmäler, usw. im Dritten Reich befindet sich bei Mosse 1976.

Nationalismus nach dem 19. Jahrhundert blieb die Sinnlichkeit des Körpers weiterhin verdrängt, vor allem weil die Homosexualität den Männerbund der Nation ständig mit der Gefahr der Subversion bedrohte. (Aus einem ähnlichen Grund wurde nach Mosse der Individualismus des Patriotismus von dem Gemeinschaftsgeist des Nationalismus abgelöst – Mosse 1987.) Doch spielte der Körper als Inbegriff der Stärke und (der leidenschaftslosen) Schönheit, der Gesundheit in der Legitimierung der nationalistischen Herrschaft eine weitaus größere Rolle, als früher. (Die Turnerbewegung, die Führerkult und der Rassendiskurs sind treffende Beispiele für diese Art der Körperkult.) Eine erschütternde Erfahrung der Weltkriege lag damit darin, dass die Nation, die als symbolische Sinnwelt der Religion ähnlich die Fragen des Lebens und Todes beantworten und letztere auch legitimieren konnte, nun den Tod auch (massenhaft und drastisch) motivierte.

Julia Kristeva schreibt außerdem, dass dieser „Höhepunkt“ des Nationalismus (eigentlich seine Umkehrung) zur gleichen Zeit das Ende des nationalen Zeitalters bedeutete, da der Zweite Weltkrieg und seine Voraussetzungen gerade jene Faktoren zerstörten, welche die Essenz der Nation, ihre soziale und philosophische Kohärenz sicherten: ökonomische Homogenität, historische Tradition, und linguistische Einheit (Kristeva 1995: 188). An die Stelle der ökonomischen Homogenität trat die wirtschaftliche Interdependenz, die beiden anderen zusammenhaltenden Faktoren der nationalen Kohärenz wurden von einer Vielfalt transnationaler Identifikationsformen abgelöst.¹⁰⁶ Die lange Verquickung der demokratischen und der nationalen Idee kam zu Ende: was bis dahin als Subjekt der Geschichte, als ideale und normale Form der Gesellschaft betrachtet wurde und als solche die politische Theorie und auch die Grenzziehung der Literaturwissenschaft bestimmte, wurde zu einer zu vermeidenden Entwicklung der Geschichte, zum Gegenstand der Kritik. Der Wandel der Identitäten und des politisch-gesellschaftlichen Kontextes der Entstehung nationaler Identität würde ich eher mit dem medialen Wechsel der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Zusammenhang bringen, dessen Symptome auch die von Kristeva aufgelisteten Faktoren sind.

Die Verbreitung der audiovisuellen Medien veränderte die Kultur zu einem ähnlichen Masse, wie der Buchdruck und die Alphabetisierung. (Von der Reflexion darüber zeugt auch die erhöhte Zahl der Publikationen zum Thema Medien und Nation in der heutigen wissenschaftlichen Diskussion – die medientheoretischen Texte von McLuhan, Lyotard, Baudrillard). Damals ging es um die Abenddämmerung der religiösen Gemeinschaft, die als

¹⁰⁶ In Kristevas Worten: Die Selbstbestimmung richtet sich nicht mehr nach den Bereichen der Produktion materieller Güter (Wirtschaft, Politik) sondern nach einem “symbolischen Denominator der kulturellen und

realpolitisches Machtinstrument der Nation ähnlich ihre integrative Rolle verlor und als exklusive Strategie eingesetzt wurde (Inquisition), und die – wiederum der Nation ähnlich – infolge des medialen Wechsels, wegen der veränderten Denkweisen die Grundlagen ihrer Vorstellbarkeit (messianistische Zeit) verlor. Die Verbreitung der elektrischen Medien (gedacht ist hier neben dem Fernsehen und Radio auch an den Computer) radikalisierte einerseits die Folgen der Schriftlichkeit: die Demokratisierung der Kultur und die Ermöglichung der Vorstellung einer abstrakten und globalen Gemeinschaft durch die Kommunikation in den neuen Medien (s. McLuhans *global village*). Andererseits aber vollzog sich eine radikale Entmaterialisierung der Medien (Assmann 1994: 138-139), eine Visualisierung der Kultur, was gegen den schriftlichen Kode, gegen die Linearität (Hypertext) und zugunsten der sinnlichen, direkten Wahrnehmungsformen wirkte. In diesem Sinne bezeichnet Ong die Kultur der elektronischen Medien als Zeitalter der *sekundären Oralität* (Ong 1982). Obwohl die elektronischen Medien auch die Errungenschaften der Schriftlichkeit in Anspruch nehmen (sie bauen zum Teil auf schriftlich fixierte Texte), erinnert diese neue Oralität an die „ältere“ Mündlichkeit des Mittelalters, an ihre Orientierung an die Gegenwart, ihre Multimedialität und die Förderung des Gemeinschaftssinns (Ong 1982: 136). Einerseits charakterisiert diese Kultur infolge der medialen Evolution der Umgang von den stabilen, eindeutigen, geschlossenen (monologischen) Formen der Referenzialität zu der sinnoffenen Kultur der Performativität (Fischer-Lichte 1998), was, so Ongs, auch der veränderte, der dynamische Textbegriff der *word-processing* bestätigt (bekanntlicherweise hat der Text im Word-Programm – im Gegensatz zu dem gedruckten Text – einen unabgeschlossenen, provisorischen Charakter). Damit verloren der Kanon und die Kanonisierung ihre, für die nationale- und die Schriftkultur typische Dominanz als Ordnungsformen des Wissens: Aleida Assmann spricht daher von der Ablösung der Kultur des Gedächtnisses und der Fixierung mittels der Kanonisierung durch eine Kultur der Aufmerksamkeit: „was die Kanonisierung für das Druckzeitalter leistete, leistet die quantitative Verdichtung von Aufmerksamkeit für das Internet“ (Assmann 2002: 5). Die Seinsberechtigung alternativer, individueller Wahrnehmungsformen bestätigt auch der Aufschwung der *oral history* und der Mikrogeschichte, was die Erschütterung von wichtigen – auf der Schriftlichkeit beruhenden - Legitimationsstützen und Konstruktionsstrategien der nationalen Identitätsbildung voraussetzt: der Objektivität und Wahrhaftigkeit der politischen oder Staatsgeschichte und der Dominanz der Vorstellung von der linearen, „homogenen und leeren“ Zeit der Nation. Homi

religiösen Erinnerung“, nach der Reproduktion (Leben und Tod, Kunst, Philosophie, Religion) (Kristeva 1995:

Bhabha charakterisiert die Zeit der heutigen Nation als eine disjunktive Zeitlichkeit: wegen der Heterogenität moderner (postkolonialer) Gesellschaften und der tendenziellen Hybridität von Identitäten entsteht nach ihm eine Spannung zwischen der akkumulativen, linearen Zeit der „Pädagogie“ der Nation und der zyklisch wiederholenden „performativen“ Zeit des Volkes, was die Verbindlichkeit der nationalen Identität ständig subvertiert. Die Konstruktion der Nation bedeutet aus diesem Grund, so Bhabha, notwendigerweise „DissemiNation“ (Bhabha 2000). Der für die Kultur der Performativität typischen Bedeutungspluralität liegt außerdem die vorschriftliche Auffassung von der Identität zugrunde. Diese ist in der Kultur der Mündlichkeit nie die Wiederkehr des Gleichen, nie eine eins zu eins Entsprechung, sondern eine dynamisch wandelnde Ähnlichkeit, was die substantielle Identitätskonstruktion (so die Instrumentalisierung und Ideologisierung symbolischen Gemeinschaftsformen) subvertiert. (Im aktuellen politischen Diskurs um die europäischen Integrationsprozesse ist häufig die Rede davon, dass die Globalisierung zugleich Lokalisierung und Regionalisierung bewirkt¹⁰⁷ und diese letzteren bedeuten auch eine Art „Rückkehr“ zu den „vorschriftlichen“ und „vor-nationalen“ regionalen und ethnischen Identitätsformen.) Wegen all dieser Konsequenzen der Ablösung der Schrift veränderten sich die grundlegenden Modi der neuzeitlichen Vorstellung oder Konstruktion der Nation und damit wurde auch ihre kulturprägende Dominanz erschüttert (was keine Tilgung dieser Form der kollektiven Identität, sondern eher die Öffnung ihrer Konstruktionsmodi impliziert).¹⁰⁸

Der mediale Wechsel in der Aufmerksamkeitskultur (Assmann) oder in der Kultur der Performativität (Fischer-Lichte) steht zweifelsohne auch im Hintergrund der anfangs zitierten neueren Arbeiten zur Nation. Jene Theorien der Nation, die Anthony Smith als „konstruktivistisch“ oder „dekonstruktivistisch“ bezeichnet und essentialistischen Nationalismustheorien gegenüberstellt, lassen sich nämlich mit einem performativen Vokabular – mit dem der phänomenologisch argumentierenden Akttheorie bzw. der Sprechakttheorie – in dem Masse fassen, dass man nicht ohne Grund auch von einer performativen „Wende“ der Theorie der Nation reden könnte. Sie behandeln nämlich den

189).

¹⁰⁷ Nyíri 1999. Das deutlichste Zeichen dafür, dass die Globalisierung grundlegende Prämissen der Nationalisierung zerstört, ist nach Nyíri die Verbreitung des Englischen als „zweite Sprache“ der Arbeitskräfte in der Informationsgesellschaft.

¹⁰⁸ Die „Kultur der Performanz“ impliziert andererseits aber auch solche Veränderungen, die die anthropologische Notwendigkeit der festen Sinnzuschreibung und Identität, die Leistung von symbolischen Sinnwelten scheinbar subvertieren, so z.B. das Scheitern der rationalen Weltdeutung. Als „Gegenwirkung“ ist auch in der politischen Kultur der Welt von elektronischen Medien eine Reontologisierung der Nation zu beobachten. Ein treffendes Beispiel hierfür ist der Transnationalismus der nicht-westlichen Welt – S. Wehler 2001: 90-99.

performativen Aspekt der Nation und Nationalisierung, d.h. die Subjektkonstitution und die Konstruktion sozialer Wirklichkeit durch sprachliche Äußerungen und außersprachliche Handlungen. Die Performativität der auf diese Weise neudefinierbaren Nation erschöpft sich nicht in dem Konstruktcharakter, in der Nicht-Essentialität des Nationalen und seiner Wirklichkeit. Die konstituierenden Praktiken nationaler Identität – gemeint sind Feste, Riten, Symbole und Inszenierungen der Nation sowie die Projekte der Nationalliteratur und der Nationalgeschichtsschreibung - sind auch darauf hin zu untersuchen, auf welche Weise beim Handlungsvollzug die Identität des handelnden Subjekts als Objekt entsteht, d.h. wie der Subjekt als Effekt und nicht als Ursprung des konstitutiven Aktes zustande kommt (Krämer 2001: 50), während die performative Leistung durch den (auch von Weber bemerkten) Glauben an der Substantialität notwendigerweise verborgen bleibt. Was Judith Butler über die Geschlechteridentität feststellt, nämlich dass sie im Modus des Glaubens performiert wird, d.h. real nur ist, insoweit sie performiert wird, jedoch ihre Genese verschleiert (Butler 2002: 302, 306), kann auch auf das nationale Subjekt übertragen werden. Und was Butler als einen Unterschied zwischen der phänomenologischen Akttheorie und der performativen Akte der Geschlechterkonstitution beschreibt, nämlich, dass erstere von der Existenz eines konstituierenden Subjekts auszugehen scheint, während die zweite den sozial Handelnden als Objekt konstitutiver Akte betrachtet¹⁰⁹, ist im Lichte von Homi Bhabhas Theorie der DissemiNation als Kernparadoxon der nationalen Identitätskonstitution zu deuten. Der postkoloniale Theoretiker Bhabha interpretiert die Bedeutungen der performativen bzw. konstativen Aspekte der Sprache und die „Spaltung“ des Subjektes in ein sprechendes und gesprochenes Subjekt in Bezug auf die Nation¹¹⁰. In der Schaffung der Nation als Narration seien, so das Ergebnis seiner Ausführungen, zwei unvereinbare Strategien zu unterscheiden, in denen das Volk als apriorisches pädagogisches Objekt oder als repetitiv aufrechterhaltenes Subjekt der narrativen Performanz erscheint.:

„die Menschen sind die historischen 'Objekte' einer nationalistischen Pädagogik, die dem Diskurs eine Autorität verleihen, welche auf dem [...] Ursprung in der Vergangenheit beruht; die Menschen sind aber ebenfalls die 'Subjekte' eines Signifikationsprozesses, der jegliche frühere oder ursprüngliche Präsenz des Nation-Volkes auslöschen muss, um die außergewöhnlichen, lebendigen Prinzipien des Volkes als Gleichzeitigkeit unter Beweis zu

¹⁰⁹ Vgl. Krämer 2001:45-53.

¹¹⁰ Vgl. Bronfen 1997:13. Zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte bzw. zu Homi Bhabhas Theorie der DissemiNation s. Bronfen 1997.

stellen: als das Zeichen der Gegenwart, durch das nationales Leben als reproduktiver Prozess aufrechterhalten und wiederholt wird.” (Bhabha 2000: 218).

Die Konstruktion der Nation bedeutet aus diesem Grund immer auch „DissemiNation”, wie auch die Zeit der Nation eine disjunktive Zeitlichkeit ist: bei der Schaffung der Nation als Narration gibt es einen Bruch zwischen der kontinuistischen, akkumulativen Zeitlichkeit des Pädagogischen und der rekursiven, repetitiven Strategie des Performativen (ebd.). (Diese Spannung verschwindet jedoch, wenn man das Verb „schreiben“ im „Schreiben der Nation“ im Sinne von Barthes als „intransitiv“, d.h. weder passiv noch aktiv, sondern als medial betrachtet, d.h. ihr Subjekt nicht als ein der Handlung vorhergehendes bzw. von ihr getrenntes, sondern der Handlung „innewohnendes“ Subjekt deutet, was alle performativen Äußerungen erlauben¹¹¹.) Performativität ist damit schlussendlich auch als konstitutiver Faktor des nationalen Subjektes, als Modus der Wirklichkeitskonstruktion der Nation zu verstehen und mit Begriffen wie Selbstreferenzialität und Theatralität im Sinne der körperlichen Ko-Präsenz von Produzenten und Rezipienten zu kennzeichnen. Zu den schriftlichen Medien dieser Identitätskonstitution durch die Vorwegnahme des Subjektes, der Hervorbringung durch Aushandlung gehören zweifelsohne die summarisch präsentierten Nationalgeschichtsschreibung und die Nationalliteratur.

Der erwähnte Wandel im Diskurs der Nation, bzw. die theoretische, antiessentialistische Offenlegung der Performativität von (nationalen) Identitäten ist auch durch den „Funktionswechsel” der behandelten textuellen und rituellen Medien der Nationalisierung zu zeigen. Der Herausforderung der „Nationalgeschichtsschreibung” durch die Mikrogeschichte korrespondiert die kulturwissenschaftliche, interdisziplinäre Umorientierung der traditionellen philologischen Fächer. Auch das Militär scheint seit den 1960er Jahren als „Schule der Nation und der Männlichkeit“ ausgedient zu haben: gesamteuropäisch besteht die Tendenz, die Wehrpflichtarmee durch eine Berufsarmee abzulösen (Frevert 2001). Die Nationalmythen bilden in der Literatur des 20. Jahrhunderts zunehmend Anlass zur Dekonstruktion und Subversion, wie es später am Beispiel von Max Frisch-Texten gezeigt wird. Hier zeigt sich auch, dass der literarische Text als ein Medium der Vorstellung der Nation: der Darstellung und der Tradierung nationaler Mythen und

¹¹¹ Barthes, Roland 1989. *To Write: An Intransitive Verb?* In: *The Rustle of Language*. Berkeley: University of California Press. Das Subjekt wäre damit nicht als ein der Handlung vorhergehendes bzw. von ihr getrenntes, sondern der Handlung „innewohnendes“ Subjekt zu deuten, was alle performativen Äußerungen erlauben. Auf den Artikel beruft sich Hayden White im Kontext der Darstellung des Holocaust, S. White, Hayden. 1992.

zugleich als ein Gebiet der narrativen Performanz, der Herstellung nationaler Gründungsgeschichten und nationaler Identität auch die Konstruiertheit der symbolischen Ordnung der Nation aufdecken und diese somit subvertieren kann. Die vom medialen Wechsel ebenfalls herausgeforderten literarischen Texte des 20. Jahrhunderts, die Aspekte der nationalen Identitätskonstruktion thematisieren, sind folglich darauf hin zu untersuchen, wie sich in ihnen die behandelten (und erschütterten) Großnarrative der einheitlichen Identität und der homogenen Nation im Rahmen einer narrativen Kohärenzbildung, mit den Narrationsstrategien der literarischen Moderne verschränken. Der literarische Text, aufgrund dessen sich die narrative Identität der Nation im Laufe der Rezeption und der Kanonisierung der Texte (im *mimesis*-Kreislauf) gestaltet, liefert damit Anlass zur kulturellen Hermeneutik, die den Schnittpunkt zwischen innerdiskursiven Faktoren und gesellschaftlich-politischen Formationen näher betrachtet, um die Entstehung eines gesellschaftlichen Imaginären, der narrativen Identität einer Gemeinschaft als einen Prozess der ständigen Konstruktion und Subversion von Bedeutungen zu erläutern.

Die in diesem Abschnitt diskutierten Ansätze über den Funktionswandel des nationalen Diskurses lassen sich am Beispiel der Entwicklungstendenzen jener Medien der Nationalisierung adäquat erfassen, die im vorigen Kapitel erörtert worden waren. Der Beitrag der Literatur und der Literaturgeschichtsschreibung zur Konstruktion einer substantiellen nationalen Identität wurde, wie bereits geklärt, schon vom *kritischen Patriotismus* in den 60er Jahren erschwert. Die intensive Hinterfragung der „Selbstverständlichkeiten“ des nationalen Diskurses seitens der Literaten bzw. der Intelligenz ist der Grund dafür, dass Anthony D. Smith neben der „prämodernen“ Zeit der ethnischen Formation der Eidgenossenschaft und der „modernen Epoche“ der *nation-building* im 19. Jahrhundert auch eine, in den 1960er Jahren anbrechende „postmoderne“ bzw. postnationale Phase der schweizerischen nationalen Identität unterscheidet (Smith 1995: 49). Den eigentlichen Durchbruch brachte jedoch erst das Jahr 1989, seit dem die Inhalte, die Entmythologierungsstrategien des *kritischen Patriotismus* in der breitesten gesellschaftlichen Öffentlichkeit Verbreitung fanden, was auf mehrere Gründen zurückzuführen ist. Der Mauerfall, das Ende des Kalten Krieges entzog einerseits der Idee der bewaffneten Neutralität jegliche Grundlagen; zudem korrelierte dieses Eckdatum zeitlich mit zwei anderen relevanten Ereignissen, welche die Mythen der Nation gewaltig subvertierten: mit den Entdeckungen der über vierzig Jahre dauernden geheimpolizeilichen Überwachung (von 900000 Personen, Organisationen, Ereignissen) der

Historical Emplotment and the Problem of Truth. In: Saul Friedländer (ed). *Probing the Limits of Representation.* University of California Press.

Schweizer Bevölkerung (Fichenaffäre 1989) und des zweifelhaften Verhaltens der Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg („Raubgold“-Debatte, Aufstellung der Bergier-Kommission 1996). Wegen der gewaltigen Einfluss dieser Erschütterungen des nationalen Diskurses verortet Georg Kohler das „Paradigma Schweiz“ in einer knapp zwei Jahrhunderte langen Periode zwischen dem Fall der Bastille 1789 und dem Fall der Berliner Mauer 1989 (Kohler 2002: 11-17). Die Diskussionen und „Skandale“ der 90er Jahre hinterfragten nämlich nicht nur den ideologisch überhöhten Nationalismus während der Weltkriege und im Diskurs der Geistigen Landesverteidigung, sondern warfen auf die allgemeinen Vorgänge der Konstruktion nationaler Identität ein neues Licht. Wiederum könnte man auf das Bild der Eule von Minerva zurückgreifen, wenn man die Anzahl jener (überwiegend) geschichtswissenschaftlichen Arbeiten betrachtet, welche die Beiträge der eigenen Wissenschaft zur Entstehung der nationalen Identität im 19. und 20. Jahrhundert („metahistorisch“) erörtern und diese dabei mit Berufung auf die Erfindung der Tradition (Hobsbawm) oder die imagologische Bastelei (Levi-Strauss/Marchal) dekonstruieren. Stellvertretend seien an dieser Stelle einige Titel genannt: *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität* (1992); *Bauern, Hirten und frume edle puren. Bauern- und Bauerstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz* (1992); *Der Wille zur Geschichte. Schweizergeschichte um 1900 – die Werke von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Däniker* (2002); *Die Erfindung der Schweiz. Bildentwürfe einer Nation, 1848-1998* (1998); *Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert* (1998).¹¹² Auch die oben behandelten multimedialen Inszenierungsforen des Nationalen mussten am Ende des 20. Jahrhunderts ihre national integrative Funktion einbüßen.

Die Schweizerreise wandelte sich in eine apolitische, touristische Attraktion um, wie auch die Berichterstattungen über die Schützenfeste (deren formale Ablauf zwar unverändert blieb) aus dem politischen in den Sportteil der Zeitungen gewandert sind (Hettling 1998: 118) und wie auch das vaterländische Schauspiel heute als eine vergangene Gattung abdankte. Damit verloren praktisch ehemalige Interaktionsformen, in denen die Inhalte des Alpenmythos und der Bauernideologie inszeniert und erlebt werden konnten, ihre Funktion vollständig. Zu dieser Erschütterung des Alpenmythos trugen natürlich auch die erwähnten

¹¹²Marchal 1992, Weishaupt 1992, Buchbinder 2002, Erfindung der Schweiz. 1998, Altermatt 1998. Ähnlicherweise „entmythologisierende“ Beiträge sind die essayistischen Arbeiten von Schriftstellern, so z.B. Muschg, Adolf. 1990. *Die Schweiz am Ende - Am Ende die Schweiz*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, oder ders. 1997. *Wenn Auschwitz in der Schweiz liegt. Fünf Reden eines Schweizerers an seine und keine Nation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

geschichtswissenschaftlichen Arbeiten bei, und sie manifestiert sich auch darin, dass die Gestalt des Wilhelm Tell heute fast ohne Ausnahme in ironischen Gegendarstellungen vorkommt, oder dass das politische Leitbild des Bauern von einem idyllischen und harmlosen (da entpolitisierten) Zeichen der bäuerlichen Tradition abgelöst wurde: von der Kuh (Hettling 1998: 101). Das eindeutige „Beweisstück“ des Funktionsschwundes von dem Bild des *Hirtenkriegers*, der männlichen und kriegerischen Verkörperung der Nation liefern aber die Tätigkeit des GSOA (Gruppe Schweiz ohne Armee) und die überraschenden Ergebnisse der Abstimmung über die Abschaffung der Schweizer Armee 1989, die 35,6 % Ja-Stimmen brachte.

Interessanterweise bietet gerade das 1898 errichtete Schweizer Landesmuseum in Zürich ein gutes Beispiel auch dafür, wie eine zu kommemorativen Zwecken errichtete moderne Institution der nationalen Identitätsstiftung heute anderen, die Homogenität der Nation subvertierenden Erwartungen Raum geben und den Konstruktcharakter bzw. die Performativität kollektiver Identitäten offenlegen kann. 1998, im Jahre des Jubiläums „150 Jahre Bundesstaat“ war das Schweizerische Landesmuseum Schauplatz einer Sonderausstellung mit dem Titel *Die Erfindung der Schweiz 1848-1998. Bildentwürfe einer Nation*. Der Direktor des Landesmuseums bestimmte in seiner Eröffnungsrede als Thema der Ausstellung das Aufzeigen der unabschließbaren Konstruktions- und Dekonstruktionsprozesse der Bilder der Nation – im Einklang damit wurde auch der Zuschauer aufgefordert: „Erfinde die Schweiz!“¹¹³. Die Ausstellung von patriotischen Darstellungen der Nation im 19. Jahrhundert bis zu Ben Vautiers Bild „*Suiza no existe*“ (das an der Expo in Sevilla ein Leitbild der Schweiz war), zusammen mit gleichberechtigten Bildentwürfen heutiger Alltagsbürger bestätigt die Erfahrung, dass heute die nationale nur eine Stimme der mehrpoligen Identität (*multiple identities*) ausmacht. Am Schauplatz der traditionellen Ausstellung oder Darstellung der Nation wurde die performative Produktion der Gemeinschaft (d.h. ihr Vorstellung und nicht „Erfindung“) durch unabschließbare (De)Konstruktionsprozesse der Bilder der Nation aufgezeigt. Die Ausstellung fand im monumentalen neogothischen Waffensaal, in der „Ruhmeshalle der Nation“ statt, der auch 2003 zum Schauplatz einer Ausstellung mit einem ähnlichen performativen Potenzial wurde. Im Zentrum der Ruhmeshalle waren im 19. Jahrhundert die *Darstellungen* der Schweizergeschichte, der ruhmvollen Taten der alten Eidgenossen gestellt: Ferdinand Hodlers Fresko, sowie die ausgestellten Waffen- und Fahnentrophäen: Langspieße, Streitäxten,

¹¹³ Andreas Furger Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich (Welter 1998: 14-16).

Harnische und Helme. Im Rahmen der Ausstellung «Waffen werfen Schatten» im Sommer 2003 wurde die Objektsammlung jedoch konzeptionell neugestaltet: die 1600 Hieb- und Stichwaffen wurden in einer Halbkugelform angeordnet, womit ihre Spitzen sich auf einen gemeinsamen Mittelpunkt richteten: auf den Besucher der Waffenausstellung, der den Raum durchschritt und im Zentrum verweilte. Statt aneinander gereihte Objekte zu zeigen, die Vergangenes vermitteln oder abbilden sollten, wurden die Waffen skulpturell gestaltet, durch eine starke visuelle und emotionale Aussage direkt erfahrbar gemacht. Wegen der Reflektiertheit oder eher der Öffnung der musealen Repräsentation gerieten schlussendlich nicht die „abgebildeten“ Inhalte, sondern gerade jene unterschiedlichen Bedeutungen in den Vordergrund, die von dem aus der passiven Zuschauerrolle herausgerissenen Ausstellungsbesucher immer wieder neu generiert wurden.

Nach den erwähnten Umbrüchen der 80er-90er Jahre mag auch nicht besonders überraschen, dass das für das eidgenössische „Jubiläumsjahr“ 1991 geplante Festlichkeiten um die 700 Jahre Rütlichschwur von 500 KünstlerInnen und Intellektuellen – unter ihnen war der ebenfalls geheimpolizeilich beobachtete Max Frisch – boykottiert wurden¹¹⁴. Der vor allem durch die Fichenaffäre ausgelöste „Kulturboykott 700“ bedeutete damit den Höhepunkt und den ersten umfassenden, öffentlichen Erfolg jener Proteste gegen die Aufrechterhaltung der Befreiungstradition mit ihren Gründungslegenden, die mit dem kritischen Positivismus im 19. Jahrhundert anfangen und mit dem kritischen Patriotismus der 60er Jahre wieder belebt wurden. Die für das Jahr 1991 geplante Landesausstellung wurde aber bereits 1987 von den innenschweizerischen Kantonen ebenfalls abgelehnt, und im gleichen Jahr ist ein Brauch geworden, am 1. August – der zum Ruhetag erklärt und zum Anlass für Familienauszüge wurde – patriotische Reden zu parodieren (Otto Marchi spricht diesbezüglich vom Tell-Ketzer-Verein – Marchi 1985: 124, Santschi 1991: 95). Auf dem Hintergrund dieser Vorgänge mag auf dem ersten Blick erstaunen, dass es um das Jahr 2000 für nötig und möglich gehalten wurde, 2002 eine „Landesausstellung“ zu organisieren. Die *Expo 2002* kann aber gerade als typisches Medium der nationalen Identität im postnationalen¹¹⁵ Zeitalter der „sekundären Oralität“ betrachtet werden.

¹¹⁴ Die Dokumentation der Debatte um den Kulturboykott und um die Schweiz, die im Vorfeld der Jubiläumsfeier lebhaft geführt worden ist, befindet sich im: Fredi Lerch, Andreas Simmen (Hg): *Der leergeglaubte Staat: Kulturboykott; Schnüffelstaat Schweiz; 700-Jahr Feier; eine Dokumentation*. Zürich: rotpunkt, 1991.

¹¹⁵ Den Begriff der Nation in dem Adjektiv postnational verwende ich für jene Form der Gemeinschaft, deren narrativen Konstruktionsweise oben erörtert wurde und die ihre kulturprägende Dominanz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verlor, auch wenn sie nicht verschwunden ist. Über die anderen, neuen Formen kollektiver Identität s. die Ausführungen am Ende des Kapitels.

Die veränderten Funktionen der nationalen Wirtschaften sowie die fehlende öffentliche und intellektuelle Unterstützung jener Inhalte und Foren, die im vergangenen Jahrhundert ein homogenes nationales Selbstbild zu inszenieren und zu verankern suchten, entzogen einerseits der Institution der Landesausstellung jegliche wirtschaftliche und nationale Grundlagen. Andererseits war es gerade in dieser Situation nötig, auf einer gesamtgesellschaftlichen (und auch international offenen) Ebene über die Institution der Landesausstellung und dadurch auch über die gegenwärtige Lage der Nation zu reflektieren, Konflikte, Widersprüche aufzuzeigen, kurzum die nationale Identität neu zu konstruieren, metaphorisch formuliert: die Nation neu zu erzählen. (Bernard Crettaz spricht diesbezüglich von der Expo als einer Form der „kollektiven Psychoanalyse“¹¹⁶.) Diesen paradoxen Entstehungskontext, die veränderten (reduzierten) wirtschaftlichen und nationalen Funktionen der Veranstaltung veranschaulicht auch der Wechsel der Termini (*Expo* statt *Landesausstellung*), die Debatte um ihre Finanzierung und die Tatsache, dass die Grundidee der Veranstaltung von dem Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz (und nicht aus Finanzkreisen) kam (Jost 2002: 55). Zum Zweck des Neuverstehens nationaler Identität war eine Veranstaltung nötig, welche die subvertierten Geschichten auf keinen Fall wiederbelebt (was in der Idee des gescheiterten 700-Jahre-Feierns zweifelsohne eine Gefahr war), und die Landesausstellung im Jahre 1964 hat sich bereits als ein Forum erwiesen, an dem – wenn auch nicht als dominanter Teil – Material zur potentiellen Subversion des öffentlichen Diskurses um die Nation ausgestellt werden konnte. Damit ist die Expo 2002 zu einem Medium geworden, in dem dessen eigene Tradition der Nation ähnlich neu zu verstehen ist, da hier in einem gewöhnlich nationalen Rahmen postnationale Identität inszeniert und konstruiert wird. Mit Recht stellt Kohler fest, dass die Expo.02 „gezwungen ist, sich selber als Experiment zu verstehen; nämlich als Experiment gegen die eigene Tradition, d.h. als nationalraumfüllender Versuch, über die Möglichkeit politisch-gesellschaftlicher Zusammengehörigkeit unter den Bedingungen postnationaler Großgesellschaften [...] nachzudenken“ (Kohler 2002: 66).

Dieses Nachdenken charakterisieren die grundlegend marginale Anwesenheit des nationalen Gedankens in der Expo, das spielerisch-kritische, autoreflexive Umgehen mit den tradierten nationalen Bildern und die Betonung der individuellen Bestimmung der Identitäten. Unter den ca. 38 Ausstellungen der fünf Arteplages in Biel, Murten, Neuchâtel und Yverdon (bzw. in der fünften, der mobilen Arteplage Jura), die Macht und Freiheit, Augenblick und

¹¹⁶ Zitiert nach Jost 2002: 44.

Ewigkeit, Natur und Künstlichkeit, Ich und das Universum und Sinn und Bewegung zum Thema haben, gibt es höchstens sechs, die sich explizit mit der Schweiz als Nation beschäftigen¹¹⁷. Die Ausstellung *Strangers in Paradise* (Biel) geht am meisten spielerisch und ironisch mit den Mythen der Nation um. Die Zuschauer sitzen als (von dem Heidiland entfremdete) *strangers* auf dem Einkaufswagen; das *paradise* der idealisierten, zum Klischee gewordenen Darstellungen der Nation präsentiert sich dabei als ein Supermarket – eine zweifelsohne moderne, postnationale Perspektive auf die (kauf- und verkaufbare, jedoch die persönliche Identität der „Fremden“ nicht bestimmende) Nation, die zugleich die Schweizerreise, die Landesausstellung, die identitätsstiftende Bastelei uminterpretiert und gleichzeitig eine harmlose Konsumkritik ausübt. (Diese ist in der Ausstellung *Geld und Wert – das letzte Tabu* radikaler, in deren Rahmen eine Geldvernichtungsmaschine Schweizerfranken zerstört). Andere Ausstellungen (so z.B. *Panorama Schweiz Version 2.1.* in Murten) erfassen den Widerspruch zwischen den tradierten nationalen Selbstbildern und Figuren, Erscheinungen der gegenwärtigen Realität, die im offiziellen Diskurs der Nation „Fremde“ bleiben müssen, weil sie der homogenisierenden Integration und Interpretation widerstehen: es geht um die Asylanten, das „Landesmuseum neben Needlepark. Neonazis an der 1.-August Feier. Gewalt und Armut in der reichen und sicheren Schweiz“¹¹⁸. Der zur Reflexion über den eigenen Platz in der Welt gezwungene Zuschauer bekommt der Ansicht der Veranstalter nach keine vorgefertigten Antworten, um „ihre ganz persönliche Expo“ (3) in interaktiven, multimedialen Ausstellungen¹¹⁹, alle ihre Sinne benutzend, performativ gestalten zu können. Dadurch wird auch aus dem „Land ohne Eigenschaften“ (124) etwas „Intimes und Eigenes“ (113).¹²⁰ Das auf allen Werbeartikeln lesbare Slogan der Expo – *ImagiNation* – , das daher auch als eine Art „Gebrauchsanweisung“ zur Orientierung des Zuschauers dient, entdeckt zugleich etwas von den (in den obigen Kapiteln behandelten) symbolischen Konstruktionsweisen der Wirklichkeit und ihrer Sinnwelten auch.

¹¹⁷ Die Ausführungen in diesem Abschnitt stützen sich auf: Departement Publikationen Expo.02 (Hg.) 2002. *Der offizielle Führer durch die Expo.02*. Zürich: Werd.

¹¹⁸ Departement Publikationen Expo.02 (Hg.) 2002. *Der offizielle Führer durch die Expo.02*. Zürich: Werd.: 125.

¹¹⁹ In der Ausstellung *Blinde Kuh* (Murten) wird der Zuschauer von Blinden begleitet und entdeckt die Welt durch Hören, Riechen, Schmecken und Tasten; die Ausstellung *Signalschmerz* (Yverdon) inszeniert digital das körperliche Verhalten des jeweiligen Zuschauers gegenüber Schmerz, *Aua extrema* (Neuchatel) wird barfuss betreten, um den Wert des Wassers erleben zu können. Stellt man einem Journalisten der Onoma (Yverdon) seine eigene Gemeinde vor, so wird das Interview zu einem Teil der über Computer-Terminals zugänglichen Inventars der Ausstellung (236).

¹²⁰ Ein interessantes Beispiel für die Durchsetzung dieser individuellen Perspektive in der postnationalen Interpretation nationaler Leitbilder ist Bettina Eichins Helvetia-Statue in Basel (*Helvetia auf Reisen*), die im Gegensatz zu der nationalen Repräsentationstradition der Allegorie der Schweiz eine *einsame* und deshalb nachdenkliche Figur, ein weibliches Individuum ist.

Zusammenfassend gilt festzuhalten, dass die Inszenierung der nationalen Identität an der Expo 2002 ihre Transformation infolge des medialen Paradigmenwechsels und der politischen (supranationalen) Integrationsprozesse modellhaft zum Vorschein bringt. Die nationale Identität, wie sie in dem 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts konstruiert wurde, ist nicht „verschwunden“ (der Expo-Führer hält die drei Türme der Plattform Biel sogar als „drei Eidgenössische Schwurfinger“ interpretierbar¹²¹), sie verlor aber, wie erwähnt, ihre Funktion als kulturprägende Integrationskraft, sie wird kritisch hinterfragt und nur eine der möglichen und gestaltbaren, performativ konstruierten (Lebens)geschichten. Wenn die Expo einer „kollektiven Psychoanalyse“ (Bernard Crettaz) ähnlich gewirkt haben mag, so nicht deshalb, weil sie die Nation und die mit ihr (seit 1989 massenhaft) zerstrittenen Eidgenossen „versöhnte“, sondern weil sie zum Neuerzählen der Geschichte der Nation als eine Geschichte ihrer Widersprüche und Brüche beitrug, weil sie eine Reflexion über die Anwendung narrativer und mythischer Konstruktionen in der Arbeit an der nationalen Identität ermöglichte. Diese Leistung der psychoanalytischen Therapie: die Konstruktion einer Lebensgeschichte durch narrative Integration, durch Rektifikation von früheren Erzählungen (eventuell „unerträglichen Bruchstücken“) betrachtet Ricoeur als ein Modell der narrativen Identität oder *Ipseität*, die „auch die Veränderung [...] im Zusammenhang eines Lebens einbegreifen kann“ (Ricoeur 1991: 396-397). Peter von Matt stellt einen ähnlichen, dynamischen Identitätsbegriff einer substantiellen nationalen Identitätskonstruktion gegenüber. Er grenzt sich von jedem Vorgang ab, in dem „der neu eingerichtete Staat [...] seine Erzähler und Geschichtsschreiber aus [bietet], damit sie ihm eine glorreiche Vergangenheit schaffen. Von den Ursprüngen sollen sie erzählen, [...] auch wenn sich dabei die Balken biegen“ (von Matt 2001: 80). Demgegenüber schlägt er vor, „alle Schuld und alle Verdienste dieser Zeitspanne“ als „die unseren erfahren“ zu lassen (von Matt 2001: 124) und er stellt fest: „dieses Land ist heute so weit, dass es in ruhigem Ernst auf alles zurückblicken kann, auf die großen Werke seiner politischen Kultur wie auch auf das Böse und die Schuld, und alles annehmen kann *als Teil seiner selbst* [kursiv vom Verf.]“ (von Matt 2001: 85)¹²². Ähnlich argumentiert Frisch in seiner Rede *Die Schweiz als Heimat?* (1974), wo er über alternative Definitionskriterien der nationalen Zugehörigkeit (wie die Mundart, die Landschaft, die „Ideologie“, die Staatsbürgerschaft) nachdenkt, um schließlich festzustellen: „wenn ich Heimat sage, [so kann ich mich] nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und

¹²¹ Departement Publikationen Expo.02 (Hg.) 2002. *Der offizielle Führer durch die Expo.02*. Zürich: Werd.: 21.

¹²² Von Matt stellt an den oben zitierten Stellen in diesem Sinne dem Vergessen einer „vitalen Vergangenheit“ gegenüber.

Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg“ (Frisch 1998: 517). (Dass diese Strategie der Konstruktion von *ipse*-Identität in der Arbeit an der narrativen Identität der Nation in der Regel mit dem substantialistischen Versuch der Bewahrung ihrer Zeitlosigkeit und Homogenität koexistiert, wurde aus den bisherigen Ausführungen offenkundig.) Ob die in der Kultur der Performativität (Fischer-Lichte) nur als *ipse* und zunehmend als hybrid, entterritorialisiert vorstellbare, in einem offenen, performativen Prozess realisierte, autoreferentiell, selbstreflexiv gewordene kollektive Identität weiterhin als *nationale* bezeichnet werden soll, wird daher fragwürdig. Festgehalten werden darf allerdings, dass die nationale Identität aufgrund von (geschichtlichen, literarischen) Narrativen immer neu erzählt werden kann und wird, und dass durch die Befragung dieser Texte auf diese identitätsstiftende Funktion hin auch diese neu interpretiert, neugelesen werden können. Dazu soll im folgenden, zweiten Teil der Arbeit anhand von ausgewählten Texten des Schriftstellers Max Frisch und auf den Erkenntnissen der vorangehenden Kapitel basierend der Versuch unternommen werden.

II. 1. Über die Konstruktionen der nationalen und der persönlichen Identität in Max Frischs *Stiller*

II.1.1. Die *Identität* des Erzählers – Erzählhaltung, Fokalisierung und ihre Konsequenzen auf die Identität der Figur

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Max Frisch in erster Linie als ein Autor der Ich-Identität bzw. deren „Krise“ kanonisiert wurde – das Politikum, die Schweiz und das *Schweizerische* werden jedoch, wie erwähnt, auch als seine konstanten Themen apostrophiert und nicht selten als Grundlagen der Auslegung seines Oeuvres verwendet. Diese Dichotomie in der Frisch-Philologie veranschaulicht auch die Rezeption von dem *Stiller*, dem ersten erfolgreichen Roman von Frisch. In der beinahe unübersichtlich gewordenen Sekundärliteratur über den 1954 erschienenen Text wurde er u.a. als Ehe-, Kriminal- oder Entwicklungsroman, als „Heimatsroman ohne Heimat“ (Schmitz 1989: 244), „psychologischer Liebes- und Künstlerroman“ (Petersen 1989: 110), sogar als „Schweizer Don Quijote“ (Bonnin 1971) bezeichnet, und diese mannigfaltigen Versuche der Gattungsbestimmung weisen auch auf das zentrale Thema der meisten *Stiller*-Interpretationen, auf die Identitätsproblematik hin. Diese wird als Problematik der *Ich*-Identität zum überwiegenden Teil in Anlehnung an die Psychologie Jungs und an die Philosophie von Kierkegaard, Heidegger und Sartre erläutert.¹²³ Zur gleichen Zeit betrachtet man das Erscheinungsjahr des Romans nicht selten als jenes Eckdatum, das den „Umbruch“ machte, den *kritischen Patriotismus* in Gang setzte und damit jene „Pionierarbeit“ leistete, die heute schon als „Gemeinplatz“ wirke. So Zeltner-Neukomm:

„Es gibt einen Roman, der über lange Jahre mit einer geradezu charismatischen Ausstrahlung fortwirkte: nämlich der 1954 erschienene Roman *Stiller* von Max Frisch. Hier ereignete sich ein Umbruch, so radikal, dass sich gegen beinahe alles Frühere direkt eine ideologische Mauer bildete. Man setzte es in Bausch und Bogen ab und verteufelte es als blosse Bestätigungsliteratur“ (Zeltner-Neukomm 1984: 3).

¹²³ Beispiele für die psychologische Interpretation der Identitätsproblematik im Roman sind u.a.: Lusser-Mertelsmann, Gunda. 1976. *Max Frisch. Die Identitätsproblematik in seinem Werk aus psychoanalytischer Sicht*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz, sowie Gesing, Fritz. 1989. *Die Psychoanalyse der literarischen Form. „Stiller“ von Max Frisch*. Würzburg: Königshausen&Neumann. Ein Beispiel für die existentialphilosophische Auslegung des Romans bietet Kiermann, Doris. 1978. *Existentielle Themen bei Max Frisch. Die Existentialphilosophie Martin Heideggers in den Romanen Stiller, Homo Faber und Mein Name sei Gantenbein*. Berlin-New York: de Gruyter.

Kurt Marti spricht anhand des Romans ebenfalls von einer „Wende“ und vom Ende der „Banne der zur Hitlerzeit notwendig gewordenen nationalen Selbstvergewisserung“ in der Schweiz (Marti 1978: 269), nach Peter von Matt war der *Stiller* jener „Roman von der Stunde Null der ganzen Schweiz“, der einen „neuen Literaturbegriff“ einführte (von Matt 2001: 226). Obwohl auch Hans Mayer 1963 in seinem bekannten, mehrmals herausgegebenen *Stiller*-Aufsatz das „Leben und Literatur im Zeitalter der Reproduktion“ und damit auch die davon implizierte moderne „Krise“ der kollektiven Identität als „das eigentliche Thema des Romans“ bestimmte (Mayer 1976: 29), beschränkt sich die Auslegung der gesellschaftlichen Dimension in der Sekundärliteratur höchstens auf zwei Aspekte. Erstens wird die Analogie der persönlichen und der kollektiven Sinnbildung angemerkt (so Jurgensen 1976: 79-84), zweitens – und das ist häufiger der Fall – neigen Interpreten dazu, den Erzähler White mit dem gesellschaftskritischen empirischen Autor Max Frisch zu identifizieren (u.a. Stäuble 1971: 171-174, Rüegg 1989, Müller-Salget 1996: 87, Schmitz 1985: 248). Die in der Frisch-Philologie und der *Stiller*-Rezeption überwiegend marginal und thematisch behandelte nationale Identität, die auch Anlass zur biographischen Deutung des Romans gab, kann im Lichte der im Teil I. eingeführten Einsichten und Theorien der Nation bzw. des Nationalismus als relevantere Richtung eines Neulesens verwendet werden, das auf die *grand récit* des einheitlichen Individuums und der homogenen Nation als auf zwei, miteinander verbundene Aspekte der narrativen Kohärenzbildung Bezug nimmt. Welche Konstruktionsweisen und Zeitvorstellungen charakterisieren die Identität des Individuums und der Nation: substantielle oder narrative; die Beständigkeit des *idem* oder die Zeiltichkeit des *ipse* (Ricoeur), die zyklisch-monumentale Zeit des weiblichen Geschlechts oder die teleologische, politisch-männliche Zeit (Kristeva)? In welchem Verhältnis stehen die narrativen Verfahren des Romans, die Identität der Figur (auf der Ebene der Fabel¹²⁴) und die Erzählungen der Nation? Die Besonderheit des *Stiller* besteht in einer Art Autoreflexivität, nämlich darin, dass die Fabel, die Geschichte und der Text um die gleiche Frage herum zentriert sind: wer spricht?¹²⁵ Folglich muss die komplexe Analyse der genannten Aspekte mit der narratopoetischen Charakterisierung des Textes anfangen – zugleich erweist sich die erwähnte rein thematisch-referentielle Behandlung der Nation-Problematik im Roman als reduktiv.

¹²⁴ Die narratologischen Begriffe sind in Anlehnung an die Erläuterungen Mieke Bals zu Genettes Narratologie verwendet. Vgl. Bal, Mieke. 1997². *Narratology: Introduction to the Theory of Narrative*. Toronto: University of Toronto Press.

¹²⁵ In Friedrich Dürrenmatts Worten heißt es: „an Stelle des Ichs tritt ein fingiertes Ich, und das Ich wird ein Objekt. Romantisch gesehen: das Ich wird ein Kriminalfall“. (Dürrenmatt, Friedrich. 1976 [1954]. »*Stiller*«, *Roman von Max Frisch. Fragment einer Kritik*. In: Beckermann, Thomas (Hg.). *Über Max Frisch I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 7-15: 12.

Die Frage nach der Identität des Erzählers erhebt sich bereits beim Lesen der häufig zitierten (und in einigen Übersetzungen sogar als Romantitel eingesetzten¹²⁶) ersten Zeile des ersten Teiles von dem Text, der als *Aufzeichnungen Stillers im Gefängnis* betitelt ist: „Ich bin nicht Stiller!“ (361¹²⁷). Bis zum Ende des Siebten Heftes am Ende des ersten Teiles (d.h. nach 400 Seiten) bleibt fraglich, ob der Erzähler der Zürcher Bildhauer Anatol Ludwig Stiller ist, der sich selbst leugnet und sich für einen Mr. White ausgibt, oder jener Amerikaner James Larkin White, der nur zufällig und ohne Grund mit dem verschollenen Stiller identifiziert und verhaftet wird. Die Frage nach der Identität von Stiller und White verbindet die primären und die sekundären (intradiegetischen) Ebenen der Erzählung, deren (retrospektive) Aufzeichnung allein die Klärung der Identitätsproblematik motiviert: „Ich soll mein Leben niederschreiben! Wohl um zu beweisen, dass ich eines habe, ein anderes als das Leben ihres verschollenen Herrn Stiller“¹²⁸ (362). Die Aufzeichnung findet im Gefängnis statt, zieht sich innerhalb einiger Wochen zwischen der Verhaftung und der gerichtlichen Verhandlung voll, und besteht aus den Notizen Whites über die Ereignisse in der Untersuchungshaft (so über die Spaziergänge am Gefängnishof, die Besuche, die er in seiner Zelle bekommt, über seine Kautionsausflüge, oder über den Akt des Aufzeichnens, des Protokollierens selbst). Diese diegetische Ebene wird aber aus dem geklärten Grund weniger relevant, als die intradiegetische: alle Hefte enthalten auch retrospektive Geschichten über das Leben von White und von Stiller, die mehrere Jahre umfassen, und im Zusammenhang mit ihnen auch andere, „hineingeschobene“ Geschichten mit unterschiedlichen Adressaten und Erzählern, beispielsweise Briefe oder Märchen. Der gesamte erste Teil des Romans ist intern fokalisiert: der Fokalisator auf der diegetischen Ebene bzw. in den Geschichten aus dem Leben von White ist der Erzähler White selbst. In den Zweiten, Vierten und Sechsten Heften, die zum überwiegenden Teil intradiegetisch sind, dominieren dahingegen die Perspektiven von bestimmten Figuren – von Julika (Stillers Frau), Rolf (der Staatsanwalt von White und Sibylles Mann) und von Sibylle (Stillers Liebhaberin) –, der Fokus ist also nicht jener des Erzählers. Dies ist damit zu begründen, dass der Erzähler White als ein homodiegetischer oder

¹²⁶ Die Titel der englischen Übersetzung lautet: *I'm not Stiller*. Vgl. die Titel der ersten französischen Übersetzung: *Je ne suis pas Stiller*, sowie der portugiesischen Übersetzung *Não sou Stiller* (1958), der norwegischen Übersetzung: *Jeg er ikke Stiller* (1959) und der dänischen Übersetzung: *Jeg er ikke Stiller* (1962). (Weber Henking 1999: 128).

¹²⁷ Alle folgenden Seitenangaben im Text beziehen sich auf Frisch 1998.

¹²⁸ Identität wird folglich im Schreibprozess hervorgebracht und auch als Referenzbereich „außerhalb“ der Welt des Schreibens postuliert: die Erzählung bringt das Erzählte hervor. Damit werden bereits an dieser frühen, jedoch zentralen Stelle des Romans repräsentative und performative Sprachfunktionen gegenübergestellt (s. Weber Henking 1999) und die Konsequenzen der medialen Diglossie in der Schweiz beseitigt: im Medium der Schriftsprache (des Hochdeutschen) nivelliert sich jene identifikatorische Differenz des Schweizerdeutschen, die Stiller in der mündlichen Kommunikation eindeutig als Schweizer hätte identifizieren können.

„interner“ Narrator funktioniert, wenn er die Ereignisse im Gefängnis oder die Abenteuer seiner Vergangenheit in erster Person erzählt, aber sich in einen heterodiegetischen, „äußeren“ Narrator verwandelt, wenn er in dritter Person davon berichtet, was ihm seine Besucher (Julika, Rolf, Sibylle) über das Leben von Stiller erzählten. Diese Erzählhaltung steht mit der Aussage des zitierten ersten Satzes im Einklang, nach dem der Erzähler White mit dem „Erzählten“, mit Stiller nicht identisch sei, folglich über Stillers Leben nur aus der Perspektive von Julika, Rolf und Sybille, als heterodiegetischer Narrator berichten könne. Der Titel des ersten Teiles („Aufzeichnungen *Stillers* im Gefängnis“ [kursiv vom Verf.]), die thematisierte Identität der Erzählerfigur lenken die Aufmerksamkeit jedoch auf die Schwankungen der Erzählhaltung und das Verhältnis der beiden Ebenen des skizzierten Erzähldiskurses, wodurch der Verdacht der Identität von Stiller und White bestätigt wird.¹²⁹ (Die Funktion der Paratexte sowie von dem scheinbar extradiegetischen „Nachwort des Staatsanwaltes“ wird unter dem letzten Punkt erläutert.)

Stillers Lebensgeschichte (bis zu dem Punkt, wo er verschwindet) ist aufgrund der Zweiten, Vierten und Sechsten Hefte zu (re)konstruieren, die, wie erwähnt, in dritter Person von White erzählt, doch von Julika, Rolf und Sibylle fokalisiert werden. Die Perspektiven der drei Figuren des Lebens von Stiller werden einerseits dadurch kontrastiert, dass sie den gleichen Teil der Fabel mehrmals wiedergeben (*multiple point of view*): Stillers Spanienerlebnis kommt beispielsweise in allen drei Heften vor, oder die Debatten von Rolf und Sibylle werden von den beiden Ehepartnern (unterschiedlich) geschildert. Andererseits wechseln und ergänzen sich die Blickwinkel, indem die (von White zitierten) Erzählungen die früheren nachträglich ergänzen oder fortsetzen, so u.a. Sibylles Geschichte, die Rolfs Erzählung fortsetzt (er hört bei ihrer Abreise in die USA auf, sie erzählt aber auch, wie er ihr nach New York folgt), oder worauf Sibylle nur hinweist (Stillers Reise nach Davos), wird von jener Figur ausführlich dargestellt, die dabei anwesend war (Julika). Der heterodiegetische Erzähler wiederholt in den behandelten Heften konsequent, das er nur aufzeichnet, was er von Julika, Rolf und Sibylle gehört hat, wodurch diese Hefte einen besonderen Rhythmus erhalten¹³⁰ und der Leser der Aufzeichnungen überzeugt werden kann, dass White nur der Erzähler bzw. Rezipient, aber keine Figur der Stiller-Geschichten in den Zweiten, Vierten und Sechsten Heften ist. Doch scheint White manchmal ohne Zweifel eindeutig mehr über Stiller

¹²⁹ Nicht nur der Titel des ersten Teiles (eigentlich ein Untertitel des Romans) begründet diesen „Verdacht“, sondern der Titel des Gesamttextes (*Stiller*), der zugleich jene „Tradition“ der Betitelung von Romanen mit den Namen der Protagonisten provoziert, auf die auch im Text hingewiesen wird (*Madamme Bovary*, *Effi Briest*).

zu wissen, als was er von seinen Besuchern hätte erfahren können, was sich in den Schwankungen der Erzählhaltung und der Fokalisierung manifestiert. Einige Stellen der erwähnten Hefte sind zum Beispiel nicht intern fokalisiert, so der Anfang der Geschichte von Rolf („Ich sehe ihn [...] ein Herr ohne Gepäck“ – 551, „ein fremder Herr“ – 556) oder jene Stellen im Zweiten Heft, wo die wichtigste Bezugsperson in Julikas Leben in Davos nicht mit seinem Namen bezeichnet, sondern einfach und wiederholt einen „jungen Sanatoriumsveteran“ (464) genannt wird. Der Eindruck, dass hier nur der Erzähler der Fokalisator sein kann, folglich White und Stiller nicht unterschiedlich sind, wird vor allem dort erweckt, wo Stillers unausgesprochene Gefühle oder seine Gespräche, die er mit anderen unter vier Augen führte, ausführlich wiedergegeben werden (645, 461, 463). Andere treffenden Beispiele hierfür sind jene Textstellen, wo White seine externe Erzählerposition in den drei überwiegend retrospektiven Heften unterbricht, um – einem „auktorialen“ Erzähler ähnlich – über Stillers Persönlichkeit zu reflektieren (600-601), oder am Anfang des Vierten Heftes die Identität von Sibylles Mann scheinbar willkürlich, d.h. „auktorial“ zu bestimmen scheint: „nennen wir ihn Rolf“ (551). (An dieser Stelle bestätigt die Unsicherheit der Erzählhaltung zudem die Tatsache, dass der letztere Satz auch als ein Zitat aus Goethes *Die Wahlverwandtschaften* zu lesen ist, wo es im ersten Satz heißt: „Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter“¹³¹.) Die Erzählhaltung und die Fokalisierung entdecken somit in den „Stiller-Heften“ auch die Konstruiertheit der geforderten chronologischen Erzählung der „Wirklichkeit“, und ihre Schwankungen haben wichtige Konsequenzen auf die Identität der Figur, auf die Fabel.

Einen ähnlichen Effekt erzielen auch jene intradiegetischen Stellen, an denen nicht Stillers sondern Whites Leben behandelt wird: seine Geschichten über die „kleine Mulattin“ Florence (402, 537), die Katze Little Grey (413), die Carlsbad-Höhlen in Texas (506-521), die Rip van Winkle- und die Isidor-Geschichten (422, 393), oder Whites Mordgeschichten (er will seine Frau, einen Haarölgangster, Florences Mann Joe, einen Freund namens Jim und auch seinen eigenen Vater umgebracht haben). Whites Identität in diesen Abenteuern ist komplementär, kompensatorisch zu jener von Stiller zu lesen: Whites Mordgeschichten bilden

¹³⁰ Am auffälligsten ist die Wiederholung der Hinweise auf das Protokollieren im Sechsten Heft, in dem der Satz „so sagt Sibylle“ innerhalb von sechzig Seiten insgesamt siebzehnmals vorkommt (615, 617, 624, 625, 626, 627, 630, 633, 642, 653, 654, 658).

¹³¹ Für den Hinweis auf Goethes Roman gilt mein Dank Walter Erhart. Zu den weiteren Goethe-Zitaten im Roman s. Alois Wierlachers Studie über die Analogie der Gattungsmerkmale, Figurencharakterisierung und Motiventsprechungen von Goethes *Werther* und dem *Stiller*, den er als Parodie auf den Bildungsroman und den *Werther* liest. Wierlacher, Alois. *Max Frisch und Goethe. Zum Plagiatprofil des „Stiller“*. In: Heine, Sigrid (Hg.). 1986. *Goethe Jahrbuch*. Bd. 103. Weimar: Hermann Böhlau Nachfolger, 266-277.

unverkennbar Kontrapunkte zu Stillers verpassten Morde am Fluss Tajo in Spanien¹³², seine leidenschaftliche Liebesbeziehung mit der erotisch tanzenden schwarzen Florence vergleicht man notwendigerweise mit Stillers unglücklicher Ehe mit der frigidem Ballett-Tänzerin Julika. Die Isidor-Geschichte über einen Mann, der aus seiner Alltagsrolle in ein neues Land, in eine neue Rolle der Männlichkeit ausbricht und nach seiner Rückkehr von seiner Frau nicht verstanden wird, kann auch mit der Ehe von Stiller und Julika in Verbindung gebracht werden: sie stellt White zudem die gleiche Frage, wie Isidors Frau an ihn („Wo bist du nur all die Jahre gewesen“ – 411)¹³³. Das von Washington Irving bearbeitete und von Frisch 1953 auch als Hörspiel vorgelegte Märchen von Rip van Winkle thematisiert – der Isidor-Geschichte ähnlich – den Umgang des Protagonisten mit der ihm aufgezwungenen Rolle der Männlichkeit und Wehrhaftigkeit. Rip will sich seiner Neigung zum Trotz und seinen Vorfahren ähnlich als Jäger bewähren und wird demzufolge wortwörtlich zum Gefangenen der Vergangenheit: in unendlicher Fron muss er dem Kegelspiel der Vorfahren zuschauen und die Kegel aufstellen, deren Rollen und Donnern die anderen nur für ein Gewitter halten. Auch nach seinem „Erwachen“ bleibt er ein „Fremdling in einer fremden Welt“, der nicht einmal den Anspruch auf das Verstehen der anderen stellt. Der „alte“ Rip entspricht Stiller wegen der gleichen Erfahrung des Versagens als Soldat (auch Rip kann im entscheidenden Moment nicht schießen), während der „neue“ Rip White ähnlich als Mann ohne Vergangenheit von der Gesellschaft nicht akzeptiert wird. Auch die Geschichte der Grotte in Texas scheint darauf hinzuweisen, dass es sich im Fall von Stiller und White um die Erwerbung einer neuen Identität der gleichen Person handelt (White erzählt über sein Töten eines angeblichen Freundes Jim White bei der Entdeckung einer unterirdischen Höhle, dessen Namen es später aufnahm).¹³⁴ Da auch jene Geschichten von White, die er aus der eigenen Perspektive erzählt, folglich das Leben von Stiller metaphorisch erklären, kann der Leser den Erzähler mit Stiller identifizieren, und dieser Erwartung kommt der Text auch entgegen. Am Ende des Siebten

¹³² Stiller meldete sich als Freiwilliger bei der Internationalen Brigade, und bekam die Aufgabe, eine Fähre am Tajo zu bewachen. Als er jedoch auf vier Franco-Spanier hätte Feuer eröffnen sollen, konnte er es nicht tun, wurde daher entwaffnet, mit dem eigenen Hosenschnur gefesselt und am Ufer gelassen (490-491). In der Sekundärliteratur wurde mehrmals auf den kompensatorischen Charakter der Mördergeschichten hingewiesen (u.a. Mayer 1978: 211-212).

¹³³ Nach Therese Poser bestätigt die Identität von Stiller und Isidor bzw. den Parabelcharakter der Isidor-Geschichte auch die gleiche Zahl der Ehejahre: 9 Jahre (Poser 1988: 35). Mehr dazu: Butler, Michael. *Die Funktion von Stillers Geschichten: Isidor*. In: Schmitz 1978: 140-143. Zu der Geschichte von Rip van Winkle s. Gontrom, Peter. *Die Sage von Rip van Winkle in Max Frischs »Stiller«*. In: Schmitz 1978: 158-165.

¹³⁴ Die Doppelgänger-Geschichte wurde oft genug psychoanalytisch gedeutet, als Parabel des Kampfes mit dem Unbewussten, als Gleichnis über die Notwendigkeit der Akzeptanz der Persona bei der Entwicklung der Persönlichkeit. S. dazu u.a. Lusser-Mertelsmann, Gunda. *Die Höhlengeschichte als symbolische Darstellung der Wiedergeburt*. In: Schmitz 1978: 165-172 sowie Lubich, Frederic Alfred. 1992 [1990]. *Ursprungssehnsucht und die Wiedekehr der Grossen Mutter*. In: Lubich 1992: 29-41.

Heftes erzählt White in erster Person über das Leben von Stiller in seiner Perspektive und ergänzt bzw. beendet die Fabel der „Stiller-Hefte“, indem er über seine Flucht in die USA, seinen Selbstmordversuch und über seine „Neugeburt“ berichtet. Die Identität des Erzählers und des Protagonisten der Stiller-Geschichten wird (bis auf die Identität ihrer Namen) unverkennbar: die intradiegetischen Stiller-Geschichten treten eindeutig in kausale, erklärende Beziehung mit der diegetischen Geschichte im Gefängnis, die Anachronie der Zweiten, Vierten und Sechsten Hefte wird komplex. Nach dem Siebten Heft, bzw. beim Wiederlesen wird klar, welche Rolle die Paralipse in den Aufzeichnungen spielt: White verschweigt, dass er einst Stiller war, obwohl er schon im Ersten Heft auf Ereignisse hinweist, die er später im Siebten Heft erzählt (so seinen Selbstmordversuch: 412, 420, 436).

II.1.2. Bohnenblust als Karikatur der substantiellen Konstruktion von der nationalen und der Ich-Identität

Der Anfang des Romans deckt hinter der Problematik der Identität des Erzählers auch ein anderes poetisches Organisationsprinzip des Textes auf: die nationale Identität. Die erste Geschichte, die White aufzeichnet (White, angeblich amerikanischer Staatsbürger wird an der Grenze¹³⁵ aufgehalten und als Schweizer Staatsbürger Stiller festgenommen) gibt nicht nur das Thema der Identität an (die Grenze ist als Grundstruktur der Identität zu deuten), sondern illustriert auch die kollektive Bestimmtheit der persönlichen Identität. Das Individuum wird vom Anfang an im Zusammenhang mit seiner nationalen Identität betrachtet (der Name zusammen mit der Staatsbürgerschaft): nicht von ungefähr ist der Schauplatz der Aufzeichnung ein Gefängnis, das nach Michel Foucaults Erläuterungen bekanntlicherweise als symbolischer Ort der (zwanghaften) Einschreibung gesellschaftlicher Normen und Werte gilt. White muss sich in seiner Zelle Geschichten über Stiller (in der Perspektive von Julika, Sybille und Rolf), und auch über die Schweiz anhören, die ihm von seinem Verteidiger Bohnenblust erzählt werden. Analogerweise fordert man ihn auf, nicht nur die Schauplätze der persönlichen Vergangenheit von Stiller aufzusuchen (Davos, Zürich, Stillers Atelier),

¹³⁵ Michel Böhler misst der Figur der Grenze in der Romantopographie der Schweizer Nachkriegsliteratur eine besondere Relevanz bei. Aufgrund der Texte von Keller (*Pankraz der Schmoller*), Diggelmann (*Hinterlassenschaft*), Wilkomirski (*Bruchstücke*) und des *Stillers* kommt er zu dem Schluss, dass in all diesen Texten das „Ich im Übertritt über die Landesgrenze in die Schweiz einen Identitätswechsel erfährt bzw. von der Gesellschaft aufoktroziert erhält und so die Erfahrung der Diskontinuität seiner personalen Identität macht“. (Böhler, Michael. 2002. „Auch Hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein gestern dahinter.“ – literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz. In: Tanner, Jakob & Weigel, Siegrid. (Hg.). *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges*. Zürich: vdf Hochschulverlag: 145-178: 169).

sondern auch jenen Ort, wo die vorgestellte Gemeinschaft der Nation persönlich erlebbar wird: die Armee bzw. ein eidgenössisches Zeughaus. Beinahe jeder Ort im Text – das Lungensanatorium in Davos, das Gefängnis, die Friedhöfe in Mexiko/Janitzo und der Schweiz, New York, Mexiko oder Zürich – sowie die Geschlechterrollen vermitteln die Identität als kollektiv, sogar spezifisch national bestimmte Medien (Kapitel II.I.3.). Im Folgenden soll das Verhältnis und die sinnkonstruierenden Strategien der nationalen und der persönlichen Identität (von White und Stiller) anhand der Texte von dem Verteidiger Bohnenblust betrachtet werden, die als dominante Narrative der nationalen Identität im Text mit der Identität der Figur in einem metaphorisch-erklärenden Verhältnis stehen.

Bohnenblust, der Verteidiger Whites ist die Hauptfigur jenes Machtmechanismus, der White schließlich gerichtlich zum Leben als Stiller und zur schweizerischen Staatsbürgerschaft verurteilt. Er erweist sich sowohl als der Verteidiger von White als auch als Vertreter der Schweiz bzw. des Schweizerischen als Anwalt der Beständigkeit, Homogenität und Kontinuität der *idem*-Identität und wird somit paradoxerweise zum Gegner seines Schützlings White. Er gibt White den Auftrag, „nichts als die schlichte Wahrheit“ (362) zu dokumentieren, seine Lebensgeschichte faktisch aufzuzeichnen, damit er seine Identität (eine andere als die des verschollenen Stiller) bestätigt, und zwar mit Tatsachen, unter denen er nichts anderes versteht als „Ortsnamen, Daten, die man nachprüfen kann, beispielsweise Angaben über Beruf oder sonstiges Einkommen, Dauer von Aufenthalten, Anzahl der Kinder, Anzahl der Scheidungen, Konfession, usw.“(371). Nachdem er mit Hilfe eines Fotoalbums (417) die Identität von Stiller und White „beweist“, argumentiert er für die Kontinuität ihrer Lebensgeschichten (Whites Lebensgeschichte als die Fortsetzung von Stillers) und gegen die „Märchen“ (428) und „Hirngespinnste“ (390). Für Bohnenblust ist die persönliche Lebensgeschichte ein homogener Prozess von Daten und Ereignissen – analog dazu betrachtet er die Geschichtsbücher als faktisch-objektive Belege der Geschichte der Nation. So nutzt er jede Gelegenheit, auf White einen „Schwarm historischer Persönlichkeiten“ loszulassen (545) und versucht die Wahrheit von Whites Geschichten, in denen er auch mit geschichtlichen Begriffen spielt, in der Städtischen Bibliothek nachzuprüfen (390). Bohnenblusts Identitätsauffassung ist substantialistisch, er stellt das Ich und die Nation als Symbole (im Sinne von de Man) dar, also setzt er voraus, dass diese eindeutig, mit sich identisch und beschreibbar sind, was auch seine Sprach- und Wahrheitsauffassung demonstriert. Der Verteidiger glaubt an die deskriptive Funktion der Sprache, an die Objektivität der Lebensgeschichten und der Geschichte der Nation: er geht von der Linearität des Lebens und dessen Beschreibung, von der Trennung von Faktum und

Fiktion aus. Die nicht-faktischen oder nicht beweisbaren Geschichten lehnt er ab: „was hat das wieder mit unserer Sache zu tun? [...] Sie erzählen mir Märchen [...] statt dass Sie mir ein einziges Mal eine klare und blanke und brauchbare Wahrheit erzählen“ (418). Das Notieren in die Ledermappe (die die Aufzeichnungen des Verteidigers über White enthält) funktioniert nicht ohne Grund als eine ständige Geste seiner Figur.

Seiner Sprachauffassung zufolge repräsentiert Bohnenblust jenen „Nationalcharakter“, der als ein zentrales Instrument in der Konstruktion der nationalen Identität als invariante und kontinuierliche *idem*-Identität fungiert. In dem großen Streit von Bohnenblusts und White (544-548) bzw. in seiner Rede am Atelier (716-720) erscheint die Schweiz als natürliche und ideale Entität („Die Schweiz noch immer ein ideales Land“ – 719), deren unbezweifelbare Merkmale die Freiheit („ein schweizerisches Monopol“ – 546), die Neutralität („die Schweiz ist doch die reine Unschuld“ – ebd.) und die Schönheit („Zürich ungefähr die schönste Stadt der Welt“ – 717) sind. In den Texten des Verteidigers vermischen sich nationalistische Slogans aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die auch in der Landesausstellung 1939 kursierten („Die Familie als Keimzelle des Volkes“ – 719, „Die Grösse unseres Landes ist die Grösse seines Geistes“ – 545) und jene Topoi, die seit dem 19. Jahrhundert die Gemeinschaft der heterogenen Willensnation verbanden: die Alpen als Schauplatz der eidgenössischen Gründungsgeschichte, als Metapher der Freiheit und Unabhängigkeit, sowie die Tugenden der Frömmigkeit, Freiheitsliebe, Wehrhaftigkeit. Bohnenblust verweist „zur Rechtfertigung der Schweiz auf russische Untaten“ (547), so wird in seinen Texten der Horizont der 50er Jahre erkennbar. Jenes Bild von der schweizerischen Nation, das den schweizerischen Gründungsmythos mit der Neutralität während der Weltkriege verband und den Antikommunismus und den Wohlstand in der Schweiz als nationale Eigentümlichkeiten, als notwendige Konsequenzen des „Sonderfall“-Status des Landes postulierte, blühte gerade in den 50er Jahren, „auf dem Nährboden von Kaltem Krieg und Konsum“ (Furrer 1998: 106). „Noch nie seit der Gründung des modernen Bundesstaates schien der Konsens über das, was die Schweiz ausmacht, so breit getragen und akzeptiert worden zu sein. [...] In der schweizerischen Gesellschaft vollzog sich ein eigentlicher Integrations- und Nationalisierungsschub.[...] Gleichzeitig verstärkte sich jedoch auch das Reduitsyndrom und die Igelmentalität“ (Furrer 1998: 103, 113).

Um die Nation (der Schweiz) und das Ich (von Stiller) als beständige und einheitliche Subjekte zu transzendieren, schließt Bohnenblust den Dialog aus, der der Andersheit, der Veränderung, der Subversion auch Raum lassen könnte: „er weiss sehr viel, zuverlässig wie ein Lexikon, vor allem in schweizerischen Belangen, so dass es eigentlich keinen Sinn macht,

mit meinem Verteidiger über die Schweiz zu reden; jeder Gedanke, der die Schweiz etwa in Frage stellt, erstickt unter einer Fülle historischer Tatsachen, die nicht zu bestreiten sind.” (374). Zugleich lässt sich in seinen Texten jene Strategie der Vorstellung der Nation zeigen, die Jan Assmann als die „Transformation kommunikativer – gelebter, in Zeitzeugen verkörperter – Erinnerung in kulturelle – institutionell geformte und gestützte – Erinnerung” (Assmann 1997: 222) charakterisiert. Die Identifikation mit der Nation, die persönliche Aneignung eines Nationalcharakters setzt Bohnenblust als anthropologische Notwendigkeit („Wurzeln braucht der Mensch” -717) und als moralische Pflicht voraus („Was du von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen”, usw.-719). Whites Aufgabe wird „eine massvolle Fortpflanzung” (719) und das Glauben „an Gott, an Frau Julika, an die Ehe, an die Schweiz” (720), was allein daraus folgt, dass die Schweizer „gesunden Schweizersinn” (719) haben, und Stiller ist „nicht allein auf der Welt, [...] sondern ein Glied in der Gemeinschaft, Halt in der Gemeinschaft, Pflichtbewusstsein am Platze” (719). Die rhetorischen Strategien der Nationalisierung des „Amerikaners” White (so u.a. die Homogenisierung, die Sakralisierung des Nationalcharakters) werden im Text zur Parodie, was sich am besten am Beispiel von Bohnenblusts Rede am Atelier beweisen lässt.

Die wichtigsten Organisationsprinzipien der konfusen Rede von Bohnenblust sind die Wiederholung und die direkte Aufforderung. Mit diesen Strategien der Überzeugung vermittelt er die Identität von Julika, Stiller und der Schweiz, so dass die letztere die ersten beiden bestimmt. Das Julika-Bild des Verteidigers deckt jene idealisierte Frauenrolle auf, die im 19. Jahrhundert ein Grundpfeiler der gedachten Ordnung der Nation bedeutete. Die tugendhafte Frau sei demnach eine Hüterin der Familie und der Moral; sie garantiert die Kontinuität und Ordnung der Nation auch durch das Gebären von Kindern (Mosse 1987: 27-30). Julika beschreibt Bohnenblust in diesem Sinne als „ein feiner und wertvoller Mensch”, der für Stiller „frauliche Opfer”(ebd.) bringt, die noch Kinder haben kann, was „immerschon ihr heimlicher Wunsch gewesen” ist (719), da „Frauen so anders, mütterlich” sind (718) und die Ehe „als sittliche Aufgabe und nicht als Vergnügen” zu verstehen ist (717). Diese Charakterisierung trifft auf die frigide Ballett-Tänzerin ohne Zweifel nicht zu – Julika ist sich ihrer geschlechtlichen Identität gar nicht sicher (440). Der Adressat der Rede ist aber nicht Julika (die auch anwesend ist), sondern Stiller, auf ihn beziehen sich die meisten wiederholten Aufforderungen, er ist derjenige, der sich das *Schweizertum* („ein bisschen Glauben an Gott” -719, „positivere Haltung” -717, „ein bisschen Vernunft” -720, „aber alles mit Mass” -717)

aneignen soll. Die Wiederholungen¹³⁶ wirken in der Rede identitätskonstruierend: durch sie wird diese Gattung parodierbar und zugleich erkennbar. Bohnenblust benutzt die schweizerische nationale Identität nicht nur als inklusive Strategie in seiner Rede, sondern auch als Kode der Exklusion: das Schweizertum zeigt sich gegenüber den inneren und äußeren „Feinden“, es steht dem „Materialismus“, „Nihilismus“ und „Intellektualismus“, die es „heutzutage so viel gibt“ (218), und dem Kommunismus gegenüber: man braucht in der Schweiz „keine Kinder von Trinkern und Linksverdächtigen“ (719). Da Bohnenblust die Nation, die bei ihm auch die individuellen Rollen bestimmt, als apriorische Kategorie transzendiert, enthält seine Rede keine Argumente, sondern sie besteht nur aus der Häufung von sprachlichen Klischees, wie „Kopf hoch“, „niemand kann aus seiner Haut heraus“ (717), „Schwamm darüber“ (719), „Hand aufs Herz“ (719), „Herrgott nochmal“ (ebd.). Die beiden Textstellen, wo der Verteidiger den Faust (falsch) zitiert, erzielen aus dem gleichen Grunde eine ironische Wirkung¹³⁷. Die erwähnte auffällige Dominanz der Repetition (von Wendungen und koordinierenden Strukturen) sorgt dafür, dass die Rede des Verteidigers, die zwar mehrere Seiten umfasst doch praktisch aus einem Satz besteht, logisch nicht befolgbar und stylistisch dissonant wird. Typisch sind in dieser Hinsicht die Kombinationen pathetischer und alltäglicher Diskurse („Pietät am Platze“, „Herrgott nochmal [...] ein Glied in der Gemeinschaft“). Die Verworrenheit charakterisiert den Text rhetorisch und inhaltlich auch; die Aussagen des Verteidigers widersprechen einander öfters: er stellt die Mäßigkeit und Nüchternheit dem Materialismus, den Antimilitarismus dem Gebot „Du sollst nicht töten“ gegenüber. Prägnant ist der Widerspruch zwischen der überbetonten Mäßigkeit („alles mit Mass“-717, „massvolle Fortpflanzung“, „bisschen Glauben an Gott“, „bisschen Liebe“-715) und der sprachlichen „Wucherung“ des Monologs. Bohnenblusts Text in der Szene am Atelier wird somit zur Parodie der klassischen Rede, seiner deskriptiv-referentiellen Sprachauffassung und der ideologischen Transzendierung der Nation. Hierzu trägt auch die relevante Tatsache bei, dass der Monolog des Verteidigers von dem Erzähler direkt zitiert wird, also im Grunde genommen eine gewaltige Periode von White ist. Die Anrede von Bohnenblust verliert infolge ihrer Vermitteltheit an ihrer „überzeugenden Kraft“ (so, wie jener Streit zwischen Bohnenblust und White, der als *post scriptum* aufgezeichnet wird), was auch darauf zurückzuführen ist, dass in dem Zitat der Adressat der Rede (Stiller) und der

¹³⁶ „Kopf hoch“ wird in dem untersuchten Abschnitt sechsmal, „Glaube an Gott“ mindestens dreimal, „ohne Hoffnung kein...“ viermal wiederholt.

¹³⁷ „Alles andere ist Schall und Rauch, der Name zum Beispiel“ (718) heißt bei Goethe. „Name ist Schall und Rauch / umnebelnd Himmelsglut“ (*Faust I.* Szene in Martens Garten). Das zweite (explizite) Zitat von

Zitierer (White) nicht immer zu identifizieren sind. Den Monolog kennzeichnen Verschiebungen: White spricht von dem Adressaten der Imperative von Bohnenblust einmal in erster Person, ein anderes Mal als von Stiller, was den ironischen Charakter der Rede komplexer macht. Bohnenblusts Ziel besteht nämlich darin, Stiller mit einer Identität zu versehen, und er scheitert dabei, was darauf zurückzuführen ist, dass die Nation, die Bohnenblust vertritt, der persönlichen Identität keinen sicheren Rahmen mehr bieten kann.¹³⁸

Der Text zeigt hier die Inkonsequenz der nationalen Ideologie auf der rhetorischen Ebene auf – Bohnenblust selbst wird zur Parodie der Tugenden jenes Bildungsbürgertums, das sich mit dem Nationalismus verband, um „von oben“ von der Nation und „von unten“ von der Familie unterstützt den Folgen der Stabilität bedrohenden Modernität Ordnung und Ewigkeit entgegenstellen zu können (Mosse 1987: 30). Die Figur von Bohnenblust wird auch dadurch zur Karikatur, dass er in Whites Aufzeichnungen genau genommen nur die Nation repräsentiert, aber die Stimmen der Ich-Identität entbehrt. Er gehört (zusammen mit anderen Figuren, die im Text noch die Schweiz oder das von Bohnenblust vertretene Identitätsmodell repräsentieren: Sturzenegger und Knobbel) zu jenen eindimensionalen, weniger markierten Figuren, die – im Gegensatz zu beinahe allen anderen Figuren des Lebens von Stiller – nie zum Fokalisator der Aufzeichnungen werden. Ein Grund dafür ist auch, dass er die Zeitlichkeit (Beständigkeit) der *idem*-Identität der Nation und von Stiller in seiner Einstimmigkeit verkörpert, womit er immer wieder einen Kontrapunkt bildet zu Whites Sprach- und Identitätsbetrachtung.

Die Erklärung für alle Konflikte und Störungen in der Kommunikation zwischen Bohnenblust und White ist die Diskrepanz zwischen dem deskriptiven Sprachgebrauch des Verteidigers und Whites metaphorischem Wirklichkeitsbegriff. (Irene Weber Henking erläutert in ähnlichem Zusammenhang die repräsentativen und die performativen Sprachkonzeptionen im Text: Weber Henking 1999: 126-149.) Whites sprachphilosophische Reflexionen konstatieren die Krise der Referentialität tragisierend: „Was soll der Wahrheit schon übrigbleiben, wenn ich ihr mit meiner Feder komme“(371); „ das ist die erschreckende Erfahrung dieser Untersuchungshaft: Ich habe keine Sprache für meine Wirklichkeit“ (436) oder „Ich kann mich nicht mitteilen. Jedes Wort ist falsch und wahr, das ist das Wesen des

Bohnenblust („Was du von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“ – 719) lautet im *Faust I.* („Nacht“): „Was du ererbt von deinen Vätern hast, / erwirb es, um es zu besitzen“ (Petersen 1994: 39-40).

¹³⁸ Richard Egger hebt einen hier nicht behandelten Aspekt jener Textstellen vor, die eine Auseinandersetzung zwischen Bohnenblust und White festhalten. Die Ironie der Erzähleräußerungen – die „Lächerlichkeit“ der Aussagen des Verteidigers, die Ernsthaftigkeit seiner Präsentation von dem Erzähler und die „Luststruktur“ des Textes – betrachtet er als Strategien einer verschleierte Leserlenkung. Mehr dazu in: Egger, Richard. 1986. *Der*

Wortes”(525). Obwohl White sich ähnlich über das „Zeitalter der Reproduktion” beklagt (536), Angst vor der Wiederholung hat (420) und nach dem „wirklichen Leben” (727), der Produktion sehnt, macht er von dem Versagen der Eindeutigkeit, des deskriptiven Sprachgebrauchs und der Simulierbarkeit von Identitäten spielerisch vollen Gebrauch. Er vermischt die beiden sprachlichen Modi: er wiederholt, dass er nur protokolliert (441, 567, 636), doch enthüllt er den fiktionalen oder metaphorischen Charakter seiner Geschichten manchmal selbst (506, 521). Er bekennt sich als Mörder schuldig (409), dann definiert er aber seine Morde als symbolische, „innere” und alltägliche Morde: „es gibt allerlei Arten, einen Menschen zu morden oder wenigstens seine Seele, und das merkt keine Polizei der Welt” (476). Die Ungültigkeit des substantiellen Sprach- und Wirklichkeitsmodells von Bohnenblust erfährt White in seinem sprachlich kaum artikulierbaren Erlebnis des Todes: „die sonst kaum mitteilbare Begegnung mit meinem Engel”¹³⁹ (436); diese führt aber nicht nur zu den erwähnten sprachphilosophischen Reflexionen und spielerischen Verunsicherungen, sondern analog mit diesen auch zum Versuch, die Identität von White rein metaphorisch zu konstruieren. Whites Lebensgeschichte fängt paradoxerweise mit der Konkretisierung der alltäglich gebräuchlichen Bedeutungen des „neuen Anfangs” und der „Wiedergeburt” an: er nimmt einen neuen Namen und eine neue Staatsbürgerschaft auf (da die jeweilige Identität auf Anerkennung des Kollektivums angewiesen ist), seine Identität enthält aber jene referenzialisierbaren und vergangenen Ereignisse, biographischen Daten gerade nicht, die Bohnenblust als „Beweise” der Identität anerkennt. Die Geschichten, die Bohnenblust als Märchen und Hirngespinnste ablehnt, dienen, wie bereits geklärt, gerade dazu, Whites Identität (wie die eines weißen [!] Blattes oder *tabula rasa*) zu konstruieren und sein Verhalten zu erfassen. White, der mit diesen Erzählungen ins Leben gerufen wurde, subvertiert nicht nur Bohnenblusts Axiomen über die Sprache und die persönliche Identität, sondern sehr auffällig auch die Erzähl- und Vorstellungsweise der Nation als eine einheitliche und zeitlich beständige Substanz.

White tadelt die durch Bohnenblust sakralisierten „typisch schweizerischen” Eigentümlichkeiten, so die Neutralität, indem er auf die Waffenexport-Industrie (595) oder die Neigung des schweizerischen Bürgertums zum Faschismus (547) hinweist, sowie jenes

Leser im Dilemma. Die Leserrollen in Max Frischs Romanen <Stiller>, <Homo Faber> und <Mein Name sei Gantenbein>. Bern: Lang.

¹³⁹ Der Hinweis auf den Engel, so wie auch weitere Textstellen, die vom „wirklichen Tod” und Leben referieren, sind deutlich mit Rilkes Konzeption vom „eigenen Tod”, „eigentlichen Leben” und dem „schrecklichen Engel” zu verbinden. Zu diese Analogie s. Naumann, Helmut 1997. *Rilkes Einfluss auf Frischs Stiller*. In: ders. *Aufsätze zur deutschen Literatur: Gottfried Keller, Max Frisch, Rainer Maria Rilke*. Rheinfelden-Berlin: Schäuble. 122-150.

Forum, wo man sich mit der Gemeinschaft der Nation identifizieren kann: die „Schule“ der Nation und der Männlichkeit, das Militär. Seine satirische, deheroisierende Darstellung der Nationalisierungsagentur (im Zeughaus riecht es, die „eidgenössischen Zeughäusler“ sind verfettet, die Uniformen voller Schabenlöcher, das „eidgenössische Gewehr“ verrostet), sowie alle seinen anderen kritischen Äußerungen sind nicht nur auf Whites Identitätsauffassung, sondern vor allem auf seine Außenperspektive zurückzuführen. Der Amerikaner White, der Fremde (oder der Heimkehrer oder der) – und der Erzähler betont diese Fremdheit immer wieder – kann nämlich jene Kontingenz aufdecken, die vor den Einheimischen verborgen ist (Schütz 1972). So geschah es auch dem jungen Stiller im Spanischen Bürgerkrieg: „Ich habe eure Schweiz kennengelernt, damals in Spanien“ (613) – auch im persönlichen Bereich bedürfen aber die Figuren der Fremdheit des Auslandes (Rolf Genua, Sybille New York), um die zur Reflexion nötige Distanz zum Eigenen zu gewinnen. White stellt jedoch nicht nur das Funktionieren und die Selbstverständlichkeiten der nationalen Pädagogik (Bhabha) oder der Nationalisierung des kommunikativen Gedächtnisses in Frage. Indem er die Möglichkeit der Ablehnung der schweizerischen Identität erschließt, legt er bloß, dass die Nation auch eine von der persönlichen Identifikation abhängige Konstruktion ist, dass es immer eine Spannung entsteht zwischen „der Signifikation des Volkes als einer a priori gegebener historischer Präsenz, einem pädagogischen Objekt, und dem Volk, das in der Performanz der der narrativen Geschichte konstruiert und dessen artikulatorische ‚Gegenwart‘ durch die Wiederholungen und die Pulsschläge des nationalen Zeichens geprägt wird“ (Bhabha 2000:220). Diese Ambivalenz untergräbt die Versuche zum Konstruieren der nationalen Identität im Sinne des *idem*, die von dem Verteidiger Bohnenblust verkörpert werden.

II.1.3. Geschlechterrollen und Erinnerungsorte

Betrachtet man die nationalen und die narrativen Identitätskonstruktionen im Text nicht am Beispiel der White-Bohnenblust Beziehungen sondern aufgrund der Identitätsproblematik von Stiller und White und ihrer kulturell geprägten Vermittlungsmodi: der Geschlechterrollen und der Orte, so wird ihr Verhältnis noch komplexer. Die Analogie zwischen den Identitätsstörungen der Nation und von Stiller ist leicht zu erkennen: beide verlieren ihre Selbigkeit (Ricoeur) als Medien der substantiellen Identitätskonstruktion (die im Text mit dem Begriff des „Bildnisses“ bzw. der Bildnismacherei bezeichnet wird – 500), beide „Identitätskrisen“ sind daher mit Ricoeurs Kategorien als „Entblößung der Selbstheit

durch den Verlust der sie unterstützenden Selbigkeit“ (Ricoeur 1986: 184) zu charakterisieren. Andererseits bestimmt gerade die Nation den Identitätsverlust, den Stiller in seinem persönlichen Leben erfährt.

In seinem Misserfolg in Spanien kann sich Stiller mit jener Identität nicht gleichsetzen, die die Nation dem Mann erteilt: mit dem Ideal des Soldaten und des Helden, der die „Theorie“ der Nation, die Tugenden der Wehrhaftigkeit, Vaterlandsliebe in die Praxis umsetzt und somit zum „Fundament der Nation“ wird (Mosse 1987: 27, 120). Sein Spanierenerlebnis interpretiert Stiller als Versagen nicht nur als Soldat sondern auch als Mann: „Wäre nicht diese Niederlage in Spanien gewesen, wäre ich dir [Julika] mit dem Gefühl begegnet, ein voller und richtiger Mann zu sein“ (496); an Sybille sagt er nach dem Erzählen der „Geschichte mit dem russischen Gewehr“: „Ich bin kein Mann“ (615). Dementsprechend beschreibt White Stiller als „sehr feminin“ (600) und Julika empfindet ihn nicht wie einen Mann, sondern „wie einen Bruder“, der „sie in keiner Weise vergewaltigen würde“ (439) – nicht ohne Grund interpretiert man das Versagen von Stillers Gewehr als Metaphorik der Impotenz¹⁴⁰. Diesem Verlust an Männlichkeit¹⁴¹ korrespondiert auch seine Unzufriedenheit mit seinem Körper: vor Julika kommt sich Stiller „als ein stinkiger Fischer mit einer kristallinen Fee“ vor (449, 458), „es war ihm furchtbar, wenn er schwitzte“ (459) und „er war nicht bereit zu glauben, dass eine Frau, die ihre Hand auf seine legte, frei wäre von Ekel“ (460). Stillers Versagen als Mann und Soldat führt letzten Endes zum Schluss seiner Beziehung mit Julika (494-501), zu seiner Flucht in die USA und zu der Verleugnung seiner Identität als Stiller (682-684), und die Relevanz dieser Erfahrung bestätigt auch die Vorkommensweise des Tajo-Erlebnisses in Whites Aufzeichnungen. Einerseits tauchen die Motive des verpassten Schiessens und der Aufgabe der Aneignung einer wehrhaften Männlichkeit in mehreren Erzählungen von White auf: in den Geschichten von Rip van Winkle und Isidor, die Peter von Matt deswegen „Initiationsgeschichten“ nennt (Matt 1991: 96). Die Protagonisten dieser Märchen, in denen Wehrhaftigkeit und Männlichkeit

¹⁴⁰ u.a. Schmitz 1985: 277. In der Tat handelt es sich bei dieser „Impotenz“ jedoch nicht um das Unvermögen, sich „männlich“ zu verhalten, sondern um das Versagen des identifikatorischen Musters einer *wehrhaften* Männlichkeit. Vgl. Dazu Koepke 1982, der Stillers Spanien-Geschichte als eine Parodie von Hemingways *For Whom the Bell Tolls* liest: „The end result in *I'm not Stiller* is a radical negation of masculinity, of heroism in the style of Hemingway. The »test of man's courage at the front« is turned into its opposite“ (Koepke 1982: 80).

¹⁴¹ Stiller leidet an seiner „Männlichkeit“, weshalb ihn Edgar J. Forster als Prototyp der unmännlichen Männlichkeit des Melancholikers betrachtet: als einen Typus zeitgenössischer Männlichkeit, dessen „Kampfkraft [...] nicht Gewalt körperlicher Stärke und nicht einmal nur die Waffe des bloßstellenden Geistes, sondern die Rhetorik der selbstreflexiv eingeholten Kritik“ ist. Forster, Edgar J. 1998. „*Unter Männern kommt er sich nicht als Mann vor*“. *Melancholische Männlichkeit: Stiller von Max Frisch als Modellfall*. In: ders. *Unmännliche Männlichkeit: Melancholie, „Geschlecht“, Verausgabung*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau: 70-117: 70.

miteinander verschmelzen, verhalten sich, wie bereits gezeigt, Stiller ähnlich: Isidor wird in der Fremdenlegion „zum Mann erzogen“ (354), Rip sehnt sich nach einem „männlichen Beruf [...] Mann muss Jäger sein!“ (423). (Zudem gehört die Rip van Winkle Geschichte zum kanonisierten Korpus der „Nationalmythen“ der Vereinigten Staaten.) Andererseits weisen das Spanienabenteuer und die Identitätsproblematik von White sowie ihre diegetischen und intradiegetischen Erzählweisen deutliche Parallele auf. Das Spanienerlebnis ist die einzige Geschichte im „Gewebe“ von Whites Aufzeichnungen, die in allen Heften vorkommt, die nicht vom Erzähler fokalisiert werden: sie wird in der Perspektive von Julika (489, 438), Rolf (559), Sibylle (615), auch von dem Erzähler White (489-492) und schließlich von „Stiller-White“, in erster Person (682-684) geschildert. Diese Erzählweise pointiert Stillers Umgang mit dem „traumatischen“ Erlebnis: in der Gesellschaft pflegte er diese Anekdote „von einem Sieg des Menschlichen über alles Ideologische“ (492), wie seine „Parade-Nummer“ vorzutragen (ebd.), und erst später, kurz vor seinem Verschollen gesteht er Julika und Sybille, dass hinter der „Erfolgsgeschichte“ eine Niederlage, sein Versagen steckt (492, 615). Die Tajo-Geschichte wird in den Aufzeichnungen – der Lebensgeschichte von Stiller ähnlich – genauso, perspektivisch wiederholt, bis schließlich im Siebten Heft die Identität des Erzählers und des Spanienkämpfers anerkannt wird. Die Identität des Soldaten und Helden, auf der Stiller trotz seines Scheiterns zu beharren versucht – und auch hier zeigt sich die Unmöglichkeit der substantiellen Konstruktion der Identität – ist mit den Geschlechterrollen und den nationalen Rollen verschränkt, und dies trifft auch auf das weibliche Geschlecht zu.

Julika ist Stiller erstaunlich ähnlich, was das Scheitern in der Erfüllung konventioneller Geschlechterrollen betrifft: nach White charakterisiert sie „Angst in bezug auf ihr eigenes Geschlecht“ (437); sie wird als „knabenhafte“ (407), „frigide“ Frau beschrieben (437, 449, 450), die sich auch schon als Lesbierin versuchte (450), die die männliche Sinnlichkeit ekelte (449), die ihre Wollust allein im Ballet erlebt. White interpretiert die Julika-Stiller Beziehung und Ehe in diesem Sinne folgenderweise: „Sie brauchten einander von ihrer Angst her. Ob zu Recht oder Unrecht, jedenfalls hatte die schöne Julika eine heimliche Angst, keine Frau zu sein. Und auch Stiller, scheint es, stand damals unter einer steten Angst, in irgendeinem Sinn nicht zu genügen“ (440). Ihre Frigidität, Temperamentlosigkeit, Mäßigkeit entsprechen jenen Eigenschaften, die White in der Schweiz kritisiert (so u.a. der „Angst vor dem geistigen Wagnis“.¹⁴²) und sind auch als „negative“

¹⁴² Rüeegg zählt hierher auch die „äußere Schönheit“ und die „innere Leere“ bzw. ihre Fixiertheit auf die Vergangenheit, die auch für die Schweiz typisch ist – sie deutet aufgrund dessen Julika sogar als „wachzuküssende Helvetia“. (Rüeegg 1998: 274-75, 281) Pickar betont auch die „Verwandtschaft zwischen

Reminiszenz jener Beherrschung der Leidenschaften und Sublimierung der Sexualität zu deuten, die bei der Vorstellung der Nation zur Transzendierung der Sinnlichkeit auf höhere Ziele diene (Mosse 1987: 120). Stiller ähnlich scheitert Julika in der Erfüllung jener Rollen, die der nationale Diskurs ihrem Geschlecht erteilte: die der Hüterin der Familie und der Mutter, die die Gesellschaft auf moralische Ziele verpflichtet, wie es auch in Bohnenblusts Rede zum Vorschein kam.

Stillers Reaktionen auf seinen „Identitätsverlust“ sind auch zweierlei, in dem Sinne, dass sie sowohl persönlich, als auch national bestimmt sind. Als Erzähler des ersten Teiles von dem Roman verleugnet er seine Vergangenheit und sein Schweizertum, er zeigt sich in der Identität von White und dieser Ausbruch beruht auch auf einem Nationalmythos: auf dem der Vereinigten Staaten. In den Westerngeschichten, die White erzählt, verschmelzt sich nämlich die Erfahrung der Männlichkeit des Protagonisten mit der Gründung der amerikanischen Nation.¹⁴³ White charakterisiert im Sinne des Faustrechts der *frontier*-Welt und des *rugged individualism* jene übertriebene, gewaltige Männlichkeit, die Stiller vollkommen entbehrt. Er trinkt ständig Whisky, gibt dem Zöllner eine Ohrfeige, und unternimmt beinahe den Versuch, Julika zu vergewaltigen (412). Ihre Identität verändert White genauso, wie die von Stiller: „Zweiter Kautionsnachmittag mit Julika. Mein lebhafter Eindruck beim Wiedersehen: Das ist sie nicht! Diese Frau hat mit der öden Geschichte, die ich in den letzten Tagen einigermaßen protokolliert habe, überhaupt nichts zu tun! Es sind zwei verschiedene Juliken“ (521-522). Whites Mordgeschichten (die, wie bereits gezeigt, als Kompensation der verpassten Morde von Stiller zu lesen sind) werden – Bohnenblusts Nationalismus ähnlich – zu Parodien. Einerseits häuft der Erzähler Hollywood-Klischees und verstrickt sich durch diese Stereotypen in intertextuelle Hinweise – so in den Geschichten vom Töten des Haaröl-Gangsters im Dschungel mit einem Dolch, den White monatelang in seinen Stiefeln getragen haben will (377), von der Rettung der kleinen Mulattin aus einem brennenden Sägewerk (402-407) oder vom Menschenschmuggeln mit einer Limousine (402). Andererseits entdeckt White den fiktiven Charakter der Erzählungen von seinen Heldentaten (385, 476, 521, 415), womit der Leser gelenkt und die Rezeptionshaltung von Knobbel, dem Wächter angegriffen wird. Knobbel hält nämlich Whites Geschichten für wortwörtlich wahr, und so wird er zwar im entgegengesetzten Sinne wie Bohnenblust jedoch ihm ähnlich zu einem Beispiel der

Stiller und Mexiko, die zum Teil auf ihrer gemeinsamen Assoziation in Stiller/Whites Aufzeichnungen mit Schmutz, Elend und Schweiß beruhen.“ (Pickar 1978: 91)

¹⁴³ Über die doppelte Leseart der Western als individuelle Muster der Männlichkeit und der Aufbau einer männlichen Gemeinschaft S. Erhart 1997

referentiellen Sprachauffassung des Verteidigers, der Whites Amerika-Geschichten als einfache Lügen betrachtet.

Whites wehrhafte, sinnliche Männlichkeit steht in Opposition mit Stillers und Julikas Versagen in ihren Geschlechterrollen und ist auch im Einklang mit dem amerikanischen Nationalmythos vom *self made man* und der Freiheit von Zwängen und der Vergangenheit – das gleiche trifft für Whites amerikanische Geliebte Florence zu, die Julika ähnlich auch als nationale Allegorie zu deuten ist (Lubich 1996: 23-26). Die leidenschaftliche Sinnlichkeit der kleinen Mulattin – „Hände auf den Hüften, achtzehn Jahre alt, ein Geschöpf“ (406) – steht deutlich im Gegensatz mit Julikas Frigidität, ihre animalische Natürlichkeit – „schön, wie ein Tier“ (406) – mit Julikas Künstlichkeit, die auch ihre Haarfarbe – „der gegenwärtigen Mode entsprechend sogar sehr rot“ (407) – verkörpert. Diesen Unterschied zwischen den beiden (der individuellen und der nationalen) Charaktere veranschaulichen die Tiermetapher (Julika als „kaltes Meertier“ – 534, Florence „gasellenhaft“ – 536), sowie die Tänze der beiden Frauen¹⁴⁴. Florence tanzt, „wie Neger tanzen“: unbefangen, erotisch, auf Trommel aus dem Urwald, mit Männern aus dem Publikum, „ohne im mindesten erschöpft zu sein“ (538). Julika ist auf der Bühne verkleidet, hat „Angst im Bezug auf ihr eigenes Geschlecht“ (437), bewegt sich in künstlicher Schönheit auf die Nusskracker-Suite und „nachher war sie müde“ (438). Die Mythen der Nation, die die (Geschlechts)Identitäten der beiden Paare Julika-Stiller und Florence-White bestimmen, sind aber auch von jenen Orten untrennbar, die nicht nur als Schauplätze der Ereignisse, sondern als Symbole der Identität dienen und Anhaltspunkte der historischen (nationalen) und der biographischen (persönlichen) Erinnerung sind (Assmann 1997: 328): von Amerika (die USA und Mexiko) und der Schweiz (das Gefängnis, die Zürcher Architektur, Davos). Diese Erinnerungsorte sind darauf hin zu untersuchen, wie die Geschichten, die von ihnen als Schauplätzen persönlichen Lebens erzählt werden, für eine persönliche und auch kollektive Sinnbildung in Anspruch genommen werden, wie sie also Identitäten konstruieren.¹⁴⁵

Der amerikanische Raum eignet sich als Schauplatz und Symbol der Erfahrungen des *self made man* White, dessen Identität auf fiktive Geschichten beruht, und die Chronologie, die biographische Vergangenheit entbehrt. In diesem unbeschränkten Simulationsraum werden Identitäten vorgebar, veränderbar, da hier im Sinne von Baudrillard die Unterschiede

¹⁴⁴ Vgl. U.a. Pickar 1978: 93-95.

¹⁴⁵ Die Bedeutung der Orte in der Charakterisierung der Figuren, so z.B. die Relevanz der Auslandsreisen in der Selbstinterpretation und in existentiellen Krisen, die Analogie zwischen der Perzeption des Raumes und der Identität der verschiedenen Romanfiguren (so auch zwischen Stillers Selbstbild und Whites Schweiz-Bild) hebt auch Gertrud Bauer Pickar vor (Pickar 1990).

zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen oder Imaginären verwischt werden. Sigrid Mayer hebt mit Recht die picaresque Erzählweise von Whites Amerika-Geschichten hervor und teilt sie abhängig von deren Rezipienten in drei Gruppen: an Knobel werden Mordgeschichten erzählt, an Bohnenblust allegorische Märchen und Szenen aus dem Leben in Mexiko, an Rolf vor allem Geschichten aus New York (Mayer 1978). Die Amerikakomponente werden hier jedoch abhängig von ihrer Funktion in der Selbst- und Zeiterfahrung, somit auch in der Identitätskonstruktion in zweierlei Orte aufgeteilt: Mexiko und New York.

Mexiko erscheint in Whites Schilderung als jener Ort der Oralität, der grundlegende Erscheinungsformen des Logozentrismus in westlichen, Schriftkulturen außer Geltung setzt, so das Verdrängen des Körpers, die Tabuisierung des Todes, die Verbalisierung der Erfahrungen, die Bemühungen um die lineare, progressive Erfahrung der Zeit. Die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung, die Dominanz des Nichtverbalen, des Körperlichen zeigen sich in Whites gehäuftem Hinweis auf Gerüche, Geräusche, Farben: „ich sehe ihre grosse Öde voll blühender Farben, [...] Farben des glühenden Mittags, Farben der Dämmerung, Farben der unsäglichen Nacht“ (378); „wunderbar sind die vielen Blumen, deren Duft aber nicht aufkommt; wo es nicht nach dem entsetzlichen Fleisch stinkt, das an der Sonne verdirbt, stinkt es nach Kloake“ (382). Auch bei der Schilderung des Totentages beschreibt er den „Duft dieser Speisen, denn der Duft ist das Wesen der Dinge“ (666). Der Tod gehört untrennbar zu dieser Wahrnehmung und zum mexikanischen Leben: gegenwärtig ist er schon auf dem Marktplatz (in den Gestalten des toten Hundes, der Aasgeier und der Kindersärge) und selbstverständlich in den Janitzo-Passagen, wo der „nicht-logozentrische“ Umgang mit dem Tod folgenderweise beschrieben wird:

„Wieder geschieht nichts. Hin und wieder das verwehte Gebimmel einer Glocke, das Gebell eines Hundes gegen den Mond, sonst nichts. Geweint wird nirgends, gesprochen nur wenig, nur das Nötige, dann aber nicht im Flüsterton, wie man ihn auf unseren Friedhöfen hört; es geht hier nicht um Stimmung. Die Stille, der sich übrigens auch die Kinder unterwerfen, indem sie Stunde um Stunde in die flackernde Kerze schauen [...] ist nicht Andacht, nicht Innerlichkeit in unserem Sinn, nicht im schlechten und nicht im guten. Es ist einfach Stille. Es gibt, angesichts der Tatsache von Leben und Tod, gar nichts zu sagen.“ (667)

Den wiederholten Motiven der Stille und des Nichts-Geschehens (378, 389, 668) korrespondiert eine Erfahrung der Monumentalität und Ewigkeit, die sich auch optisch manifestiert, in der Ungegliedertheit aller Mexiko-Passagen bzw. in der auffällig langsamen Erzählgeschwindigkeit. „Wie vor tausend oder zweitausend Jahren [...] Es war, als gäbe es keinen Raum mehr; dass wir noch lebten, zeigte uns nur noch der Wechsel der Tageszeit“ (379). Diese Form der Zeiterfahrung ist mit jener zyklischen, natürlichen und monumentalen Wahrnehmung der Zeit (oder sogar Zeitlosigkeit) zu identifizieren, die Kristeva als „Zeit der weiblichen Subjektivität“ beschreibt und der progressiven Linearität der männlichen oder politischen, geschichtlichen Zeit entgegenstellt – nicht zufälligerweise sind die Protagonisten der Janitzo-Passagen Frauen und Kinder. Die Raum- und Zeiterfahrung Whites in Mexiko entdeckt zugleich die Fragilität seiner eigenen Welt: „all dies sehe ich [...] betroffen von der Unwahrscheinlichkeit unseres Daseins.[...] Man fragt sich schlechthin, was der Mensch auf dieser Erde eigentlich macht“. Ähnlicherweise werden für den Fremden White jene kulturellen Muster der Schweiz fragwürdig, die von der Heimatgruppe als Selbstverständlichkeiten der „relativ natürlichen Weltanschauung“ (Scheler) angenommen werden, deren Konstruktcharakter für die Heimatgruppe daher natürlicherweise verborgen bleibt¹⁴⁶. White schildert Mexiko jedoch ständig im Vergleich zu seinem europäischen – wenn nicht gerade schweizerischen (!) – Horizont: die Wüste ist „starr und reglos wie Architektur“, die blühenden Gärten eines Haziendas „von der Grösse eines schweizerischen Kantons“ (389) – auch New York kommt später ausschließlich mit dem deutschen Namen (als „Neuyork“) vor. Prägnant ist die Gegenüberstellung der beiden Kulturen in der Beschreibung des Totentages (wie es auch im längeren Zitat steht), und zwar nicht nur wegen des wiederholten Oppositionsverhältnisses, sondern auch weil dieser Teil nach einigen Seiten mit dem Besuch am Grab von Stillers Mutter „fortgesetzt“ wird (671). Infolge dieser Merkmale von Whites Erzählweise wird durch die Amerika-Komponente erstens gerade die einheimische Welt Stillers charakterisiert (so geschah es nicht nur Stiller, der die Schweiz in Spanien kennen lernte, sondern auch Sibylle, die den „Vielfalt des erotischen Spieles“ [668] gerade durch sein Fehlen in New York entdeckte.) Andererseits ist an solchen Stellen auch die Konsequenz zu ziehen, dass in die Sprache des Erzählers White die schweizerische (europäische) Kultur bereits „einkodiert“ ist und dass die White-Identität daher möglicherweise von Stiller

¹⁴⁶ Schütz 1972:58-59. Selbstverständlich ist White im Lichte des Romanendes nicht mehr als einen „Fremden“, sondern als einen „Heimkehrer“ zu betrachten, auch wenn er sich im Ersten Teil in der Figur von White „fremd“ geworden ist. Das oben zitierte (von Schütz beschriebene) Merkmal des Fremden – die Infragestellung der für die „Einheimischen“ unbefragbaren standardisierten kulturellen Schemen einer symbolischen Sinnwelt – trifft

erfunden wurde – die Art und Weise der Perzeption des Raumes verleiht an solchen Stellen der Handlung eine andere Interpretation, als jene der Figur.

Die Ereignisse in New York (vor allem im Sechsten Heft) bestätigen ebenfalls die Identität von White und Stiller (Sibylle will in Neuyork White erkannt haben), die Stadt ist aber nicht nur als ein Schauplatz der Liebesbeziehungen des Dreiecks Rolf-Sibylle-Stiller und des Neuanfangs von Sibylle und Stiller, sondern eher als Gegenpol zu Mexiko, als Verkörperung des „Zeitalters der Reproduktion“ (535) und somit als die „Kehrseite“ von Whites angeblichen Amerika-Erfahrungen zu interpretieren. In der Beschreibung der Ausflüge von New Yorker Massen in die Natur (529-531) bemangelt White gerade die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung, die Natürlichkeit der Massenkultur und der Konsumgesellschaft: „immerfort ist die Natur zum Greifen nahe, aber nicht zu greifen, nicht zu betreten“ (530). „Man zahlt einen bescheidenen Eintritt in die Natur“, was gerechtfertigt ist:

„Papierkörbe stehen im Wald, Brunnen mit Trinkwasser, Schaukeln für die Kinder; die Nurse ist inbegriffen. Ein Haus mit Coca-Cola und mit Aborten, als romantisches Blockhaus erstellt, entspricht einem allgemeinen Bedürfnis. Eine Station für ärztliche Hilfe, falls jemand sich den Finger schneidet, und Telefon, um jederzeit mit der Stadt verbunden zu bleiben, und eine vorbildliche Tankstelle, alles ist da, alles in einer echten und sonst unberührten Natur“ (530)

Der Gegensatz zu dem mexikanischen Raum bedarf keiner weiteren Erklärung. Whites halb tragisierende, halb ironische Rede über das „Zeitalter der Reproduktion“ kann aber auch als Kommentar des Gesamtgeschehens interpretiert werden. White beklagt sich darüber, dass jede Erfahrung schon erzählt wurde, wenn nicht in der Literatur, dann in den Massenmedien („Wir sind Fernseher, Fernhörer, Fernwisser“ – 535); und in der Tat formen die Illustrierten und literarische Texte die Erfahrungen und Erwartungen der meisten Romanfiguren. An der Grenze wird White aufgrund eines Fotos in einer Illustrierten verhaftet, Knobbels Interesse an Whites Geschichten stammt auch aus den Zeitungen und auch Julika betrachtet im Lungensanatorium lange ihr Bild auf der Titelseite einer Illustrierten (das Medium, das hier ihre Identität vermittelt, macht sie hier gerade auf die Andersheit, die Veränderbarkeit der Identität aufmerksam). In Whites Bericht über seine Erlebnisse in Amerika tauchen immer wieder medial vermittelte Bilder auf, die diesen Erfahrungen notwendigerweise vorausgehen.

jedoch auch auf den Heimkehrer zu. Dieser glaubt – zumindest am Anfang – „in einem fremden Land zu sein, ein Fremder unter Fremden“ (Schütz 1972/2: 70).

Mexiko ist ihm „[...] halb echt und halb kitschig. Man erinnert sich an Farbfilme, und genau so ist es, malerisch, sehr malerisch“ (381); die New Yorker Natur „gleitet vorüber wie ein Farbfilm“ (530) – „all dies kann auch in einer Kulturfilm-Matinée geschehen sein.“(536). Julikas Vorstellungen von der Liebe beeinflussen Liebesromane, die sie gelesen hat (450) und Rolf interpretiert sich als betrogener Ehemann im Vergleich zu den entsprechenden Geschichten in den Romanen *Effi Briest* und *Madame Bovary* (459)¹⁴⁷, um zwei paradigmatische Fälle für die Entstehung narrativer Identität, für das Kursieren literarischer Texte im ricoeurschen mimetischen Kreislauf zu nennen. Die Verschränkungen von Raum, Zeit und narrativer Fiktion belegen außerdem Whites Erzählungen über Julikas Aufenthalt in Davos am treffendsten.

Das Lungensanatorium ist als abgeschlossener Ort der Reflexion über den Tod und Zeitlosigkeit weitaus mehr als ein Schauplatz des Erzählten und kommt Foucaults Vorstellung von einem *Heterotopos* und eines Ortes der *Heterochronie* nahe¹⁴⁸. Es ist ein „Ort ausserhalb aller Orte“ (Foucault 1994: 14), der an Zeitschnitte gebunden ist: „die Heterotopie erreicht ihr volles Funktionieren, wenn die Menschen mit ihrer herkömmlichen Zeit brechen“ (ebd. 17). Unverkennbar ist die Dichotomie von der alltäglichen, chronologischen Zeit, die im Sanatorium fixierte Rituale repräsentieren, – so die Besuche der Schwester (467), die üblichen Visite des Oberarztes (470), oder auch Stillers pflichtbewusste, regelmäßige Briefe (465) – und Julikas subjektiver Erfahrung der Zeitlosigkeit oder Ewigkeit. Diese letztere, „diese unsägliche Langeweile, wenn man wirklich nicht weiss, wohin mit der nächsten Stunde, diesen höllischen Geschmack von Ewigkeit, wo man nicht über das Zeitliche hinausieht“ (493) repräsentieren auch die leitmotivisch wiederholten Wortverbindungen der Davos-Passagen (der „immergleichen Veranda“ (464), des „jungen Sanatoriums-Veterans“ oder der Kamelhaardecke). Der Ort des „anderen Alltags“ (464) wird in Julikas Perzeption zum liminalen Raum, zum Schauplatz der Konfrontation mit dem Tod. Bei ihrer Ankunft stellt sie noch fest, dass Davos gar nicht fürchterlich war: „es war ein Tal, wie Täler halt sind, grün, friedlich, [...] eine Landschaft, nichts weiter. Der Tod ging nicht als ein knöcherner Sensemann umher, nein, da wurde nur Gras gemäht“ (464). Am Ende ihres Aufenthaltes und ihrer Beziehung mit Stiller dagegen sieht sie die gleiche Landschaft folgenderweise:

¹⁴⁷ Wulf Koepke betrachtet die Figur von Rolf im Gegensatz zu Stiller: während sich Stiller über die Unmöglichkeit der unmittelbaren Wirklichkeitserfahrung und das Verstricktsein in Geschichten beklagt, gelingt es Rolf, sich mit dieser unveränderlichen Konstellation abzufinden. Anders als die betrogenen Ehemänner in den beiden zitierten Romanen kann er der Ehebrecherin vergeben und das Zusammenleben erneut versuchen, was mit einem Kind auch „belohnt“ wird (Koepke 1982: 89).

¹⁴⁸ Die Interpretation des Lungensanatoriums in Davos als *Heterotopos* in Manns *Der Zauberberg* verdanke ich Rainer Warning.

„Sie konnte gerade den Kopf noch bewegen, um in den grauen Nebel hinaus zu schauen, nichts zu sehen als das schemenhafte Gerippe der nächsten Lärchen, das sie an ihr *Röntgenbild* erinnerte, auch so ein kahles Gerippe in Schwaden von grauem Nebel.[...] Die Gipfel der Berge, die vertrauten, schienen sich aufgelöst zu haben, wie eine *Tablette* im Wasserglas [kursiv vom Verf.].”(493)

Die Landschaft und der Ort um Davos, Julikas Subjektivität und Zeiterfahrung sind aber nicht nur miteinander, sondern auch mit dem unverkennbaren Prätext der Davos-Passagen, mit Manns *Zauberberg*¹⁴⁹ verschränkt. Die Analogie zwischen den „Lernprozessen“ von Julika und Hans Castorp sowie zwischen dem „jungen Jesuiten“ und Leo Naphta, die gemeinsamen Motive des gestohlenen Röntgenbildes oder der Liegekuren mit Kamelhaardecke auf der Veranda liegt auf der Hand¹⁵⁰ und White weist auf die intertextuelle Verknüpfung auch explizit hin: „Gestern in Davos. Es ist genau so, wie Thomas Mann es beschrieben hat“ (419). Die literarischen Vorbilder beinahe aller Orte in Stillers und Whites Leben werden auch in der Beschreibung von Stillers Bibliothek aufgelistet („Zauberberg als das einzige von Thomas Mann“ –705). Bei Stillers „Platon Bändchen“ mag der kompetente Leser an Whites Geschichte über die Carlsbad-Höhlen denken, so wie auch der Name Bohnenblust im Titel eines Textes „von einem Schweizer namens Albin Zollinger“ vorkommt¹⁵¹. Auch das „Weisbuch über den spanischen Bürgerkrieg“, „von Lawrence die kleine Novelle aus Mexiko“, „ein paar Kriminalromane“, Hemingways „Stierkampf-Buch“ sind deutlich als mögliche „Quellen“ der meisten Erzählungen von Stiller und White zu deuten. Im Abschnitt über den Zeitalter der Reproduktion (536) macht White auf das „Plagiatprofil“ unserer Erlebnisse aufmerksam, womit der Sinn seiner Aufzeichnungen in Zweifel gezogen wurde („Wozu diese Erzählerei! Es heisst nicht, dass einer dabeigewesen ist“) – zieht man dazu noch

¹⁴⁹ Frisch selber, der *Den Zauberberg* nie gelesen haben wollte, erkennt an, dass die „Spuren solcher Nicht-Lektüre“ in seinem Text kaum zu leugnen sind. (Frisch, Max. 1978 [1976]. *Spuren meiner Nicht-Lektüre*. In: Schmitz 1978: 341-342.

¹⁵⁰ Als Berührungspunkte der beiden Texte erwähnt Koepke zudem die Zahlensymbolik in den beiden Texten: die sieben Hefte von Stiller, die sieben Jahre seiner Ehe mit Julika und die sieben Jahre seiner Abwesenheit korrespondieren den sieben Jahren und den sieben Kapiteln bei Mann (Koepke 1982: 82).

¹⁵¹ Ein Hinweis auf diesen Bezug (bzw. auf Zollingers Text *Bohnenblust oder Die Erzieher*) findet sich mittlerweile auch bei Rüegg 1998: 373-374 und bei Petersen 1994: 28. Die ironische Umkehrung von Zollingers Bohnenblust-Figur im *Stiller* entspricht derjenigen des Bauernhauses in Zollingers *Pfannenstiel* in Stillers *Schwyzerhüsi*. Mit dem Namen Bohnenblust ist übrigens ferner auch der Literaturwissenschaftler Gottfried Bohnenblust zu verbinden, dessen Werk in den Jahren des Nationalsozialismus „eng an die nationale Selbstbehauptung gekoppelt blieb“ (Schütt 1996: 233).

in Betracht, dass White von der Unmöglichkeit der Referenzialität auch in Form von offen fiktionalen Texten (an Knobbel) Gebrauch macht, so ergibt sich auch eine neue Möglichkeit zur Interpretation der Aufzeichnungen. Es wird möglich, beinahe alle Retrospektionen als Mischungen von Zitaten aus den Texten in Stillers Bibliothek, Stillers „Lebenserfahrung“ und Whites „Phantasiegebilden“ zu lesen, deren „Fiktionalität“ oder „Realität“ – wie im Falle der Simulation – nicht zu entscheiden ist.

Etwas ähnliches lässt sich auch über jenen Ort feststellen, der wieder weitaus mehr ist als ein Schauplatz der Aufzeichnungen: über das Gefängnis. Auch als solcher bedarf es aber Aufmerksamkeit: dem Davoser Sanatorium oder den Wüsten von Mexiko ähnlich liefert es als abgeschiedener, zeitloser „anderer Ort“ zur Reflexion Anlass, weshalb Wulf Koepke diese transitorischen Räume oder *Heterotopoi* als „Zauberberge“ bezeichnet (Koepke 1982: 83). Dem Lungen-sanatorium ähnlich liefert die Gefängniszelle einer Wahrnehmung Anlass, die zwischen der sich beinahe rituell wiederholenden alltäglichen Zeit (repräsentiert von den täglichen Besuchen des Wärters Knobbel, der White das Essen bringt, von den regelmäßigen Spaziergängen am Gefängnishof oder vom gemeinsamen Duschen jeden Freitag) und der subjektiven Erfahrung des Fokalisators schwenkt. So ergibt sich bereits nach den ersten zehn Seiten der Aufzeichnungen die Möglichkeit, dass die Gefängniszelle, die White so akkurat beschrieb („Länge 3,10 Meter, breite 2,40 Meter, Höhe 2, 50 Meter“ – 368) auch als metaphorische Entität existiert: „Zuweilen, allein in meiner Zelle, habe ich das Gefühl, dass ich all die nur träumte; das Gefühl: Ich könnte jederzeit aufstehen, die Hände von meinem Gesicht nehmen und mich in die Freiheit umsehen, das Gefängnis ist nur in mir.“(373) Die Metapher des Gefängnisses, die White auf die tatsächliche, und dann auch die „innere“ Gefangenschaft bezieht, wird später auf die gesamte Schweiz verwendet: „ich sehe bloss, dass es sogar mit der staatsbürgerlichen Freiheit [...] in der Tat ziemlich faul ist.[...] – nein, sie sind nicht freier als ich, der ich auf dieser Pritsche hocke““(547-548). Der *Stiller* wird somit zugleich auch in jene „Tradition“ von dem „Diskurs in der Enge“ einfügbar, deren repräsentative Texte Karl Schmieds *Unbehagen im Kleinstaat* (1963) und Paul Nizons *Diskurs in der Enge* (1970) sind, in denen der (nicht nur geographischen) Enge der Schweiz auch in der Interpretation von literarischen Texten eine Schlüsselrolle beigemessen wird. (Nizon zitiert den Roman sogar als einen paradigmatischen Text, wo das „Leiden unter der Enge“ sich zur Identitätsproblematik ausgewachsen hat: er sei nämlich, so Nizon, „das Gerichtsitzen über die Schweiz, wobei beide Parteien, die des Anklägers und die des Angeklagten, als zwei Seelen in der einen Brust aufeinanderprallen“ – Nizon 1990 [1970]: 174. Auch Zeltner-Neukomm stellt fest, dass Stillers „Sprachmisstrauen mit dem Leiden an

der Engnis zu tun hat“ – Zeltner-Neukomm 1984: 5.) Die Schweiz wird für White zum Gefängnis erstens im räumlichen Sinne („Meine Zelle ist [...] klein wie alles in diesem Land“ – 368); wegen der Perspektive des Amerikaners kommt ihm der Zürcher See als schmal vor: „etwa von der Breite des Mississippi“ (430), dementsprechend ist auch seine Sprache voller Diminutiva, wenn er z.B. Zürich beschreibt („Städtchen“, „Flüsschen“ – 429, usf.). Zweitens interpretiert White die Schweiz auch im zeitlichen Sinne als ein Gefängnis, dessen Manifestation nach ihm die Architektur ist.

Whites Reflexion über die Schweizer Architektur (593-598) ist jener argumentativer Teil des Textes, in dem White seine Intention, sein Interesse „für die allgemeine Geisteslage des Landes“ (596) bekennt: „ich möchte das Wesen erkennen, das über mich richten wird“ (ebd.). Zugleich betont er die Vorteile seiner Außenperspektive: „Nun ist es immer heikel, ein fremdes Volk zu deuten, und wenn man dann noch sein Gefangener ist!“ (593) – nur so kommt nämlich zum Vorschein, der eventuelle „Schwachsinn, den man als Fremdling sofort sieht“ (595). Die Beschränktheit, die sich aus dieser Position ergibt, zwingt White dazu, seine Argumente ständig durch Hinweise auf Aussagen von Einheimischen zu legitimieren oder zu modifizieren: „[...] soweit ich von meiner Zelle aus und aufgrund einiger Ausflüge urteilen darf“ (594), „[...] laut Vorträgen meines Verteidigers“ oder „[...] sofern unsere Gefängnisbibliothek repräsentativ ist“ (596). Seine Verallgemeinerungen über die „allermeisten Schweizer“ (594) oder einfach „die meisten Menschen hierzulande“ (596) bzw. die Tatsache, dass Sturzenegger White mit dem schweiz-kritischen Stiller gleichsetzt, bestätigen aber wieder den Verdacht der Identität von White und Stiller. Sturzenegger ist die einzige Figur des Textes, die sowohl an den intradiegetischen Stellen (als Architekt des Ehepaars Rolf-Sibylle und als Freund Stillers) als auch auf der Ebene des Diegesis vorkommt, doch zu keinem Fokalisator wird. Er legitimiert die Architektur, ihre „materielle Qualität“ (593), die „Idee, die Stadt der Vorfahren zu erhalten“ mit den Begriffen der „Tradition“ (595) und der „Demokratie“ (597). Dementsprechend richtet sich Whites Kritik an der Architektur auch gegen diese Begriffe und gegen die „allgemeine Geisteslage des Landes“ und er kommt anhand dieser Reflexion über die Architektur zum gleichen Urteil über die Schweiz, wie aufgrund seiner Vorstellung der Persönlichkeit von Bohnenblust. Er hält die materielle Perfektion für eine Kompensation für das „Verzicht auf geistige Wagnis“, für die „Impotenz der Phantasie“ (594), er klagt die Schweiz wegen „Imitation, Mumifikation“, sowie Zürich wegen „Geschichtslosigkeit“ (431) an. Damit zeigt er unwillkürlich die Zeitlichkeit der Nation auf, die auf Beständigkeit beruht: die Schweizer wünschen, dass die Geschichte stehenbleibt (597) und wollen nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit (596). White

betont, dass diese – in der Architektur und auch von Bohnenblust angestrebte – Beständigkeit der Nation im Falle der Schweiz im Gegensatz steht mit den konservierten Werten der „letzten grossen und wirklich lebendigen Epoche“, der „Mitte des neunzehnten Jahrhunderts“, der

„sogenannten Achtundvierziger-Jahre. Damals hatten sie einen Entwurf. Damals wollten sie, was es zuvor noch nie gegeben hatte, und freuten sich auf das Morgen, das Übermorgen. Damals hatte die Schweiz eine geschichtliche Gegenwart. Hat sie das heute? Das Heimweh nach dem Vorgestern, das die meisten Menschen hierzulande bestimmt, ist bedrückend.“(596)

Dieses „Heimweh nach dem Vorgestern“ steht im Widerspruch gerade mit dem Vorgestern, Demokratie heißt nämlich, dass man „frei wie die Väter“¹⁵² bleibt, und „über die Väter hinauszugehen wagt“ (597) und Tradition bedeutet „sich an die Aufgaben seiner Zeit wagen mit dem gleichen Mut, wie die Vorfahren ihn gegenüber ihrer Zeit hatten“ (595). Diese Zeitlichkeit bzw. die Zeitlosigkeit der Beständigkeit erinnert an die Zeitlichkeit des *idem* und oder an jene „homogene leere Zeit“ der Nation, die nach Bhabha wegen der Spaltung der Repräsentation der Nation in „pädagogische“ und „performative“ Zeit nie zustande kommen kann und spielt eine entscheidende Rolle dabei, dass White die Metapher des Gefängnisses zeitlich und räumlich auf die Schweiz bezieht. Außerdem ist die Parallele zwischen der konstatierten Vergangenheitsbesinnung des Kollektivums und dem Versuch der Schweizer, White zur Fortsetzung und Wiederholung seines vergangenen Lebens als Stiller zu zwingen, nicht zu verkennen – ein Zusammenhang, auf den das auch metaphorisch interpretierbare Gefängnis diesmal als Schauplatz des Geschehens und Erzählens aufmerksam macht.

Ihre Zeitlichkeit macht die Schweiz zum Gegenpol der USA: die Schweizer schließen sich ins Gefängnis der Vergangenheit, wohingegen die Vereinigten Staaten keine zwingende Vergangenheit haben, und damit werden die beiden Räume auch zu Metaphern der Identitätsproblematik von White und Stiller. Das persönliche Scheitern von Stiller verursacht nämlich jener Anspruch auf Kontinuität, jenes Streben nach der kaum erreichbaren *idem*-Kohärenz, nach der substantiellen Identität mit der Vergangenheit und mit dem Selbst, das gerade in der Schweiz kritisiert wurde. Stillers Versagen bei der Identifikation mit den Vorbildern (mit der Rolle des Mannes und des Soldaten) am Tajo bleibt ein Fremdkörper in

seiner Identität und macht ihn zum Gefangenen seiner Vergangenheit, der seine erfahrene Andersheit aus Angst vor dem Identitätsverlust verdrängt und nicht in seine Lebensgeschichte integriert. Amerika, die nicht aufgrund ihrer Vergangenheit zu identifizieren, sondern als ein Raum der Möglichkeiten, des Neuanfangs zu betrachten ist, liefert White die Gelegenheit, seine Identität ohne feste Bezugspunkte in der Vergangenheit, mit Hilfe von fiktiven Geschichten zu konstruieren. Selbstverständlich stehen hier nicht (nur) zwei Räume, zwei Nationen oder zwei Figuren des Textes gegenüber, sondern zwei Modelle der Identität (und die ihnen entsprechenden Zeitbegriffe), von denen das substantielle an Beständigkeit in der Zeit gebunden ist, das narrative aber die Wandelbarkeit des Subjekts impliziert. Die Entblößung der Selbstheit von der Selbigkeit, die Brüchigkeit der substantiell konstruierten Identität zeigen sich in Stillers „Trauma“ am Tajo und in Whites Kritik an der Schweiz, mit der er die auf Geschichten der Freiheit, Demokratie und Neutralität bauende Identität dieser Nation subvertiert (u.a. mit seiner Anspielung auf die Neigung des Schweizer Bürgertums zum Faschismus).

Stillers Versuch, seine „Identitätskrise“ durch White zu lösen, scheitert: White, der nach Stillers Verschollen „geboren“ wurde, verschwindet nach seinem Bekenntnis und dem Urteil aus dem Text und dabei spielt die Tatsache eine wesentliche Rolle, dass die vorgestellte (substantielle) Konstruktion der Identität und der Nation beinahe alle Figuren des Romans mitprägt. (Ein „anonymer Patriot“ beschimpft White sogar in einem Brief – 709.) Die narrative Identität Stillers nach dem Urteil könnte durch die Auflösung der Prolepse (der Erzähler verschweigt, dass er einst Stiller war und sich jetzt aber schon für White hält), die Verbindung von Stillers Leben mit Whites Geschichten geschaffen werden, die „Rezeption“ der Aufzeichnungen im zweiten Teil des Romans greift aber in diese Deutung ein. Die nationale Identität erklärt auch im *Nachwort des Staatsanwalts* (730-780) metaphorisch die Identität der Figur.

II.1.4. „Er nahm es an, Schweizer zu sein.“ – Die „Rezeption“ der Aufzeichnungen im *Nachwort des Staatsanwalts*

¹⁵² Hier handelt es sich offenbar um ein nur teilweise ironisch verwendetes Zitat aus Schillers *Wilhelm Tell*. Im Rütlichschwur heißt es bekanntlicherweise: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren“.

Im Zweiten Teil des Romans liest man über das Leben „Stillers“¹⁵³ nach seiner Freilassung mit Julika, die an jener Lungenkrankheit stirbt, die am Anfang ihrer Ehe mit Stiller begann und nach seinem Verschollen (am Anfang des Lebens von White) verschwand. (Der oft betonte psychosomatische Charakter der Krankheit ist das auffälligste Zeichen der Identitätskrise von Julika.) Stiller kehrt aber aus der Vergangenheit – im Gegensatz zu Julias Krankheit – nicht zurück. White grenzt sich von der Identifikation mit Stiller auch auf den letzten Seiten der Aufzeichnungen, beim Bericht über das Urteil des Gerichtshofes ab: „Ich bin (*für sie*) identisch mit dem seit sechs Jahren, neun Monaten und einundzwanzig Tagen verschollenen Anatol Ludwig Stiller, Bürger von Zürich [kursiv vom Verf.]“ (728). Die abstrakte Gewalt des Gerichts erweist sich jedoch als effektiver als die konkrete des Gefängnisses: die Stiller genannte Figur im Zweiten Teil ist mit dem White der Aufzeichnungen nicht mehr gleichzusetzen. Der Erste Teil wird nicht mit „Aufzeichnungen in der Freiheit“ (730) fortgesetzt, da Stiller früher zwar „nur von sich selbst redete“ (742), jetzt aber – *nomen est omen* – verschweigt, über seine Identität nicht reflektiert: „Stiller war frei geworden von der Sucht, überzeugen zu wollen“ (730), „verstummt war in ihm die leidige Frage, wofür wir ihn halten, verstummt seine Angst vor Verwechslung“ (750). Die Nicht-Identität „Stillers“ mit White, die die Konstruktion der narrativen Identität dieser Figur verhindert, manifestiert sich in Stillers Umgang mit der nationalen Identität und der brüchigen narrativen Identität auf der Ebene des Erzählers.

„Stiller“ und Julika ziehen in eine „*ferme vaudoise*“, ins „Haus unseres Lebens“ (733), wofür er in seinen von dem Erzähler zitierten Briefen schwärmt: „alles ist hier echt“ (735), der Rebhang, „eine luftige Scheune als Atelier“, „eine Allee mit grossen Platanen“, ein „alter Ziehbrunnen im Hof“, usf. (734), Der „Unterschied zwischen Schilderung und Realität“ bleibt auch für den Erzähler Rolf unverkennbar:

„Das Haus selbst, ein Chalet, war glücklicherweise von viel Efeu überwuchert, nur der obere Teil blieb in seiner Kitschigkeit sichtbar, ein Türmlein aus Backstein mit niedlichen Schiessscharten, dabei eine hölzerne Fassade mit wuchernder Verschnörkelung [...] Es war ein Schwyzerhüsli, teilweise mit einer schottischen Burg verwandt. [...] Wie bei vielen Chalets dieses Stils gab es auch hier eine Tafel aus falschem Marmor mit der goldenen, bei einzelnen Lettern schon schwärzlichen Anschrift MON REPOS. Das Innere brachte keine

¹⁵³ Für die Figur, die im Nachwort Stiller genannt wird verwende ich aus den oben geklärten Gründen den Namen in Anführungszeichen

Überraschung mehr. Ein holzerner Bär war bereit, Schirme in Empfang zu nehmen [...] Später sassen wir im Freien draussen, umgeben von den immerlustigen Gartenzwerge [...].”

Ironisch werden „Stillers” Beschreibungen der *ferme vaudoise* nicht nur wegen der von Rolf beschriebenen Diskrepanz zwischen der betonten Echtheit und der falschen Marmor, der Gartenzwerge und der *swiss pottery*, sondern auch deshalb, weil sein Leben im Schwyzerhüsli gerade mit jenen Eigenschaften zu charakterisieren ist, die White in der Schweiz scharf kritisierte. Solche sind die metaphorisch interpretierte Kleinheit, die Ab/Eingeschlossenheit in einer „Reduit der Innerlichkeit“ und die „kitschigen Kulissen“ (595) der Zürcher Architektur, ganz zu schweigen davon, dass Stiller mit Julika in die französische Schweiz zieht und sich daher als „ein schweizerisches Inland-Emigranten-Ehepaar” (732) vorstellt. (Dementsprechend vermehren sich auch die französischen Ausdrücke – wie *mon repos*, *funiculare*, *vestons* oder *marc* – in „Stillers” Sprache.) Damit wird - die Inkongruenz zwischen der sprachlichen und politischen Grenzziehung in der Schweiz aufzeigend – die im Ersten Teil so relevante Grenzüberschreitung der Figuren (Stiller, White, Rolf, Sybille, Julika) zur Überschreitung der Binnengrenze in der Schweiz. Die Äußerlichkeit der Identität von „Stiller” im Zweiten Teil veranschaulicht jenes Produkt am besten, das „Stiller” verfertigt um „grosszuverdienen” (736): er verkauft mit indianischen Mustern verzierte *swiss pottery* an amerikanische Touristen. Auch die Konservierung der Zeit gehört zu jenen von White angegriffenen Merkmalen der Schweiz, die „Stiller“ in seinem Leben im Schwyzerhüsli angeeignet zu haben scheint: er bittet „nur darum, dass der morgige Tag so sei wie der eben vergangene“. Damit wird das von Rolf ironisch präsentierte Schwyzerhüsli auch als eine Allegorie der vergangenheitskonservierenden, sich ins Reduit der „Innerlichkeit“ und Neutralität zurückziehenden Schweizer Nation und ihrer Igelmentalität deutbar.¹⁵⁴ Diese Zeitlichkeit erinnert aber nicht nur an die Vergangenheitsorientierung der Schweiz, sondern auch an die Zeitlosigkeit der heterotopischen Räume – gleichwohl ist der „verstumte“ „Stiller“ und sein entleertes, isoliertes Leben im zweiten Teil durchaus nicht als „heterotopisch“ zu charakterisieren. So behauptet Koepke mit recht, dass das Schwyzerhüsli als Schweiz-Satire und ein „Anti-Zauberberg“ zu interpretieren ist, dessen Isoliertheit schweizerisch und alltäglich ist und für Stiller schließlich Abkapselung und keine „Bildung“

¹⁵⁴ Der Text fügt sich damit in eine Reihe von Schweizer Texten ein, die das Haus-Motiv als nationales Symbol verwenden, wie es auch aufgrund der vielzitierten Worte Jeremias Gotthelfs nahe liegt: „Im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland”. Vgl. dazu Zeltner-Neukomm 1984 und Kraft, Martin. 1971.

im Sinne des Strebens nach Identitätsfindung bringt (Koepeke 1982: 90). Am Platz der persönlichen Identität des verstummten „Stiller“ findet man im *Nachwort des Staatsanwaltes* die kollektive Identität der Nation, die aber mit der persönlichen Identität von „Stiller“ in keinerlei Beziehung tritt, sich also auf die Akzeptanz von formaler „Bezeichnendern“ (wie die *swiss pottery* und das Schwyzerhüsli) beschränkt und daher parodiert bzw. parodierbar wird. Die Figur von Bohnenblust wurde im ersten Teil des Romans zur Karikatur, weil seine Ich-Identität – der Erzählweise von White zufolge – allein aufgrund der Stimme der nationalen Identität bestimmt werden konnte. Im zweiten Teil erweisen sich im Sinne des gerichtlichen Urteils die Identitäten von „Stiller“ und der Nation auch als entleert, da sie die persönliche Identifizierung seitens „Stiller“ entbehren. Dem ersten Teil ähnlich steht aber diese Identitätsproblematik auch im zweiten in Analogie mit der Identität des Erzählers und den Charakteristika der Erzählhaltung.

Rolf, der Erzähler des zweiten Teiles vereint zwei Horizonte: einerseits ist er eine (White sehr sympathische) Figur des ersten Teiles, die sowohl in Stillers retrospektiv erzähltem Leben als auch zur Zeit der Aufzeichnungen (der Erzählung) eine bedeutende Rolle spielt. Andererseits versucht er aber auch eine (pseudo-) extradiegetische Rolle zu erfüllen: er ist der Herausgeber der Aufzeichnungen, der diese mit einem Nachwort versieht und interpretiert. Folglich ist mit Recht anzunehmen (was die Kritik auch leistet), dass die (pseudo-) Paratexte, die beiden Motti und die Untertitel (die Titel der zwei Teile) nicht vom realen Autor sondern vom fiktiven Herausgeber Rolf stammen, der Stillers Aufzeichnungen nicht nur kommentiert und herausgibt, sondern aufgrund „Stillers“ Briefe und zwei Besuche bei ihm auch fortsetzt. (Rolfs Interpretation der persönlichen Identität von Stiller bestimmte nicht selten die Auslegungen von Kritikern, obwohl er „die verbindliche Deutung der Geschichte [ge]liefert, während doch der ganze Roman darauf angelegt ist, die Unmöglichkeit einer solchen verbindlichen Deutung darzutun“ – Müller-Salget 1996: 73.¹⁵⁵) Die angestrebte „auktoriale“ Erzählhaltung manifestiert sich in Rolfs selbstsicherer und detaillierter Interpretation der gesamten Geschichte von Stiller aufgrund der Philosophie Kierkegaards: „sicherlich gelang es mir eher, Stiller zu verstehen, als Frau Julika“ (748; S. noch 750-753). Er distanziert sich sogar von der „bewussten Subjektivität“ (749) des Erzählers der

„Schweizerhaus“. *Das Haus-Motiv im Deutschschweizer Roman des 20. Jahrhunderts*. Bern- Frankfurt a. M.: Herbert Lang.

¹⁵⁵ Ein Gegenbeispiel befindet sich bei Gertrud Bauer Pickar, die die Deutung des Schwyzerhüsli als „Traumhaus“ für akzeptabel hält (und Rolf neuem Haus gegenüberstellt) und seine „Kitschigkeit“ als eine unreflektierte Interpretation, als das subjektive Urteil Rolfs ablehnt. Dabei bleibt jedoch verkannt, dass der ironische Charakter des Hauses bzw. der *ferme vaudoise* eine Entscheidung der Rezeption ist (Pickar 1990: 280-281).

Aufzeichnungen. Im Sinne der intendierten Objektivität und akkurater Chronologie wird die zentrale Anachronie (Analepse) des Romans hier komplett: erst im Nachwort wird nämlich auf die Gründe hingewiesen, die Whites Rückkehr in die Schweiz motivierten (764, 768). Die Autorität der Rolle des „auktorialen“ Erzählers wird aber ironisch subvertiert, weil Rolfs Ziel – Stillers Identität unempfangen zu bestimmen – im Gegensatz steht mit der Perspektivität des ersten Teiles und seiner intradiegetischen Rolle: er war der Protagonist einer Allegorie (der Geschichte vom fleischfarbenen Stoff: 551-566), deren männliche Identität gerade Stiller, der Liebhaber von Rolfs Frau erschütterte. Der Staatsanwalt teilt außerdem auch die Erfahrung des Lesers – er ist der erste Leser des ersten Teiles – doch kommt er jener Lesererwartung nicht entgegen, die die Identität des neuen „Stiller“ (und der Nation als Schwyzerhüsli und *swiss pottery*) aufgrund des Erzählten als ironisch deutet. Rolf ist nämlich überzeugt davon, dass „unser Freund, nachdem er sich selbst angenommen, keinen Grund mehr hatte, den Fremdling zu spielen; er nahm es an, Schweizer zu sein“ (757). Der „Herausgeber“ teilt die Reaktionen der intradiegetischen Ebene, deren Figuren alle White mit Stiller identifizieren, obwohl er als Leser des ersten Teiles auch zu anderen Einsichten hätte kommen können. Die angestrebte Autorität des Staatsanwaltes als Erzähler und Interpreteur des Lebens von Stiller ist somit nur eine Korrelat der auf Beständigkeit und Gleichheit bauenden substantiellen (nationalen und persönlichen) Identität, die auf die Kontingenz und die Andersheit nicht reagieren kann. Ihr Infragestellen entdeckt die fehlende narrative Identität der Figur von „Stiller“ und auch von der Nation. Die Verletzbarkeit der Kohärenz der Ich-Identität im zweiten Teil des Romans zeigt die Unmöglichkeit der Verwirklichung jener substantiellen Geltung der nationalen Kohärenz auf, die sich in Bohnenblust manifestiert. Diese nationale Pädagogik (Bhabha) versucht das Subjekt zu homogenisieren indem sie auf ihre Eindeutigkeit und Beständigkeit baut, und kann demzufolge weder die Brüche der nationalen Kohärenz narrativ integrieren, noch dem persönlichen „Identitätsverlust“ eine Alternative anbieten. Somit lässt der Roman *Stiller* erkennen, dass die sprachliche und die Identitätskrise des modernen Individuums zugleich die Zerbrechlichkeit eines anderen *grand récit* des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt: die der nationalen Kohärenz.

Im Lichte der zeitgenössische Rezeption¹⁵⁶ des Textes in der deutschsprachigen Presse der Schweiz erweisen sich Bohnenblusts Reaktionen auf Whites Vorwürfe gegen die Schweiz

¹⁵⁶ Nicht behandelt werden oben Rezensionen, die auf die Schweiz-Kritik im Roman keinen Bezug nehmen. Allgemein kann zudem festgehalten werden, dass beinahe alle Rezensionen maßgebender Zeitschriften und Zeitungen den Text durchaus positiv beurteilen, seine „Modernität“ sowohl in der Erzählform als auch in der Thematisierung eines „modernen Bewusstseins“ hervorheben. Auch hier trifft also zu, was am Anfang des Kapitels über die Kanonisierung des Romans gesagt wurde, nämlich die Konzentration auf die individuelle

als Vorwegnahmen dieser Kritik. (Die Rezeption der Aufzeichnungen wurde in den entgegengesetzten Verhaltensweisen von dem „naiven“ Knobel und der „intellektuellen“ Rolf auch textintern schon thematisiert.) Die Schweiz-Kritik des Romans wird (wenn sie neben der allgemeinen Begeisterung für die formale und thematische „Modernität“ des Romans überhaupt erwähnt wird) typischerweise als „schlechte, oberflächliche Kritik“, als „Schlacken in einem bedeutenden Kunstwerk“ beschrieben (Weber: 390), oder als „Kritik eines Fünfundzwanzigjährigen, der von der Umwelt noch alles erhofft und sich selbst nicht genügen kann“ (Stange: 410). Besonders prägnant ist der Bezug zwischen Bohnenblusts Klagen über Stillers „krankhafte Hass gegen die Schweiz“ (545) und Hans Trümpys Rezensionen, der wegen der kritischen Stellen den gesamten Roman als „lieblos“ bezeichnet (Trümpy: 478, 480) und gesteht: „Wer mir die Schweiz verschimpft, hat es verspielt bei mir, mag er selber noch so berühmt sein und sich hochwichtig vorkommen“ (Trümpy: 479). Diese Pressestimmen erfüllen vollkommen die „Prophezeiungen“ jener (vor allem deutschen¹⁵⁷) Rezensenten, die mit dieser Reaktion gerechnet haben. So u.a. Karl Korn, der in seinem FAZ-Artikel gespannt ist, „wie gewisse Gralshüter abendländischer Couleur auf solche Stellen reagieren werden“ (Korn: 387); auch der Rezensent im Spiegel sagt voraus: „die Schweizer werden über diesen ungebärdigen Roman ihres derzeit bekanntesten Schriftstellers nicht eben erfreut sein“. Robert Haerdter zieht sogar die Möglichkeit in Betracht, „dass man gegen Max Frisch zu Felde zieht, weil es ihm an dem gebotenen Respekt für Gottfried Keller mangle“ (Haerdter: 444). Bei der Behandlung der Schweiz-Kritik im Roman wird die Verschränkung der persönlichen und der nationalen Identität im Text nur mit der Absicht in Betracht gezogen, die Kritik als die (auf keinen Fall glaubwürdige oder repräsentative) Meinung der Romanfigur Stiller einzustellen und ihr somit die Autorität zu entziehen. So Max Rychner: „Der Held verlangt also vom Land, was er als Person nicht zu leisten vermag, ja er sieht an der Heimat ausschließlich jene Seiten, die seinem Ungenügen an sich selbst entsprechen, also die Ungenügenden“ (Rychner: 404). Ähnlich argumentiert Charlotte von Dach, indem sie behauptet, dass „gerade das, was er [Stiller] der Schweiz als Mangel vorwirft, vermag er selber nicht zu leisten“ (von Dach: 439) und auch Emil Staiger stellt die Frage: „Was soll die

Identitätsproblematik des Protagonisten sowie auf die Ehe-Thematik. Die Reaktionen auf die „gesellschaftskritischen“ Textstellen hängen selbstverständlich mit der politischen Ausrichtung der betroffenen Presseorgane zusammen.

¹⁵⁷ Rüegg hebt die allgemein positivere Bewertung der Schweiz-Kritik im Roman in der Presse aus Deutschland hervor (Rüegg 1998: 287-304), und interpretiert diese im Rahmen der problematischen (problematisierten) Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz, als gewisse „Entlastung“ der Deutschen von dem Last ihrer Vergangenheit. Daneben ist in diesen Rezensionen auch von dem Anspruch die Rede, für die deutsche Gesellschaft eine ähnliche literarische Kritik zu verfassen, so u.a. Thilo Koch: „Wo aber ist heute der deutsche Schriftsteller, der unsere Nationaltugenden einmal rücksichtslos geisselte?“ (Koch: 407).

spöttische Kritik der Zustände in der Schweiz und ihrer unausrottbaren Verlogenheit aus dem Mund eines Menschen, der selber doch mit eiserner Stirn auf der unverfrorenster Lüge besteht?“(Staiger: 392). (Diese Haltung ergänzt paradoxerweise jene, die die Schweiz-Kritik im Roman als die Worte des empirischen Autors, Stiller als Sprachrohr von Frisch betrachtet, so beispielsweise Luft: 400, Böhme: 463, Trümpy: 478.) Als weitere Parallele zwischen Stiller und der Nation wird eine fehlende Zukunftsvision angeführt, weshalb Frisch vorgeworfen wird, bei aller Kritik auf die Wirklichkeit der Schweiz darüber nicht hinausschreiten zu können, keine „neue“ Schweiz vorschlagen zu wollen: „Wer hindert den Dichter Max Frisch daran, diese geistige und künstlerische Befreiungstat zu vollziehen?“ (Stange: 411); „Ist denn die Schweiz kein Mythos für Dichter?“ (Trümpy: 480). Ähnlicherweise stellen auch die Rezensenten der *Wilhelm Tell für die Schule* die Frage, warum Frisch anstelle des demontierten Mythos keinen neuen Mythos zu montieren vermag, wobei verkannt blieb, dass gerade die Dekonstruktion der Nationalmythen ihr Fortleben und ihre Notwendigkeit bezeugt und dass die durch Kritik bewirkte „Identitätskrise“ nicht die Identität selbst, sondern höchstens ihre substantialistische Konstruktionsweise gefährdet. In Stillers Worten (und im Titel von Sonja Rüeggs bereits zitierten Arbeit über das Schweiz-Bild von Frisch) heißt es: „Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit“ (545), was sowohl Bohnenblust, als auch ein Teil der Rezensionen jedoch als etwas „antischweizerisches“ empfunden.

Eine andere „Tendenz“ in der zeitgenössischen Rezeption des Romans besteht aber gerade in der Anerkennung dieser „Verlogenheit“ und der Betonung der Notwendigkeit ihrer Fruchtbarmachung in der Literatur. Dementsprechend wird die Schweiz-Kritik als „sehr schweizerisch“ eingestuft und Stiller zum „Bild des Schweizer Intellektuellen“ schlechthin gemacht, der „eben durch die Beharrlichkeit, mit der er der Schweiz Übles nachsagt, als Schweizer enthülle“ (Cases: 468). Diese Interpretation zeigt schon in die Richtung der Ablösung eines emotionellen Patriotismus durch einen kritischen Patriotismus, dessen „Beginn“ Gerda Zeltner-Neukomm, wie am Anfang des Kapitels zitiert, gerade um das Erscheinungsdatum des Romans verortet. Die vornehme Stellung des Textes im heutigen Kanon zeigt auch, dass ein „antinationaler“ („gesellschaftskritischer“) Text zum Teil eines verpflichtenden Bestandes von diesem nationalen Diskurs wurde – so wie es im Fall von dem *Wilhelm Tell für die Schule* noch prägnanter zum Vorschein kommt.

II. 2. *Wilhelm Tell für die Schule* – Subversion der Nationalgeschichtsschreibung und der substantialistischen Konstruktion nationaler Identität durch die Demontage des Tell-Mythos

II.2.1. Die nationale Aneignung der Tell-Geschichte und von Schillers Tell in der Schweiz

Die im Kapitel I. erörterten Strategien der nationalen Sinnkonstruktion lassen sich in dem Text von Friedrich Schillers *Wilhelm Tell* (1804) sowie in dessen Rezeption in der Nationalgeschichtsschreibung und in den nicht-textuellen Medien des 19. Jahrhunderts beispielhaft freilegen. Die Tell-Geschichte, die in der Schweiz seit Mitte des 16. Jahrhunderts bis heute in wissenschaftlichen Texten behandelt und volkstümlich aufgeführt wird, ist in Schillers Schauspiel als die Gründungsgeschichte einer Nation, als Geschichte der Entstehung kollektiver Identität durch die „Bekehrung“ von Individuen zu der Nation zu deuten (I.2.). Damit wird der Text selbst zum Modell jener Strategien und Stationen, die seine kognitive und affektive Aneignung bestimmen.

Die frühesten und relevantesten Aufzeichnungen der Geschichte des Wilhelm Tell befinden sich im *Weissen Buch von Sarnen* (1470-72), in Petermann Etterlyns *Kronica von der loblichen Eidtgnosschaft* (1507), in Agedius Tschudis im 16. Jahrhundert verfassten, jedoch erst 1734 gedruckten *Chronicon Helveticum* und in Johannes von Müllers *Die Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft* (1786).¹⁵⁸ Die Geschichtlichkeit der Tell-Geschichte wurde trotz ihrer Wirkungskraft bereits im 18. Jahrhundert angezweifelt: 1760 wurde Ulrich Freudenbergers anonym publizierte Schrift (*Der Wilhelm Tell, ein dänisches Märchen*), die die Aufzeichnungen über die alten Eidgenossen als fiktive Sammlungen skandinavischer Sagenmotive charakterisiert, von der Altdorfer Regierung öffentlich verbrannt. Die Werke von Joseph Eutyck Kopp und deren Ergebnisse (*Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde* aus dem Jahre 1835 und die zwischen 1845 und 1882 erschienenen fünf Bände der *Geschichte der eidgenössischen Bünde*) wurden dahingegen als Maßstäbe der kritisch-positivistischen Wissenschaftlichkeit anerkannt, welche die urkundlich nicht belegbare Tellgeschichte aus der „faktuell“ orientierten Geschichtswissenschaft verbannte. Im Kapitel I.4.a. wurde bereits geklärt, wie prominente Vertreter der Schweizer Nationalgeschichtsschreibung (Dändliker, Dierauer, Oechsli) bei Anerkennung der Unbelegbarkeit der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft deren national integrative

¹⁵⁸ Hierzu zählen auch noch das *Lied von der Entstehung der Eidgenossenschaft*, der Chronik von Johann Stumpf aus dem Jahre 1548, und Scheuchzers *Natur-Geschichte des Schweizer Landes* (1706-1708). Die erwähnten Texte dienten auch als Quellen zu Schillers Text, vgl. Mettler & Lippuner 1989: 14-16.

Inhalte jedoch in Form der Bauernstaatsideologie weiter tradierten. Die Nationalisierung der mittelalterlichen Bauern als Hirtenkrieger, *fromme edle pur* oder Staatsgründer sowie die Charakterisierung der Alten Eidgenossenschaft als republikanisch-demokratisches Staatsgebilde und die Berufung auf die Alpen als politisch bestimmender „Hintergrund“ der Nation erwiesen sich als identitätsstiftende Strategien des neuzeitlichen Bürgertums, die die Gemeinschaft des neu gegründeten Bundesstaates durch die Betonung seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu legitimieren vermochten. Auch die Lesebücher enthielten die Geschichten von Tell und der Rütli Schwur¹⁵⁹, die trotz des wissenschaftlichen Angriffs der Fiktionalität von Legenden weiter wirkten, was auch am Beispiel ihrer nicht-textuellen, populären, alltäglichen Inszenierungen in Foren der individuellen und emotionalen Aneignung der nationalen Inhalte zu belegen ist¹⁶⁰.

Die architektonischen, malerischen und skulpturalen Darstellungen der Tell-Geschichte erlebten im 19. Jahrhundert – im Jahrhundert der nationalen Gedenkfeiern von 1891 und der unmittelbaren und produktiven Rezeption von Schillers *Wilhelm Tell* – ohne Zweifel eine Hochkonjunktur. Am Urnersee, in der Hohlen Gasse und am Tells Geburtsort wurden drei Tellkapellen errichtet, die zum Teil mit Ernest Stückelbergs (1879 vollendeten) Freskenzyklus illustriert wurden; 1859 wurde der Schillerstein eingeweiht, 1895 Richard Kisslings Telldenkmal in Altdorf enthüllt, 1897 wurde Ferdinand Hodlers bekanntes Gemälde über den kämpferischen, erlösenden (aus dem gespaltenen Himmel herunterfahrenden) Tell ausgestellt.¹⁶¹ Die Rütli-Wiese – bis 1860 in privatem Besitz – entwickelte sich zur nationalen Gedenkstätte, zum Schauplatz von Klassenausflügen, Rütli Schiessen und patriotischen Feiern, als die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft sie aus Spenden der Bevölkerung kaufte

¹⁵⁹ Die „erste Generation“ der im 19. Jahrhundert geschriebenen Lesebücher, die vor 1920 gebraucht wurden, zeugen von der Behandlung des Tell-Stoffes zum Erwecken nationaler Gesinnung in der Schule: am wichtigen Schauplatz der Nationalisierung. Zu den „verbindlichen“ Lesestoffen zählten wichtige Szenen aus Schillers Tell, so die Apfelschuss- und die Rütli-Szene sowie Tells Gespräch mit seinem Sohn; die Aneignung des Schiller-Stoffes von der Jugend ermöglichte aber auch die Textausgabe des Vereins für Verbreitung guter Schriften 1905: Schillers Wilhelm Tell „für die schweizerische Jugend“ (Helbling 1994: 173). Die „zweite Generation“ der Lesebücher (ca. 1920-1960) enthält nur wenig neue Inhalte, und betont zudem die Kontinuität der Rütligeschichte und der Tugenden des Landlebens mit der Gegenwart des 20. Jahrhunderts. Ab den 60er Jahren ist aber ein gradueller Abbau der patriotischen Inhalte in den Lesebüchern zu beobachten. Die Texte und Anekdoten über die Schweizer Vorbilder und aus der Schweizergeschichte bekommen immer weniger Platz: die interkantonalen Lesebüchern der vergangenen zwei Jahrzehnte enthalten aber überraschend viele Reflexionen über die Tell-Geschichte: über deren Quellen und alternative Interpretationen (die skandinavische Toko-Geschichte, Mani Matters Gedicht), so die Ergebnisse von Barbara Helbling (Helbling 1994). Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* passt ohne weiteres in diesen Kontext.

¹⁶⁰ Die Relevanz der Rezeptionsebene in der Realisierung der Nation bestätigt neben dem erwähnten Nebeneinander von Modernisierung und Mythisierung auch die Tatsache, dass Schillers Deutschtum die Aufnahme des Nationalmythos nur in geringem Maße prägte – es entstand sogar ein Gemälde, das den Autor, der bekanntlicherweise die Schweiz nie betrat, auf der Rütliwiese, beim Verfassen des Stückes am Vierwaldstätter See darstellt.

¹⁶¹ S. Gehrig & Schwarz 1992: 44.

(Santschi 1991: 38-39). Die bereits geschilderte Institution der Schweizerreise wurde damit zu einer massenhaften, patriotischen Wallfahrt zum Rütli: Karl Baedekers (bis 1937 39mal aufgelegte) Reisebuch aus dem Jahre 1844 (*Handbüchlein für Reisende, nach eigener Anschauung und besten Hilfsquellen bearbeitet*) orientiert den Reisenden akkurat nach dem Leitfaden von Schillers *Wilhelm Tell* (Mettler & Lippuner 1982: 93, Utz 1984: 52). Die identitätsstiftende, nationalisierende Wirkung der wissenschaftlich verbannten Inhalte ist auf ihre populäre, multimediale Durchsetzung zurückzuführen, was auch das Motto des Altdorfer Telldenkmals zur Sprache bringt:

„Für Völker und für Zeiten
Erglänzt sein Bildnis hell
und ob Gelehrte streiten
Es lebe unser Tell“.¹⁶²

Auch die Laien- und Schulaufführungen der Tell-Geschichte erlebten im 19. Jahrhundert eine Konjunktur, als ihnen zunehmend Schillers (ebenfalls auf mittelalterlichen Chroniken beruhender) Text zugrunde gelegt wurde. Zwar wurde Schillers Stück in der Schweiz erst 1857 offiziell und professionell uraufgeführt¹⁶³, doch war die Geschichte selbst schon aus den Tellspielen in Altdorf oder Interlaken, den Inszenierungen der Inhalte der Chroniken in Freilichtaufführungen allgemein verbreitet und bekannt. Den Unterschied zwischen anderen Gattungen des mittelalterlichen Volkstheaters, die Gründe für die nationalisierende Wirkung des Tell-Stoffes und damit die Art und Weise der Aneignung der Geschichte des Textes von Schiller sind durch die Interpretation des Tellenspiels in Gottfried Kellers *Der Grüne Heinrich* zu erklären. Das dreizehnte Kapitel vom Zweiten Band der zweiten Fassung des Textes (*Das Fastnachtsspiel*) veranschaulicht und modelliert damit jenen mimetischen Prozess, in dem der primär literarische Text affektiv angeeignet, zum Teil der Lebenswelt und der narrativen Identität des Individuums und der Nation wurde.

Die dörfliche Tell-Aufführung, an dem der Protagonist des Bildungsromans Heinrich Klee teilnimmt, liegt die geläufige Volksschulausgabe des Textes von Schiller zugrunde, der zum Teil der alltäglichen Sinnwelt, zu einem möglichen Identitätsparadigma

¹⁶² Stünzi 1973: 203, zitiert nach im Hof 1991: 26.

¹⁶³ Bekanntlicherweise wurde Schillers Stück zuerst in Weimar uraufgeführt – ein Zeichen der damals verbreiteten Vorstellung, dass die Schweiz kein von dem nördlichen Nachbarn unabhängiges Gebilde sei. Die Tatsache, dass die Entstehung nationaler Identität eher von der Rezeptionsebene als von der Produktion geprägt

der Dorfbewohner geworden ist: „Das Buch ist den Leuten sehr geläufig, denn es drückt auf eine wunderbare Weise ihre Gesinnung und alles aus, *was sie durchaus für wahr halten* [kursiv vom Verf.]; wie denn selten ein Sterblicher es übel aufnehmen wird, wenn man ihn dichterisch ein wenig oder stark idealisiert“ (Keller 1985: 325)¹⁶⁴. Der schriftliche Text verliert jedoch im Laufe seiner lebensweltlichen Aneignung ihre fixierte Identität, was auch wegen der Mündlichkeit der Aufführung unvermeidbar ist: die Liebesepisode zwischen Berta von Bruneck und Ulrich von Rudenz fehlt (325), die Reihenfolge der Rütlichwur und des Apfelschusses wird vertauscht und die schillerschen Stellen, die sich auf die Nacht bezogen, werden einfach weggelassen (337). „Weitaus der größere Teil der spielenden Schar sollte als Hirten, Bauern, Fischer, Jäger das Volk darstellen und in seiner Masse von Schauplatz zu Schauplatz ziehen, wo die Handlung vor sich ging, getragen durch solche, welche sich zu einem kühnen Auftreten für berufen hielten (325)“ – auf diese mediale Voraussetzung ist auch die intensive Verwischung der Grenzen zwischen den privaten Alltagsrollen im Dorfsleben und den Rollen im Tellspiel zurückzuführen. Die Namen Tell und Melchtal verwendet der Erzähler Heinrich für die jeweiligen Dorfbewohner auch im alltäglichen Kontext¹⁶⁵, außerdem versucht er seiner Geliebten Anna auch im Rahmen des Tellspieles näher zu kommen, indem er ihr die Rolle der Berta und sich selbst die von Rudenz zuschreibt. Diese Art der Interpretation der ästhetischen Produkte des nationalen Diskurses in Heinrichs Erzählung, die diesen Diskurs darstellen und bestätigen, erinnert an Heinrichs schon zitierte Vision über die mit historischen Gemälden verzierten Brücke. Hier verschmolzen die dargestellten Figuren und die Alltagsbürger miteinander, was ironisch-scherzhaft als die Identität der Nation gedeutet wurde – ähnlicherweise bewirkt das Tellspiel, dass „das Städtchen doch wieder das Ansehen einer einzigen Familie [gewann]“ (338), d.h., die ästhetische Erfahrung (des Bildes oder des Schiller-Stückes) zielt in beiden Fällen auf die Erfahrung eines Kollektivums. Da beide ästhetischen Produkte des nationalen Diskurses jedoch mündlich und kollektiv rezipiert werden, entsteht eine Spannung zwischen dem möglichen subversiven, performativ-mehrdeutigen Potential der Tell-Aufführung und der affirmativen Intention des nationalen Stückes. In Heinrichs Bericht über das Tellspiel in Kellers Roman aus dem 19. Jahrhundert werden die immer wieder auftauchenden Zeichen der

wird, zeigt sich, wie erwähnt, auch in dem Umstand, dass der in breitesten Kreisen kanonisierte Autor des Nationaldramas eben kein Schweizer war.

¹⁶⁴ Die Seitenzahlen nach den Zitaten aus Kellers Text beziehen sich in dem Abschnitt auf Keller 1985.

¹⁶⁵ Gerade durch die Konfrontation dieser beiden Bereiche (des Festes und des Alltags) entsteht jene Spannung zwischen dem Besitz (z.B. des Gastwirtes) als „Inbegriff gesellschaftlicher Ungleichheit“ und dem „Citoyen-Versprechen von der Gleichheit aller Bürger“, die Heinrichs Gesellschafts-Erfahrung prägt (Neumann, Bernd. 1982. Gottfried Keller: eine Einführung in sein Werk. Königstein: Athenäum: 62).

Sinnoffenheit und das Streben nach der sinnsicheren, affirmativen Deutung des Geschehens immer wieder kommentiert, und diese Spannung lässt sich als der Übergang zwischen der subversiven und polyphonen Karneval und dem affirmativen vaterländischen Spiel charakterisieren (vgl. Kapitel I.4.b.).

Einerseits ist die „derbe Volksmummerei“ auch in den „vaterländischen Aufführungen“ (324) noch anwesend: die schillerschen Jamben verziert der Volkshumor mit „Kraftausdrücken“ (336) und Heinrichs Rede als Rudenz wird auch „durch einen komischen Vorgang unterbrochen“ (335). Ein Dutzend Vermummte, „arme Teufel“ (ebd.) in Fastnachtskostümen „störten das Schauspiel, [...], indem sie einander am Rückenteile des Hemdes Herumzerrten, welches mit Senf bestrichen war. Jeder hielt eine Wurst in der Hand und rieb sie, eh'er einen Biss tat, an dem Hemde des andern“ (336). Während die Handlung vor sich ging, entstanden „Hundert kleine Schauspiele“ (332), so war z.B. in der Apfelschuss-Szene der Scherz üblich, dass „der Knabe während des Hin- und Herredens den Apfel vom Kopfe nahm und zum grossen Jubel des Volkes gemütlich verspeiste“ (336) und Heinrich bemerkt, dass „die Jungen und die Alten bei der feierlichen Handlung kaum die Pfeifen aus dem Munde täten und der Pfarrer Rösselmann unaufhörlich schnupfte“ (338) oder dass die barmherzigen Brüder, die den Gessler wegtragen sollten, „Spielkarten aus den Kapuzen zogen und statt der Heiligen an die Leute verschenkten“ (331). Andererseits erschien „doch bei den wichtigen Vorgängen die ganze Menge andächtig und gesammelt“ (332): das Volk, das „im ersten Augenblicke seinen alten Nücken nicht widerstehen konnte“ (336), pfeift die (ins Festspiel nicht integrierbaren) „derben Spassmacher“ schließlich aus, Tell zittert „wirklich und unwillkürlich [...] so sehr war er von der Ehre durchdrungen“ (337). Auch der Knabe, der den Apfel verspeist, begründet seine spontane Tat folgenderweise: „Herr! Mein Vater ist ein so güter Schütz, dass er sich schämen würde, auf einen so grossen Apfel zu schiessen! Legt mir einen auf, der nicht grösser ist, als Eure Barmherzigkeit und der Vater wird ihn um so besser treffen!“ (336). Kellers Darstellung des Tellspieles aus dem 19. Jahrhundert thematisiert folglich ein Medium der nationalen Identitätskonstruktion, das sich als eine Mischung von Subversion und nationaler Integration, von karnevalistischem Lachen und homogenisierendem Ernst begreifen lässt. Die Tendenz zeigt jedoch deutlich in die Richtung der affirmativen Intention, schließlich beschreibt der Erzähler einen Vorgang, in dem „seit einer Reihe von Jahren die derbe Volksmummerei nach und nach in vaterländische Aufführungen unter freiem Himmel verwandelt“ hat (324). Dementsprechend wird auch der im Zentrum des Karnevals stehende groteske Körper (Bachtin) verdrängt, was sich in der Vertreibung der Vermummten manifestiert, oder in der Kuss-Szene von Heinrich und Anna,

wo die Liebenden von einem „fast feindlichen Fühlen des Körpers“ (358) getrennt werden (obwohl die Freudenfeier am Ende des Spieles alle „in einem grossen Körper“ vereint -362). In Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* verändert sich jedoch dieses Gleichgewicht: die karnevalistische Sinnoffenheit, das subversive Potential nimmt überhand. Frischs literarischer Text erzielte damit – zusammen mit anderen Texten aus den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, wie Otto Marchis *Schweizergeschichte für Ketzer* – eine ähnliche Wirkung auf die Interpretation der Tell-Geschichte, wie die Ergebnisse des kritischen Positivismus in der neuzeitlichen Geschichtswissenschaft. Die möglichen Gründe für die Notwendigkeit dieser zweiten „Subversionswelle“ der ideologischen Tell-Interpretation sind in der Tell-Rezeption im 20. Jahrhundert zu suchen.

Der Umgang mit der Geschichte von Wilhelm Tell war schon im 19. Jahrhundert alles andere als einheitlich – deutlich zeigt die widersprüchliche Anwendung des Mythos die Berufung auf Tell als Staatspatron im *Wilhelm-Unser* aus dem Jahre 1793 (Marchi 1985: 92), und seine Erwähnung in der Legitimierung von General Brunes Kriegserklärung an die Berner (Mettler & Lippuner: 17).¹⁶⁶ In der Wirkungsgeschichte von Schillers Tell wurde je nach Bedarf entweder die Rütlihandlung und der damit verbundene „integrative“ Tell, oder der Tell-Handlungsstrang und der damit assoziierte „subversive“ Tell hervorgehoben (Utz 1984: 29, 38). Die Unterschiede zwischen den Funktionalisierungsformen der Tell-Figur als konservative, drohende, die Unabhängigkeit und das *status quo* schützende Gestalt oder als Revolutionär und Anarchist verschärften sich im Laufe des 20. Jahrhunderts deutlich, einige Tendenzen lassen sich jedoch auch für diesen Zeitraum feststellen, so die Wiederbelebung des Tell-Mythos in der Geistigen Landesverteidigung und sein ideologischer Gebrauch im Dritten Reich. Schillers Schauspiel, das von der Machtergreifung Hitlers bis 1938/39 das meistgespielte Schiller-Stück an deutschen Theatern war (Kaufmann 1993: 134), wurde 1934 verfilmt¹⁶⁷ und im Rahmen der Feierlichkeiten zum 175. Geburtstag von Schiller in Marbach am Neckar vom Hitlerjugend gefeiert (Mettler & Lippuner 1989: 104). Die Geschichte der schweizerischen Freiheit und Staatsgründung bildete einen obligatorischen Bestandteil der deutschen Lesebücher, Tell wurde nicht selten mit dem Führer identifiziert und Schiller den

¹⁶⁶ Die widersprüchliche Berufungen auf die Tell-Figur, die markanten Unterschiede zwischen ihrer konservativen und liberalen Rezeption erinnern an die bereits behandelte, von Weishaupt beschriebene Funktionalisierung der Formel des Bauern als *fromme edle pur* oder / und als *böse pur*.

¹⁶⁷ Der Film wurde von Heinz Paul, vom Schweizer Filmkonzern TERRA in Berlin produziert und rief zur kämpferischen Widerstand gegen innere und äußere Feinde auf – die Rolle von Tells Hedwig wurde charakteristischerweise von Görings Braut, Emmy Sommermann gespielt (Gehrig & Schwarz: 50).

„Kampfgenossen Hitlers“ genannt.¹⁶⁸ Erst nach den immer häufigeren Attentatsversuchen an Hitler (lebensweltliche Nachahmungen von Tells Tat an Gessler), am 3. Juni 1941 wurden auf Befehl des Führers die schulische Lektüre des Stückes und seine Aufführung verboten (Mettler & Lippuner 1989: 109).

Die intendierte Wiederbelebung des affirmativen Potentials der Tell-Geschichte in der Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wird in dem Nachwort zu der Ausgabe des *Weissen Buches* im Jahre 1939 deutlich zur Sprache gebracht: „Gerade heute, wo jeder Eidgenosse, durch die Zeitumstände gemahnt, sich auf sein Schweizertum mehr denn je besinnt, werden wir dafür dankbar sein, dass uns im «Weissen Buch» ein so alter Bericht über das Werden des Bundes erhalten geblieben ist“ (Züst 1939: 73). Von der Berufung auf die im 19. Jahrhundert wissenschaftlich diskreditierten Chroniken (als Strategie der Geistigen Landesverteidigung) zeugen aber selbst die Neuauflage des *Weissen Buches* (1939) und die Volksausgabe von Johannes von Müllers *Geschichten der Schweizer Eidgenossenschaft* (1942), sowie die Tätigkeit des Zürcher Historikers und Universitätsprofessors Karl Meyer. In seinen Arbeiten - *Die Urschweizer Befreiungstradition in ihrer Einheit, Überlieferung und Stoffwahl* (1929), *Die Gründung der Eidgenossenschaft im Lichte der Urkunden und der Chroniken* (1930) – geht er von der geschichtlichen Wirklichkeit der Gründungsgeschichte aus.¹⁶⁹ Die angestrebte Durchsetzung der Tell-Geschichte in der Integration der gesamten Nation und der Motivation ihrer Wehrbereitschaft durch die Identifikation mit den Vorfahren ist aber am treffendsten mit dem sogenannten *Rütli-Rapport* zu belegen: am 25. Juli 1940 berief General Guisan die hohen Offiziere auf dem Rütli zur Rapport. Die ideologische Deutung des Tell-Stoffes, d.h. sein Gebrauch zur Stiftung einer substantialistischen nationalen Identität motivierte zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg den Anspruch auf sein Neuverstehen. Die erwähnten Texte von Frisch (1970) und Otto Marchi (1971), sowie die Ausstellung *Tell 73* heben gerade die bisher „vergessenen“ Aspekte in der Interpretation der Gründungsgeschichte hervor: das Spiel, das Individuum und einen apolitischen Friedensgedanken, wobei sie (den Tellspielen und den visuellen Darstellungen des 19. Jahrhunderts ähnlich) auf populäre Durchsetzung in breiten Kreisen zielen. In diesen Bearbeitungen der Tell-Geschichte in den 70er Jahren werden zugleich die für überholt gehaltenen Strategien der nationalen Identitätskonstruktion durch ironische Imitation

¹⁶⁸ Fabricius, Hans. 1934. *Schiller als Kampfgenosse Hitlers. Nationalsozialismus in Schillers Dramen*. Berlin-Schöneberg, 2. Auflage. Zitiert nach: Mettler & Lippuner 1989: 108.

¹⁶⁹ Über die Streit der drei „Meyer“: von dem oben erwähnten Karl Meyer, dem thurgauischen Staatsarchivar Bruno Meyer und dem Direktor des Reichsinstituts für ältere deutsche Geschichtskunde Theodor Mayer s. im Hof 1991: 136.

entdeckt: in *Wilhelm Tell für die Schule* die Rhetorik der Nationalgeschichtsschreibung, in der Ausstellung *Tell 73* die persönliche Identifikation mit den Vorvätern¹⁷⁰. Damit setzte sich das in Kellers Text noch besiegte subversive Deutungspotential der Tell-Geschichte endgültig durch und diese Erscheinung ist auch noch in den Tell-Bearbeitungen des Jubiläumjahres 1991 als typisch zu deuten¹⁷¹.

Die Figur von Wilhelm Tell bzw. deren erwähnte skulpturale und malerische Darstellungen erschienen in dem Jubiläumsjahr 1991 zunehmend im Register der Popkultur: als Werbeträger auf Bier- und Weinflaschen (Hodlers Tell auf das Hürlimann Tell-Bier, Kisslings Denkmal auf Weinetiketten), auf Krawatten (Andy Stutz), Taschenmesser (Victorinox und Wenger), Kreditkarten, Uhren, Lebensmittel, in Logos von Firmen sowie in zahlreichen Karikaturen.¹⁷² Die Dominanz der Tendenz zur apolitischen, spielerischen und um das Individuum herum zentrierten Annäherungen an Schillers Stück fügt sich in das bereits vorgestellte Bild von der Entstehung einer „postnationalen“ (auch an der Expo 02 inszenierten), dynamischen kollektiven Identität ein, und das lässt sich auch am Beispiel jener Rockoper beobachten, die u.a. am Wettbewerb *Pop Schwiz* entstanden. Tell kämpft für den Frieden in Rudolf Reuz' Musical *Dr Tell isch wägg!!* nicht mit dem Armbrust, sondern mit der Gitarre; in Guy Mettans *Guillaume Tell* mit dem Tanz (Gehrig & Schwarz: 94, 103-105). In einer Rockoper von Freiburger Sekundarschüler (*Wilhelm, Tell me...*) werden Schüler sogar in den Himmel geschickt, um herauszufinden, ob Schillers oder Frischs Tell der „richtige“ ist (ebd. 150) – die beiden Texten werden auch in einem Reiseführer kontrastiv nebeneinander gesetzt (Müller 1990). Damit werden Institutionen (wie die Schweizerreise) und Produkte des nationalen Diskurses (wie Schillers Stück) so neuinterpretiert, dass ihr substantialistischer Gebrauch inszeniert und dadurch zugleich subvertiert wird, wofür auch das Expo 02 ein Beispiel liefert. Ein Modell und Vorläufer oder Initiator dieser Zugangsweise zu der nationalen Identität in den 70er Jahren, vor dem grundlegenden medialen Wechsel bedeutet Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule*, wo jener Konstruktcharakter der nationalen Sinnbildung entdeckt wird, die in Schillers *Wilhelm Tell* notwendigerweise unreflektiert, „verborgen“ bleiben.

¹⁷⁰ In seinem Radiostück las Peter Jenny die Geschichte von Tell so vor, dass er den Namen Tells mit seinem eigenen ersetzte. Mehr dazu: Jeziorkowski 1982.

¹⁷¹ Diese Tendenz, wie Tendenzen und Epochen auch immer, ist auch nicht eindeutig dominant: 1986 erschien A.C. Schärers ... *und es gab Tell doch*, wo er den Versuch unternimmt, die historische Wirklichkeit der Figuren der Gründungsgeschichte urkundlich zu belegen.

II.2.2. Der Schillersche Hypotext als Modell der Konstruktion nationaler Gemeinschaften

Friedrich Schillers letztes und populärstes Drama aus dem Jahre 1804 ist der wichtigste Prätext von Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* und präsentiert eine paradigmatische Geschichte der erfolgreichen nationalen Identitätskonstruktion. Der Schnittpunkt zwischen dem Dramentext und der nationalen Identitätsstiftung in seiner Rezeption besteht nämlich aus jenen sinnbildenden und voneinander untrennbaren rhetorischen Strategien, die sowohl in der Dramenhandlung, als auch in der Rezeption des Textes und im allgemeinen in der neuzeitlichen imagologischen „Arbeit“ an der Identität der Nation zur nationalen Integration eingesetzt werden. Diese identitätsstiftenden Konstruktionsfaktore – die Naturalisierung und Sakralisierung der Gemeinschaft, die Betonung der Kontinuität mit den Vorvätern, die Strategien der individuellen „Bekehrung“ zur Nation und der Homogenisierung der Gemeinschaft – sind im Folgenden zu erläutern, um ihre produktive Rezeption bei Frisch im umfassenderen Rahmen der wandelnden Konstruktionsweisen von Identitäten verstehen zu können.

Die Naturalisierung und die Sakralisierung sind Garanten für die mythomotorische Funktion des nationalen Gedächtnisses: die imaginäre Gemeinschaft der Nation erhält im Bewusstsein ihrer Mitglieder einen verbindenden Charakter, indem sie als naturhafte und gottgewollte, daher beständige und notwendige Gemeinschaft legitimiert wird. Auch die schon geklärte Kausalität zwischen den politischen und moralischen Eigenschaften und der geographischen Umgebung (Alpenmythos, *homo alpinus*) hat ihre Wurzel in der metaphorischen Interpretation der Natur als Legitimation menschlicher Taten und Eigenschaften. Die Naturalisierung bedeutete damit zur Zeit zunehmender Modernisierung eine relevante kulturelle Strategie der Dauer: die Natur diene zur Orientierung, immunisierte gegen Wandel und garantierte anstelle verlorener Traditionen Werte und Norm (Assmann 1999: 137-145). Bereits in der ersten Szene deutet eine Naturerscheinung (der Sturm) prospektiv auf die Bedrohung der Schweizer durch den Vogt hin (ähnlicherweise präfiguriert Baumgartens Tat in der ersten Szene Tells spätere Vogt-Tötung):

¹⁷² Mehr dazu: Gehrig & Scharz: 51-85.

„Der graue Talvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch,
Der Sturm, ich mein, wird da sein, eh wir's denken.“ (38-41)¹⁷³

Die Schweiz wird „friedgewohntes Tal“ (303), „selge Insel“ (1700) und „der Unschuld Land“ (1701) genannt; die Beziehung zwischen den Alpen und den Tugenden der Schweizer ist eine kausale – Berta fordert Rudenz zur Unterstützung der Schweiz folgenderweise auf: „Seid, Wozu die herrliche Natur Euch machte!“ (1650-51). Die Österreicher erscheinen konsequenterweise als Vertreter der fremden, folglich naturwidrigen Gegenwelt, die die „heilige Natur“ schänden (3183-84) – „wilde Horden“ (308) aus der „fremden falschen Welt“ (849). Die Macht der Habsburger ist eine künstliche, „zivilisatorische“ Macht, die der Schweizer dahingegen eine natürliche und gottgewollte: das Gefängnis (Zwing Uri) ist nur ein Maulwurfshaufen im Vergleich zu den Bergen in Uri (374, 376), und „Was Hände bauten, können Hände stürzen. Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.“ (387-388). Die Wehrung der Schweizer ist naturrechtlich, denn

„Jedem Wesen ward
Ein Notgewehr in der Verzweiflungsangst,
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gefürchtes Geweih,
Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund“ (645-649)

Nicht nur die Natur, auch Gott legitimiert die Anwendung von Gewalt: er verhütet die Axt von Baumgarten (86), er wird „der gerechten Sache gnädig sein“ (290) und hilft dem Mutigen (313). Sogar das biblische Bündnis zwischen Gott und den Menschen wird von der Verbundenheit mit der Nation ersetzt: der Regenbogen, das Zeichen des alttestamentarischen Bundes (1. Mose 9:13), erscheint in einer besonderen Form: als „nächtlicher Regenbogen“ vor dem Gründungsakt der nationalen Gemeinschaft, am Abend des Rütlichschwurs (975). Die Nation im schillerschen Text kommt somit ihrer verbreiteten Bezeichnung als „Ersatzreligion“ nahe: sie bietet – nach dem Zerfall der transzendenten Gemeinschaft des

¹⁷³ Die Zitatnachweise im Hinblick auf Schillers *Wilhelm Tell* erfolgen in diesem Kapitel jeweils in Klammern im Text. Die Reihenummerierungen stammen aus: Schiller 2000.

Mittelalters¹⁷⁴ – Gemeinschaft und Transzendenz: zur Freiheit der Schweiz bedarf man nicht nur des Todes von Gessler, sondern auch des Todes für das Vaterland, der Opferbereitschaft der Schweizer. Diese beweist Gertrud Stauffacher am Anfang des Stückes, die als Schicksal der „schwachen“ Frauen, die nicht „tapfer fechtend sterben“ können, den Freitod bestimmt (329). Die Gestalt von Tell kommt deutlich jener des Erlösers Christus nahe: er ist für die Schweizer „der Retter von uns allen“ (387, 2370, 3282). Auch Gessler bestätigt: „alle seid ihr teilhaft seiner Schuld“ (2085). Seine Tat und sein Leiden sind mit dem Opfertod von Christus analog: Walter Tell will „stillhalten, wie ein Lamm“ (1956), Gessler fordert Tell auf: „Jetzt Retter hilf die selbst – du rettetest alle!“ (1990), er reagiert dahingegen folgenderweise: „Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte, ich würde mich vor ihren Spiessen fürchten?“ (1847-48).¹⁷⁵ Das Hirtenvolk kommt schließlich dem auserwählten und zu erlösenden Volke Israels nahe, dem schließlich das Licht der Freiheit „zuerst begrüsst Von allen Völkern“ (1444-45). Wegen der Naturalisierung und Sakralisierung als Motivation und Legitimation des Geschehens macht sich die Verlaufsformel „Natur – Naturwidrigkeit – Freiheit“ (Wolfgang Binder) gelten, die einem metaphysischen Grundmuster entspricht, nämlich dem Hereinbrechen des Bösen in die Welt (Mettler & Lippuner 1989: 28, 33). Diese Interpretation der Staatsgründung und Nationenwerdung als Wiederherstellung eines Ur- oder Naturzustandes ist auf die entelechische Struktur der Geschichtsschreibung ebenfalls typisch, und operiert mit dem legitimatorischen, rhetorischen Verfahren der Kontinuitätsstiftung.

Die kollektive Identität der Alpenbewohner (ihre Freiheitsliebe und Wehrhaftigkeit) ist nicht nur naturhaft und von Gott legitimiert, sondern auch als ein *Erbe der Vorväter* tradiert: „wir wollen frei sein, wie die Väter waren“ (1450) heißt es im Rütlichschwur, der auch keinen neuen Bund stiftet, denn „es ist ein uraltes Bündnis nur von Väter Zeit, das wir erneuern“ (1155-56). „Frei war der Schweizer von uralten her“ (537), so Stauffacher, der „die alten Zeiten und die alte Schweiz“ (512) sucht. Das zukünftige Ziel wird in Attingshausens erster Vision (943-958) als ein Zustand der unschuldigen, alten und würdigen Vergangenheit und

¹⁷⁴ Paradoxerweise kommt dies in einer Handlung zum Vorschein, die im Mittelalter verortet wird, jedoch deutlich die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts aufzeigt.

¹⁷⁵ Die Zitate korrespondieren deutlich einigen Stellen im Neuen Testament. S. Jesaja 53. 5,7: „Aber er [Christus] ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. [...] Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird; und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scherer, tat er seinen Mund nicht auf“. S. noch Lukas 23. 35: „Auch die Obersten spotteten und sprachen: Er hat andern geholfen; er helfe sich selber, ist er der Christus, der Auserwählte Gottes.“, bzw. Matthäus 26.52-53: „Stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, dass ich nicht könnte meinen Vater bitten, dass er mir zuschicke alsbald mehr als zwölf Legionen Engel?“ .Vgl. dazu von Matt 2001. Peter von Matt geht davon aus, dass Tell

die Zukunftsangst als Angst vor dem fremden und schuldigen „Neuen“ beschrieben. Die nationale Selbstfindung durch die Vertreibung des Fremden wird als Wiederherstellung des ursprünglichen Naturzustandes erlebt: „Der alte Urstand der Natur kehrt wieder“ (1282), und damit wird die Nation in die zyklische Zeitlichkeit der Natur gestellt:

“Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden,
Nicht tragen sie verwegne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens” (1015-1022)

Auch hier zeigt sich die anfangs vorgestellte These, dass die „homogene leere Zeit“ der Nation jeweils mit dem subjektiven Eindruck der zyklischen Beständigkeit ergänzt wird, und zwar im Rahmen jenes identitätsstiftenden, imaginativen Prozesses, der durch die Narrativität der mündlichen Überlieferung Kontinuität stiftet. (Selbstverständlich ist Schillers romantisches Zeitkonzept – wir werden, was wir waren’ – aber auf keinen Fall als zyklisch zu interpretieren.) Die mündliche Geschichtsüberlieferung funktioniert prospektiv (“Erzählen wird man von dem Schützen Tell Solang die Berge stehen auf ihrem Grunde” - 2040) und retrospektiv: auf die Frage „ist es wahr, wie’s in den Liedern lautet, Dass wir von fern her in das Land gewallt?“ (1162-63) teilt Stauffacher den Versammelten mit, „was die alten Hirten sich erzählen“ (1166). Die Geschichte über die Herkunft der Helvetier begründet die ethnische und sprachliche Kontinuität und Homogenität der Gemeinschaft¹⁷⁶ – diese, sowie andere rhetorischen Strategien der nationalen Identitätskonstruktion (die Naturalisierung und Sakralisierung der nationalen Gemeinschaft) sind jedoch auf die Durchsetzung gegenüber alternativen Identifikationsmustern des privaten Bereichs angewiesen.

Die „Bekehrungsgeschichten“ von Baumgarten, Melchtal, Stauffacher und Rudenz zu der Nation handeln von der Durchsetzung der sekundären Interessen gegenüber den primären

stellvertretend für die Gemeinschaft handelt, indem er die notwendige Gewalttat vollzieht, damit dem Kollektivum das Schuldbewusstsein erspart bleibt.

¹⁷⁶ „So sind wir eines Stammes doch und Bluts, Und Eine Heimat ists, aus der wir zogen“ (1160-1161); hinter dem „ew’gem Eiseswall“ spricht „Ein andres Volk in andern Zungen“ (1194, 1195). Die ethnische und

(Frye)¹⁷⁷. Alle diese Männer und Familienväter „entwickeln“ sich zu Mitgliedern eines „Volkes von Brüdern“ (1448), der „Familie“ der Nation, erst nachdem ihre primären Interessen (Stauffachers Haus, Melchtals Vieh, Baumgartens Frau und Berta) gefährdet worden sind – die Bedingung für die Identifikation mit dem öffentlichen „Körper“ des Kollektivums ist die Verletzung des privaten Körpers, des primären Interesses.¹⁷⁸ Die abstrakte, metaphorische Gemeinschaft der Nation, die sich als sekundäres Interesse erst nach der Gefährdung der primären Interessen durchsetzen kann, ersetzt diesen konkreten Bereich und legitimiert sich als primäres Interesse. (Beim ideologischen Lesen des Gründungsmythos zielt der ästhetische Wirkungsmechanismus auf diesen Prozess, der sich auch an jenen rituellen Foren, z.B. in Tellspielen, vollzieht, wo eine konkrete persönliche Erfahrung zur Hinwendung zur kollektiven Gesinnung Anlass liefert.¹⁷⁹) Die „Bekehrungsgeschichte“ des Tell, die von ähnlichen Geschichten von Baumgarten und den anderen präfiguriert wurde, ist ein paradigmatischer Fall der Nationalisierung, der zugleich zur Sprache bringt, wie die Nation die symbolische Sinnwelt der Religion ablöst.

Tell erscheint anfangs als ein tugendhafter, aber politisch gleichgültiger Mann, ein Einzelgänger, der sich von der Rütli-Versammlung bewusst ins Private des Familienlebens zurückzieht (1520, 1097). Offenbar wird diese Haltung in seinem spannungsvollen Dialog mit Stauffacher (415-445), wo er sich deutlich gegen den Widerstand und auf die Seite des privaten Familienfriedens stellt („Mein Haus entbehrt des Vaters. [...] Die einz'ge Tat ist jetzt Geduld und Schweigen“ - 416, 420). Tell, der sich als Mann der Tat, und nicht des Rates definiert (444), riskierte in der ersten Szene sein Leben für den bedrängten Hausvater Baumgarten aus moralisch-religiöser Überzeugung: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, Vertrau Gott und rette den Bedrängten“ (139-141). Handelt es sich dahingegen um den Abwehr der Vögte, so zieht er sich zurück von der Tat zurück. Auch seine Frau Hedwig ist grundlegend anders, als Gertrud oder Berta von Bruneck, die ihren Geliebten, Stauffacher

sprachliche Homogenität war dahingegen für die mehrsprachige „Willensnation“ Schweiz im 19. Jahrhundert nicht mehr charakteristisch (Kaufmann 1993:166).

¹⁷⁷ Northrop Fryes Begriffe scheinen den Kern der nationalen Identitätskonstruktion zu erfassen, die die Verbindung von primären und sekundären Interessen voraussetzt: „Primary concern is based on the simplest and baldest platitudes it is possible to formulate: that life is better than death, freedom better than slavery, happiness better than misery. Secondary concern is what we call ideology, the desire of a particular social group, or a class or priesthood or bureaucracy or other special interest within that group, to preserve its ascendancy, increase its prestige, or proclaim its beliefs. [...]“ (Frye 1990:119).

¹⁷⁸ Auch in diesem Sinne ist ein Robert Walser-Zitat in Frischs Text zu verstehen: „der Schweizer, der die Freiheit liebt, [hat] dem [...] Landvogt viel zu verdanken hat, indem letzterer ersteren zu Taten, usw. anspornte“ (428). Über die konstitutive Bedeutung des „Bösen“ im Stück und im Allgemeinen S. Mettler & Lippuner 1989: 77-92.

¹⁷⁹ Peter Jennys erwähnte Neuinterpretation des Textes an der Ausstellung *Tell 73* subvertiert gerade diesen Prozess durch seine ironische Imitation.

und Rudenz zur Nation „bekehren“: sie will nicht einmal, dass ihr Sohn das Schiessen erlernt (1482) und ist empört, dass es auf dem Rütli „sich etwas Gegen die Vögte [spinnt]“ (1518). Sobald jedoch das Leben seines Sohnes mit dem Apfelschuss gefährdet wird, verwandelt sich Tell: aus der privaten Person, der sich für den Mitmenschen aufzuopfern bereit war, wird zu einem nationalen Held, der den „Feind“ Gessler tötet. Dadurch wird er aus einem persönlichen Erlöser zum „Retter von uns allen“ (3087), er „opfert“ so aber gewissermaßen sich selber auch auf, da er eine für die Nation notwendige, aber von der Rütli-Versammlung moralisch verurteilte Gewalttat vollzieht.¹⁸⁰

In seinem (einzigem) Monolog (2561-2651) erkennt Tell Gesslers Tat (die Gefährdung seines Sohnes) als den Grund für seinen Gesinnungswandel („Meine Gedanken waren rein von Mord [...] Wer sich des Kindes Haupt zum Ziel setzte, Der kann auch treffen in das Herz des Feinds“ - 2571, 2576-77). Das Feindbild übt aber auch in der Bestätigung des Selbstbildes eine konstitutive Rolle aus und somit gehört es – der Naturalisierung und Sakralisierung, der Kontinuitätsstiftung durch die mündlich tradierte Geschichte und die persönliche Aneignung der Nation ähnlich – zu jenen Faktoren, die im Schillerschen Text und auch in der lebensweltlichen „Narration“ der Nation kollektive Identität erzeugen. Die beiden Pole sind auf der einen Seite der „Landesfeind“ (792), die „fremde falsche Welt“ (849) die „Herrn der Welt“ (305), auf der anderen „ein schwaches Volk der Hirten“ (304), „die väterlichen Bergen“ (843), die „uralt frommen Sitte deiner Väter“ (841):

„Die andern Völker tragen fremdes Joch,
sie haben sich dem Sieger unterworfen. [...]
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie,
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.“ (1205-1213)

¹⁸⁰ Ich verweise wiederum auf die psychoanalytische Interpretation Peter von Matts (von Matt 2000). Er liest Schillers Tell als eine Geschichte von der Verschiebung des Schuldbewusstseins wegen dem symbolischen „Vatermord“: Tell handelt stellvertretend für die Rütli-Männer, und er verschiebt seine Verantwortung auf Parricida, dem „Vatermörder“, der keine andere Funktion im Stück hat, als die des Sündenbockes. Gesslers Tötung bringt von Matt mit Freuds Theorie (*Totem und Tabu*) in Zusammenhang: danach bedarf es eines symbolischen Vatermordes, damit aus der Vaterhorde ein Brüderclan wird. Diese Interpretation ist damit die einzige Erklärung für die Irrationalität von Tells Verhalten und das Fehlen des Zusammenhanges zwischen seiner Einzelaktion und der Rütlihandlung, die in der Sekundärliteratur allgemein zugegeben wird (Kaufmann 1993: 143-154).

Die Opposition zwischen den Polen des Feindbildes und des Selbstbildes ist so stark, dass sogar die Brüche in der Geschichte der Nation verdeckt werden, so die Ablehnung der Habsburger und die Treue zu dem Kaiser.¹⁸¹ Ein anderer solcher „Bruch“ ist die ständische Differenzierung des „Hirtenvolkes“, die auch in der Nationalgeschichtsschreibung und deren Bauernideologie bzw. in Vorstellungen von den „bäuerlichen Adligen“ nivelliert wurde. Die Spannung zwischen den Leibeigenen wie Melchtal und den Kleinadligen bzw. dem Bannerherrn von Attingshausen und seinem Neffe Rudenz ist sogar in der Tagung auf dem Rütli spürbar (Ulrich der Schmied, der Älteste der Versammelten ist „nicht freien Stands“ [1141] und kann daher kein Amman werden). Damit die beschworene Freiheit jedoch frei von Widersprüchen bleibt, wird der Adel nicht politisch, sondern moralisch interpretiert (915-920); charakteristischerweise ist Attingshausen eher als eine Vater-Figur beschrieben, die den Frühtrunk erst mit den Knechten teilt (754): „obgleich von hohem Stamm, Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten“ (337-338). Die „unterdrückende“ Funktion des Adels wird daher als unschweizerisch, als Eigenschaft des „Feindes“ empfunden: Attingshausen beschuldigt Rudenz, der den Landammen mit Verachtung anblickt (782) damit, dass er ein „Fremdling nur in diesem Hause“ sei (776), und prophezeit vor seinem Tode die Verwischung ständischer Unterschiede in der (schon anders bewerteten) Zukunft (2431-32). Der Schluss der Handlung (Rudenz erklärt alle seine Knechte frei) ist als Sinnbild der gewünschten nationalen (standesumfassenden) Integration zu deuten, da es auf der kollektiven Ebene verwirklicht, was in der Rütli-Szene individuell geschah: Meier von Sarnen und der Altlandamman Reding vergessen ihren Streit um ein altes Erbstück, denn „wir sind Feinde vor Gericht, Hier sind wir einig“ (1089-1090). Diese national integrative Homogenisierungsfunktion des Feindbildes manifestiert sich symbolisch auch darin, dass Gesslers Hut, der als Sinnbild der Tyrannei verspottet wurde, jedoch als Prototyp der nationalen Symbole zu deuten ist, Tells Armbrust ähnlich, als „ewig Zeichen“ „an heil’ger Stätte aufbewahrt“ (2922,3139) wird. Die von den zwei Gegenständen symbolisierten Gestalten erhalten schon in der Dramenhandlung eine Relevanz als Denkmäler, Objektivierungen des nationalen Gedächtnisses, was offenbar ein Spur der Praxis des 19. Jahrhunderts ist (Auf den Freiheitsbäumen, die in der Helvetischen Republik aufgestellt wurden, stand in der Regel eine Jakobinermütze, die als Freiheitshut oder „Tellenhut“ interpretiert wurde – Utz 1985: 206).

¹⁸¹ In der Tat war der Habsburgerfürst in Personalunion deutscher Kaiser. Durch die oben erwähnte zweifache Haltung wird die Sezession der Schweiz positiv bewertet und das Land zugleich als Teil des deutschen Kulturraums begriffen (Kaufmann 1993: 97). An einer anderen Stelle heißt es über Gesslers Hut: „Wär’s doch die kaiserliche Kron! So ist’s Der Hut von Österreich“ (407-408). S. noch die Verse 184-185: „Schwört nicht zu Österreich, wenn Ihr’s könnt vermeiden. Haltet fest am Reich und wacker wie bisher“.

II.2.3. Die Satire von Frisch als Dekonstruktion des schillerschen Textes

In Max Frischs 1971 publiziertem *Wilhelm Tell für die Schule* wird die Geschichte des Vogts über den Sommer des Jahres 1291 erzählt. Der Text ist mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat belegt, entdeckt die Inhalte der nationalen und der schillerschen Sinnkonstruktionen destruktiv und subvertiert ironisch die rhetorischen Strategien der Nationalisierung in der Geschichtsschreibung und der Schule. Die erzählten Ereignisse des Frisch-Textes stimmen grundsätzlich mit der Handlung des Schiller-Dramas überein: die Geschichte findet im Sommer 1291 statt, mit der Apfelschuss-Szene als „Höhepunkt“ und der Vogt-Tötung als „Schlusszene“ der Erzählung.¹⁸² Da aber ein relevanter Teil des Textes intern fokalisiert ist, d.h., im Gegensatz zu dem Titel aus dem Blickwinkel des Habsburgischen Vogtes erzählt wird, erscheinen die zentralen Topoi der Narration der Schweizer Nation und des schillerschen Textes: die Alpen und das Hirtenvolk destruktiv uminterpretiert.

Die Alpen, die bei Schiller, wie erwähnt, mit moralisch-politischen Tugenden verschränkt werden, erscheinen hier im Text eines Mannes „ohne Sinn für Landschaft“ (407¹⁸³), der eine eigenartige, eine tödliche „Schweizerreise“ unternimmt. (In diesem Sinne wäre der Text auch der traditionellen Form der Reisesatire zuzurechnen, wo aus einer fremden Beobachterperspektive Kritik ausgeübt wird.) Der Vogt (im späteren Konrad) sehnt sich „Tag für Tag nach dem flachen Lande“ (429); das dunkle Tal von Uri erscheint ihm „als das Ende der Welt“ (407) und „wenn er zum Himmel schaute, kam es ihm vor, als wäre er in eine Zisterne gefallen“ (412) Schillers natürlicherweise tugendhafte Alpenbewohner sieht er als mürrische, fremdenfeindliche, humorlose Schwachköpfe (415-416). Die Rhetorik der biologischen Determination des Rassendiskurses der 30er Jahre wird hier ironisch uminterpretiert – der „homo alpinus helveticus“ ist gerade der Natur gemäß alles andere als heroisch: „Je enger die Täler, desto kränkbarer sind die Leute“ (407), „Wenn er die sturren Felsen sah und das Geröll, [...] verstand er, dass sie mürrisch waren“ (415). Die schillerschen „Nationalhelden“ erscheinen profanisiert: Baumgarten als „ein kleiner Bauer mit rotem

¹⁸² Szenen, die ihre „Entsprechung“ in Schillers Text haben, sind u.a. die Tagung bei Attingshausen, die Apfelschuss-Szene, das Sterben des Vogts unter der Anwesenheit von Kindern, die Baumgarten- und die Melchtal-Geschichten.

¹⁸³ Die Zitatnachweise im Hinblick auf *Wilhelm Tell für die Schule* erfolgen in Klammern im Text. Die Seitenangaben stammen aus Frisch 1998

Kopf”(451), Berta von Bruneck als redsame alte Jungfer und Tell als „breitbeiniger Armbrust Vater”(427), der den Gruß aus Unachtsamkeit unterläßt doch dem Wunsch des Publikums folgend seine Verhaftung provoziert. Die national integrative Logik der Naturalisierung, die in Schillers Text vorbildlich funktionierte, wird hier umgekehrt: das kausale Verhältnis zwischen Natur und Mensch, die Kontinuität von Vergangenheit und Gegenwart erscheinen als eine notwendige und unvermeidbare Tradierung von Inhalten mit negativem Vorzeichen. So die Kommentare der Anmerkungen: „Neutralität als urschweizerische Denkart ist Grund für die strikte Nicht-Integration der Schweiz in der UNO”(419) oder „Nicht zu Unrecht haben die palästinensischen Attentäter, die in Zürich am 18. Februar 1969 aus dem Hinterhalt ein startendes EL-AL Flugzeug beschossen, sich auf Wilhelm Tell berufen. Die Vogt-Tötung bei Küssnacht, wie die schweizerischen Chroniken sie darstellen, *entspricht* den Methoden der El-Fatah”(467).¹⁸⁴

Der Rütlichschwur wird konsequenterweise nicht in Szene gesetzt; die nationale Deutung des 1. August wird in Konrads Erzählung von Einzelheiten des Alltags der ahnungslosen Bauer subvertiert: „Es roch, wie immer nach Heu, und man hörte, wie die Knechte ihre Sensen dengelten; Fledermäuse schwirrten” (445). „Unter anderem spielte er (Konrad) mit einer schwarzen Katze, pflegte endlich wieder einmal seinen Bart, usw.” (ebd.) - ihn störte nur „eine Schmeissfliege, die in der Kammer sirrte und sich nicht erwischen liess” (444). Die heroische Interpretation ist nur durch ihren Mangel anwesend: „Keine feierliche Ahnung erfüllte die Lüfte, nur das sommerliche Summen von Schmeissfliegen um den besonnenen Mist” (ebd.). Die kanonische Geschichte vom Apfelschuss wird von einem alternativen Geschehen, einem sinnoffenen Happening¹⁸⁵ subvertiert: Konrad und Tell verlieren die Regie, zur Auseinandersetzung kommt es nicht absichtlich, der Apfelschuss findet gar nicht statt. Hier wird literarisch belegt, was Frisch in seiner Schillerpreis-Rede 1965 über die Schweizer Gründungsgeschichte bemerkte: „die Eidgenossenschaft [...] ist eben ihrem Ursprung nach nicht ideologisch, sondern ein Fall, der nachträglich ideologisiert worden ist, ein geschichtliches Happening, Resultat einer Rebellion, aber nicht einer Revolution” (Frisch 1998: 363). (Eine wichtige Art der Subversion der mit dem Tell-Mythos legitimierten Tugenden bedeuten außer der Perspektive des Vogtes die Fußnoten, die anhand

¹⁸⁴ Die gleiche Funktion erfüllen die Fußnoten 11, 16, 28 und 36. Interpretiert man jedoch diese Stellen nicht als ironisch, so wird der Text auch als „Requiem auf die Satire“ lesbar. S. Szabó, János. 1993. „*Wilhelm Tell für die Schule“ oder Requiem auf die Satire*. In: Bassola, Péter et al. (Hg.) *Im Zeichen der ungeteilten Philologie. Festschrift für Professor Dr. sc. Karl Mollay zum 80. Geburtstag*. Budapest Beiträge zur Germanistik. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Loránd-Eötvös-Universität, Budapest: 321-332.

¹⁸⁵ Über das Verhältnis der mythischen und literarischen Geschichtsformationen im Happening des 1. August im Text s. Schuhmacher 1979

der Geschichte Konrads die Freiheit, Demokratie, Unabhängigkeit, usw. kritisch demontieren – diese werden unter dem folgenden Punkt näher betrachtet.)

Nicht nur der von der Nation konstruierte Sinn sondern auch die schillersche Sinnggebung oder die eindeutige Sinnkonstruktionen als solche werden im Text erschüttert: die bei Schiller romantisch geschilderte leidenschaftliche Liebesbeziehung zwischen Berta von Bruneck und Rudenz wird zu einem langweiligen Verhältnis, das auf dem Geldgier des jungen Rudenz beruht (415). Die in Schillers Text spürbaren, jedoch nivellierten oder verdrängten Widersprüche, so die ständischen Unterschiede im „freien“ „Hirtenvolk“ oder die Diskrepanz zwischen Tells Einzeltat und der Rütli-Handlung werden hier entblößt, indem Tell als unannäherbarer Einzelgänger beschrieben wird und Attingshausen als Grund- und Leibherr, dem seine Leibeigenen mit Frondiensten und Abgaben dienten (413).¹⁸⁶

Der Fokuswechsel bewirkt somit, dass das Andere, die Abgrenzung oder die Tötung von dem bei Schiller identitätsstiftend wirkt, aus dem Bereich des Fremden in jenes des Eigenen gelangt, wobei das Eigene kein Kollektivum darstellt, sondern sich auf die private Persönlichkeit reduziert. Der Prozess der „Bekehrung“ zur Nation, der sich bei jeder Figur des schillerschen Textes vollzog und aus der Grenzverwischung zwischen dem primären und dem sekundären Interesse, dem privaten und dem öffentlichen, gesellschaftlichen „Körper“ bestand, kehrt sich hier damit um. Gessler tritt nämlich aus seiner (in Schillers Text fixierten) öffentlichen Rolle des Vetreters eines Kollektivums und einer Ideologie aus, und enthüllt sich als privates Individuum, das schließlich der „nachträglichen Ideologisierung“, dem sekundären Interesse zum Opfer fällt: „Persönlich hatte er kein Interesse daran, dass Habsburg sich dieses Tal von Uri untertan machte, im Gegenteil. das hätte bedeuten können, dass er, Ritter Konrad oder Grisler, auf Lebenszeit in dieses Tal versetzt worden wäre - ein Gedanke, der ihn bei hellichem Tag rücklings aufs Bett warf...“ (429) Frischs Text operiert so mit jenem Verfahren der „Re-privatisierung“, das für die „postnationale“ Konstruktion narrativer Identität von Kollektiva typisch ist und das Frye folgenderweise definiert:

„All through human history secondary concerns have kept an ascendancy over primary ones. We prefer to live, but we go to war; we prefer to be free, but we may accept authority to the point of losing our freedom [...]. The century that has produced atom bombs [...] is the first

¹⁸⁶ Unerwähnt blieben noch zwei Abweichungen von dem Drama: Gessler ist bei Frisch selbst Vater (433), bei Schiller jedoch kinderlos (1901). Der Gesslerhut ist ferner im Schillerschen Text kein kaiserlicher, sondern Habsburgerhut, bei Frisch jedoch umgekehrt (452).

period in history we know of when humanity has been compelled to face the conclusion: primary concerns must become primary. or else” (Frye 1990: 120).

Die Demontage des nationalen Gründungsmythos bewirkt daher nicht nur die Destruktion von dessen Inhalten, sondern konstituiert dadurch neue, nicht-substantialistische, dynamische Wege zur Identitätskonstruktion. In diesem Sinne gibt Frisch als Grund für die Notwendigkeit der fortlaufenden Neuinterpretationen und Neuschreibungen der Tell-Geschichte nicht deren zweifelhafte Faktizität an, sondern die Tatsache, dass sie „dem schweizerischen Selbstverständnis heute eher im Weg steht” (Frisch 1998/2: 509).

Das erste Verfahren, mit dem in Frischs Text „die öffentliche und nationale Geschichte lückenlos reprivatisiert und entnationalisiert” wird (Schröder 1978: 241), ist der Fokuswechsel, das zweite ein Hauptprinzip der Satire: die Subversion, die Parodie der Romanze durch ihre Konfrontation mit realistischen, kontingenten, körperlichen Inhalten.¹⁸⁷ Die vorgestellte Subversion der nationalen Sinnkonstruktion wird beinahe immer von dem privaten, irrationalen menschlichen Körper vollgezogen, der zwar durch die nationale Sinnggebung in den kollektiven „Körper” der Gesellschaft integriert und als sozialer Körper vom Diskurs der Nation identifiziert werden kann, doch die Nation weiterhin mit Subversion droht. Auch die einzige Stelle im Text, die in erster Person erzählt wird, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Verdrängung des Körpers: die Anmerkung 21, die von einem Kriegserlebnis berichtet. Als Soldaten an einem Dorfbrunnen den nackten Oberkörper waschen wollten, beschwerte sich der Priester über das „lasterhafte Treiben, das die Weiber des Dorfes verderben würde” (423) – diese „hätten in ihrem Leben noch niemals gebadet und stünden unter dem Segen Gottes”(ebd.) Es wurde bereits geschildert, wie in Schillers Text das Private ins Nationale umgekehrt wurde; Frischs Text destruiert dahingegen diesen Diskurs der Nationalisierung indem er den autonomen, privaten Körper ins Zentrum der Fokalisation stellt. Konrad wird beinahe in jedem Kapitel einen „dicklichen Ritter”¹⁸⁸ genannt, er leidet immer wieder von Föhn und Kopfweh, und fühlt sich körperlich unsicher und unangenehm, was auch den kanonischen Sinn des tyrannisch-heroischen Ritters unterdrückt. Die Hirtenidylle wird in Konrads Bemerkungen über die Inzucht in den Tälern (409), die Kröpfe der Bauer (ebd.) zerstört; der Habsburger, der bei Schiller eine Schweizerin vergewaltigt,

¹⁸⁷ Die Gattungsdefinitionen beruhen ebenfalls auf Fries Bestimmungen. Das zentrale Prinzip der Ironie und der Satire ist nach ihm „das Aufprägen romantischer, mythischer Formen auf einen realistischen Inhalt, der es ihnen auf unerwartete Weise fügt. Niemand, so sagt Don Quijote, fragt in einer Romanze danach, wer dem Helden das Logis bezahlt” (Frye, Northrop. 1964. *Analyse der Literaturkritik*. Stuttgart: Kohlhammer: 227).

erscheint in Konrads Geschichte als Homosexueller (423), Tell als ein Choleriker (451), während Konrad melancholisch (412) ist. Der alte Herr Attingshausen, der in Schillers Text sogar über die Zukunft der Eidgenossenschaft zu berichten vermag, wiederholt hier während der Konferenz zu Attingshausen (436-437) den gleichen Satz („Wie vor des chünges zyten“), nicht aber weil er, wie bei Schiller, auf den Tugenden der Vorväter besteht, sondern weil er schwerhörig ist und demzufolge keine sinnvolle Kommunikation führen kann. Das treffendste Beispiel für die Subversion des nationalen Sinns durch die Kontingenz des Körpers bietet Konrads tödliche Krankheit (Gelbsucht oder Hepatitis), die er gegen die Mitte der Geschichte erfährt. Die Ironie dieses Todes vernichtet die heroische Interpretation des nationalen Mythos und dessen Konservierung: Konrad hätte *ohnehin* – auch ohne Tell – genau unter den gleichen Umständen sterben können. Seine Krankheit, die privat erfahrbare Kontingenz, vernichtet die nationale Sinngebung genau so, wie Fabers Magenkrebs die eindeutige, stabile Weltdeutung der Protagonisten von dem Roman *Homo Faber*.

Aufgrund der Überlegungen George L. Mosses wurde bereits vorgestellt, dass im nationalen Diskurs der (überwiegend männliche) Körper idealisiert und ihrer Sinnlichkeit beraubt wurde. Die Nation musste, um als Ordnungsprinzip bestehen zu können, dem Körperlichen zu einem der Normalitätskriterien machen und mit dem Bild des beherrschten und betont männlichen (und daher gesunden), jedoch weder sinnlichen noch irrationalen Körpers operieren. Der unkontrollierbare und erotische Körper, die groteske Gestalt des Leibes, die das Wesen des karnevalistischen Bereichs bedeuteten, hatten, so Bachtin, keinen Platz mehr im Kanon der eindeutigen, ernsthafte, wohlstandigen Rede der Neuzeit und auch der Nation. Auf der literarischen Ebene entspricht diese Tendenz dem Fehlen jener (ambivalenten, körperlichen) Inhalte in der Romanze, die in der Satire Anlass zur Parodie bieten, und diese Parodie zielt nicht nur auf die Romanze, sondern auch auf die stabile Sinngebung und die Nation. Frischs satirische Individualgeschichte, die Schillers nationale Romanze parodiert, gibt den karnevalistischen Inhalten – den konkret und sinnlich erlebbaren Sinnoffenheit, der ambivalenten Körperlichkeit, der Familiarisierung und der Profanation (Bachtin 1969: 49) – Raum, die in Kellers Beschreibung des Tellspieles noch deutlich verdrängt und überwunden wurden.

II.2.4. Parodie der Rhetorik der Nationalgeschichtsschreibung im Erzähldiskurs

¹⁸⁸ Das Attribut betrachtet Frischs selber als Garant für die Aufhebung des Feindbildes – der weder dicke noch schlanke Konrad ist nach ihm apriorisch der Gegenteil der Heldenfigur. (Bloch & Bussmann 1972: 27).

Frischs Dramaturgie der Permutation ist als ein Versuch zu verstehen, die sichere Sinnggebung durch das „Imperfektum, das Geschichtlichkeit vorgibt“ (Frisch 1998: 326) aufzugeben und durch die Darstellung von Möglichkeiten zu ersetzen, wie es mit seinen Texten *Biografie: ein Spiel* oder *Mein Name sei Gantenbein* zu belegen ist. Im *Wilhelm Tell für die Schule* wird dieses „täuschende“ epische Imperfektum nicht aufgegeben, sondern mit ironischer Überbetonung beibehalten, unter dem „Motto“: „Wenn die Historiker behaupten können: das ist so, dann kann ich im Imperfekt behaupten: so und so war es. Wer hat Recht? Wohl niemand.“¹⁸⁹ (Bloch & Bussmann 1972: 28). Dadurch werden die rhetorischen Verfahren der Nationalgeschichtsschreibung – die Trennung zwischen faktuellen und fiktiven Narrativen und der Glaube an einen objektiv vermittelbaren, primär zur Sprache existierenden Sinn – freigelegt und jene Sinnoffenheit erreicht, die auf der Ebene des Geschehenen durch die „Reprivatisierung“¹⁹⁰ der nationalen Geschichte erfolgte.

Im Text werden „fiktionale“ und „faktische“ Geschichten vermischt und die Rhetorik der wissenschaftlichen Objektivität durch ironische Imitation entdeckt und destruiert, was einerseits durch die Interpretation der transtextuellen Beziehungen (des Fußnotenapparats) und des Erzähldiskurses belegbar ist. Die starke transtextuelle Kodierung des Textes markieren dessen Paratexte: der Titel, der Schillers *Wilhelm Tell* als wichtiger Ansatzpunkt zum Textverstehen deutet und der auffällig lange Anmerkungsapparat: 74 Fußnoten. Die Analyse der Anmerkungen mit Genettes Termini führt zu einem kaum übersehbaren Schema, was die Subversion der Unterscheidung zwischen faktualen und fiktionalen Erzählungen sowie der Logik der transtextuellen Beziehungen andeutet.

Ein Teil der Anmerkungen ¹⁹¹ funktioniert rein als Kommentar, als Metatext, z.B. die Anmerkung 33: „Gemeint ist die Zeit des Interregnums: 1245 (Absetzung Friedrichs II. durch den Papst) bis 1273“ (438). Die Mehrheit der Anmerkungen sind aber zugleich Intertexte, da

¹⁸⁹ Die Reflexion über das Imperfektum im Falle eines schweizerdeutschen Schriftstellers liegt auch sonst auf der Hand: das Schweizerdeutsche kennt diese Vergangenheitsform im Gegensatz zum (in der Schweiz nur geschriebenen) Hochdeutschen nicht. Die Konsequenzen der medialen Diglossie in der Schweiz rekurrieren auch diesmal (wie im allgemeinen im Schreibprozess) auf grundlegenden Einsichten über die Sprache und Sinnggebung.

¹⁹⁰ Diese „Reprivatisierung“ hat eine literarische Tradition; erwähnt seien an diesem Punkt nur Robert Walsers Texte *Wilhelm Tell* (Greven, Jochen (Hg.). 1978. *Robert Walser. Das Gesamtwerk*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. Bd. 11. 261-262) und *Tell in Prosa* (ebd., Bd.1. 258-260). Im Ersteren wird so die Frage gestellt, „ob etwa der Herr Landvogt eine hübsche Frau gehabt habe. [...] 'Des Landvogts Frau interessierte sich für den Tell lebhaft', meine ich einst geschrieben zu haben“ (269). Ferner wird jene Binarismus des Guten und des Bösen überwunden, die die Tell-Geschichte und deren Rezeption prägt, indem angenommen wird, dass „beide [Tell und Gessler] ein Unzertrennliches, Einheitliches bilden: um einen Tell hervorzubringen, bedurfte die Geschichte eines Landvogts. Einer ist ohne den andern undenkbar“ (270).

¹⁹¹ Gemeint sind die Anmerkungen 10, 11, 13, 17, 20, 33, 44, 45, 50, 53, 54, 57, 61, 65, 66, 69, 71, 74

sie Zitate von anderen Texten enthalten, die selbst gegenwartskritisch kommentiert werden. Die Intertexte der Fußnoten sind erstens die Chroniken: Hypotexte von Schillers und Frischs Texten. Am wichtigsten sind die Schweizer *Chronik von Aegedius Tschudi (1571)*, zitiert in den Fußnoten 3, 8, 39, 42, 58, 60, 64 und 70, bzw. *Das weisse Buch von Sarnen (1470-72)*, das in den Anmerkungen 1, 19, 22, 23, 28, 39, 47, 48, 64 und 70 zitiert wird und dessen Tell-Episode auch anderen Chronisten als Grundlage diente.¹⁹² Die Zitate der Anmerkungen sind zweitens die von Historikern des 19. und 20. Jahrhunderts, die den Text von Frisch sowie dessen Hypotexte kommentieren, folglich auch Metatexte sind. Am häufigsten wird Karl Meyer zitiert (in beinahe 20 Fußnoten¹⁹³), der die Gründungsgeschichte der Schweiz mit den Chroniken zu illustrieren suchte und somit zum wichtigsten „Feind“ der „kritischen Schule“ des positivistischen Historikers Kopp wurde, auf den in der Anmerkung 55 hingewiesen wird.¹⁹⁴ Die Anmerkungen enthalten drittens zeitgenössische Zitate, die den Tell-Mythos und seine nationale Aneignung kritisch kommentieren, so Robert Walser in der Anmerkung 25: „Ich bin zum Beispiel überzeugt, dass, um aus Wilhelm Tell zurückzukommen, der Schweizer, der die Freiheit liebt, dem eine verhältnismäßig interessante Behausung bewohnenden Landvogt viel zu verdanken hat, indem letzterer ersteren zu Taten, usw. anspornte.“ (428).¹⁹⁵ Einen dritten Typ der nicht eindeutig zu klassifizierenden Anmerkungen (die ersten beiden waren die Metatexte/Kommentare und die Intertexte/Zitate) bilden jene Erzählungen, die ein eigenes (intradiegetisches), (para)textuelles „Leben“ führen: die Sagen (zitiert in den Anmerkungen 15, 16, 31); die „Ich-Erzählung“ einer Episode, die den „Haupttext“ kommentiert und schon näher betrachtet wurde (Anmerkung 21) und drei Geschichten der Schweizer Helden Baumgarten, Melchtal und Stauffacher, die aus den Hypotexten des Schillerschen Dramas zitiert werden und auch Hypotexte des Frisch-Textes sind (Anmerkungen 19, 22, 18). Schließlich ist festzustellen, dass alle Fußnoten (Paratexte) auch eine architextuelle Funktion erfüllen, sie sind nämlich in diesem Masse Charakteristika von „wissenschaftlichen“ Texten – die imitierte Objektivität der wissenschaftlichen Narration wird aber im Frisch-Text ironisch destruiert. Diese Entdeckung der sprachlichen Verfahren des Historismus (Objektivität, Kontinuität) erfolgt grundlegend auf drei Weisen. Der Fußnotenapparat funktioniert erstens nicht als Fußnotenapparat; zweitens wird die Kontinuität der nationalen Rhetorik ironisch uminterpretiert und die „faktuelle“ Erzählweise erscheint schließlich subvertierend immer wieder im „fiktionalen“ Haupttext, wodurch die

¹⁹² Zu den zitierten Quellen s. Nigg 1982.

¹⁹³ Gemeint sind die Anmerkungen 1, 2, 4, 5, 7, 22, 28, 29, 30, 32, 35, 37, 41, 46, 49, 51, 56, 62 und 67.

¹⁹⁴ Nigg 1982, 274.

Oppositionen fiktiv-faktisch, Haupttext-Anmerkung sowie die angestrebte textuelle Kohärenz der nationalen Erzählung und des Historismus erschüttert werden. Die Fußnoten bieten statt Erklärung die Entdeckung deren Unmöglichkeit: der gleiche Satz wird mit mehreren Fußnoten, so mit mehr Bedeutungen versehen, wie zum Beispiel „wie vor des chünges zyten“ (436-437), der dreimal mit Fußnoten belegt wird. Die Grenze zwischen den Fußnoten und dem Haupttext ist nur optisch wahrzunehmen: Figuren und Schlussfolgerungen in Fußnoten der früheren oder späteren Kapitel erscheinen im Bewusstsein der Figuren im Haupttext, und die Anmerkungen sind in der Regel länger als der Haupttext, der – im Gegensatz zu den provozierten „faktischen“ Narrativen – ohne Fußnoten schwer zu verstehen ist. Damit lässt der Text immer wieder auch die Zerstörung jener Linearität des Lesens erfahren, die als paradigmatische Zeitlichkeit der Nation und der schriftlichen Kultur zu betrachten ist. Ferner bietet Max Frischs *Wilhelm Tell für die Schule* ein Musterbeispiel für jene „re-kontextualisierende Historisierung“, die Aleida Assmann der „de-kontextualisierenden Ästhetisierung“ gegenüberstellt und durch die Wahrnehmung von Anachronismen, ein kritisches Verhältnis zu den Quellen und Interesse an kausalen Erklärungen kennzeichnet (Assmann 1999: 120, 121).

Die Verschränkung des „auktorialen“ (nicht fokalisierten) Erzähldiskurses mit den intern fokalisierten, fiktionalen Stellen des „Haupttextes“ verwischt die erwähnten Oppositionen sogar deutlicher als die geschilderte Subversion der Objektivität und Kontinuität. Bereits der erste Satz des Textes demonstriert die Präsenz eines „auktorialen“ Erzählers im Haupttext:

„Wahrscheinlich Konrad von Tillendorf, ein jüngerer und für seine Jahre dicklicher Mann, damals wohnhaft auf der Kyburg, vielleicht auch ein anderer, der Grisler hiess und in den gleichen Diensten stand, jedenfalls aber ein Ritter ohne Sinn für Landschaft ritt an einem sommerlichen Tag des Jahres 1291 durch die Gegend, die heute als Urschweiz bezeichnet wird.“ (407)

Der „auktoriale“ Erzähler imitiert das akkurate historistische Streben nach der Objektivität (die Liste der alternativen Namen wird im Laufe des Textes wiederholt und auch erweitert) und kommentiert die Geschehnisse im Bewusstsein von (Konrads Determiniertheit von) dem

¹⁹⁵ S. noch das Zitat von Peter Bichsel (Anmerkung 59) und Zitate aus der Tagespresse (Anmerkung 46).

Prätext und dessen „nachträglicher Ideologisierung“¹⁹⁶. So weiß der Leser bereits im ersten Kapitel von den späteren Ereignissen Bescheid (Konrad wird von Tell erschossen), im Gegensatz zu Konrad, der als private, fiktionale Person die final oder nicht kausal motivierten Handlungen der Schweizer nicht verstehen kann: „Er wusste nicht, was mit ihm los war.(...) Es war, als stehe die Zeit“ (426), „er verstand nicht, was sich ereignet hatte“ (466) und „wunderte sich verständnislos“ (416). (Dieser Unsicherheit entspricht auch die fehlende Identität seines Namens.) Nur der Leser hört den Kommentar des Erzählers: „Er (Konrad) ahnte offenbar nicht, dass er sich in der Urschweiz befand, also an der Geburtsstätte unserer Freiheit.“(415) oder: „eine Ahnung, was ihn in diesen Waldstätten erwartete, hatte [...] [er] nicht, nämlich als er in der Kapelle kniete, betete er nicht für seine Person, sondern bekreuzigte sich in der allgemeinen Hoffnung auf bessere Zeiten“(412). Zwar dominiert im Text die begrenzte Wahrnehmungsweise Konrads und seine Vertextlichung des Geschehens, doch wird seine Erzählung wiederholt von den Fußnoten und auch von der sarkastischen Stimme der faktualen Erzählung unterbrochen, was auch die Durchsetzung der kanonischen Interpretation des Geschehens (der finalen Motivation der Ereignisse) bezeichnen kann.

Die Rhetorik der Faktizität, deren Imitation in den Fußnoten und den Aussprüchen des „auktorialen“ Erzählers im „Haupttext“ beschrieben wurde, wird ironisch auch indem sie mit der internen Fokalisation der konradschen Geschichte noch enger verschränkt wird. Das Streben nach der objektiv-geschichtlichen Erzählweise kommt nämlich nicht nur in den behandelten Fußnoten und Kommentaren im Haupttext vor, sondern gerade an jenen Stellen der Geschichte von Konrad, welche die deutlichsten Merkmale der Fiktionalität tragen. Diese Textstellen charakterisiert eine verringerte Erzählgeschwindigkeit bei der Schilderung performativer Einzelheiten des Alltags und gleichzeitig die Sprache der (pseudo)geschichtlichen Objektivität, wie die (von mir) hervorgehobenen Stellen in den folgenden Zitate demonstrieren. „Der junge Rudenz, [...] packte jetzt einen Imbiss aus dem Lederbeutel, [...] *wahrscheinlich* Käse und Brot, auch harte Eier“(408); „Eine Schmeissfliege, die in der Kammer sirrte und sich nicht erwischen liess, hinderte den dicklichen Ritter, politisch zu denken; er vermochte nur zu hoffen. *Übrigens war es keine Schmeissfliege, sondern eine Hummel*“ (444); „Sein Gesicht war jetzt verschmiert, Blut mit Tannennadeln, da er *vermutlich* mit seiner Hand versucht hatte, eine Schmeissfliege zu vertreiben“ (469). Den ironischen Wechsel in der Narration (das Nebeneinander der intern fokalisierten und der nicht

¹⁹⁶ Frisch 1965, 363.

fokalisierten Stellen) sowie das ironische Streben nach der Objektivität der „offen“ fiktionalen Stellen veranschaulicht treffend das folgende Zitat:

„Als sie entlang der Reuss gegen Altdorf ritten, fragte der dickliche Ritter, ob es in diesen Tälern viel Inzucht gebe. Die Auskunft der jungen Rudenz ist nicht überliefert. Hingegen soll der Herr Vogt kurz darauf sein Pferd angehalten haben, um zu sagen: Diese Berge, ringsum diese Berge!“ (409)

Die Verwischung der Diskrepanz zwischen der Hypothetizität der Fiktion und der historistischen Bemühung um Faktizität erfolgt durch die ironische Imitation der sprachlichen Strategien der Nationalgeschichtsschreibung: die Verwendungen des Imperfekts in Konrads Erzählung, in dem nationalen Diskurs oder in Schillers Text erscheinen damit im Sinne des Max Frisch-Zitats am Anfang des Kapitels als gleichberechtigt.¹⁹⁷ Zudem verwendet der Erzähler offen und oft Anachronismen¹⁹⁸ („Konferenz“ - 436, „freies Wochenende“ - 461, „Kollege“ - 420, „Streik“ - 444), was der Vermischung des fiktiven und faktuellen Diskurses ähnlich eine Strategie der Nationalgeschichtsschreibung, nämlich den Präsentismus parodiert.

Der Text entdeckt auch den „metaphorischen Charakter“ (White 1991: 109) der geschichtlichen Narrativen, den Hayden White beschrieb. Er geht bekanntlicherweise davon aus, dass Literaten und Historiker neutrale Ereignisse auf die gleiche Weise: narrativ interpretieren, in eine Geschichte vertextlichen, die später interpretierbar und ideologisiert wird (White 1994: 10-12). Der Historiker operiert nämlich mit Erklärung durch narrative Modellierung, indem er die Fabel der Ereignisse mit der Handlungsstruktur einer Komödie, Tragödie, Satire oder Romanze ausstattet und damit die Geschichte mit einer Bedeutung versieht (White 1994: 21). Eine geschichtliche Narrative zum Beispiel dann als tragisch zu interpretieren, wenn der Historiker das Ereignis in ein tragisches Handlungsschema integriert. Der Text des Geschichtsschreibers wird folglich metaphorisch, da die Be-Deutung des Ereignisses auf der Ähnlichkeit mit dem Handlungsschema von literarischen Geschichten

¹⁹⁷ Der Text geht eigentlich noch weiter: sogar die Strategie der faktualen Verstellung des „Fiktiven“ wird mit einem ironisch objektiven „faktischen“ Argument legitimiert; demzufolge wird die Unterscheidung zwischen dem „fiktiven“ und „realen“ Geschehen unmöglich. Die Anmerkung 41 zitiert Karl Meyer: „Ganz grosse Geschehnisse mögen sich abespiegelt haben, ohne dass sie in den überlieferten Dokumenten durchschimmern“. Im Sinne des Historikers wird die „Geschichtlichkeit“ des Kapitels über jene Konferenz zu Attingshausen „legitimiert“, deren Überlieferbarkeit konkrete Umstände hindern: der Tod der Teilnehmer (Konrad, Herr Attingshausen) kurz nach dem Ereignis.

¹⁹⁸ Nicht nur die oben aufgelisteten sprachlichen Ausdrücke sind anachronistisch, auch das Geschehen ist „ungleichzeitig“, da Konrads Schicksal von dem Schillerschen und dem mythischen Prätext (der in den Fußnoten von Anfang an bekannt gegeben wird) schon am Anfang der Erzählung determiniert ist.

beruht (White 1991: 104-105). Die Ereignisse der Befreiung der Urschweizer Kantone wurden in Schillers literarischem Text als eine Romanze und in der Nationalgeschichtsschreibung als Komödie strukturiert. Die tiefe Struktur der Komödie – die dreifachen Gliederung „von einem Zustand äußeren Friedens über die Enthüllung des Konflikts bis zu seiner Auflösung mit der Einrichtung einer wahrhaft friedlichen Gesellschaftsordnung“ (White 1994: 232) – entspricht nicht nur dem identitätsstiftenden Prozess der (Initiations)Riten im Allgemeinen, sondern der entelechischen Vorgehensweise der nationalen Geschichtsschreibung, deren Modell auch die dreifache tiefe Struktur des schillerschen Textes (Natur-Widernatur-ideale/natürliche Gesellschaftsform) ist. Frischs Text ist dahingegen, wie bereits geklärt, in literarischer Hinsicht eine Satire, eine Parodie der Romanze, die „die normalen Erwartungen an den Ausgang des Schauspiels, wie anders (als Romanzen, Komödien oder Tragödien) strukturierte Fabeln sie erzeugen, gerade enttäuscht“ und damit auf der „endgültigen Unzulänglichkeit“ jener Weltdeutungen beharrt, die „in Romanze, Tragödie und Komödie dramatisch entfaltet werden“ (White 1994: 22, 24). (Das Ende, Konrads Tod ist gerade wegen seiner tödlichen Krankheit alles andere als tragisch: er hätte sowieso sterben müssen). Der Erzähldiskurs dieser Satire ist aber auch als Ironie der komischen Handlungsstruktur der geschichtlichen Narrativen zu deuten: die Ironie manifestiert sich in der geschilderten Umkehrung und Beibehaltung von der Rhetorik der Kontinuität, Homogenisierung oder Naturalisierung.¹⁹⁹ Außerdem werden in Frischs Text die beiden Handlungsschemata der Satire und der Komödie bzw. Romanze, diese zwei Wege der narrativen Strukturierung der gleichen Ereignisse, ihre Rhetorik zusammenmontiert. Das „Medium“ dieser Montage oder Konfrontation ist die Figur von Konrad selber.

Ein gutes Beispiel für die Diskrepanz zwischen den beiden Deutungsarten (der nationalen und „komischen“ bzw. der „reprivatisierten“ und „satirischen“) der Tell-Geschichte bietet die Unmöglichkeit der Kommunikation zwischen Konrad, der satirisch erzählten Figur, und den Schweizern, die nach der „Nationalromanze“ handeln und ihre Sprache sprechen. Die Tatsache, dass zwischen der Rhetorik des nationalen Diskurses und der privaten Person (zwischen den nach den schillerschen Prätext handelnden Figuren und Konrad) keine Kommunikation besteht, kann auch ein Grund für Konrads Krankheit sein. Konrad versucht von Anfang an vergeblich, vernünftige Gespräche zu führen. Die Bauern

¹⁹⁹ Das Neuerzählen der Tell-Handlung mit einer anderen Handlungsstruktur, als die nationale, gehört integral zur nicht-substantialistischen Konstruktion von narrativer Identität (oder *Ipsé*-ität): Ricoeur versteht unter narrativer Identität u.a. die Fähigkeit, kontingente Ereignisse des Lebens narrativ, mit verschiedenen Handlungsschemata strukturieren und erzählen zu können, anstatt sie traumatisch zu verdrängen oder auf einer einzigen Lebensgeschichte zu beharren.

reden eher zu dem Vieh oder zu den Geistern als mit ihm; Fräulein von Bruneck redet pausenlos, aber ohne Sinn; und von Herrn Attinghausen, dem einzigen freiwilligen und ernsthaften Verhandlungspartner Konrads stellt es sich heraus, dass er taub ist, so wie auch Tell nicht hören kann, wenn Konrad ihm vor dem Schiessen warnt. (Pfarrer Rösselmann versinnbildlicht außerdem offenbar eine Rhetorik der ideologischen Überzeugung: er erzählt, „als wäre er selber zugegen gewesen“ [420], und bedroht Konrad, der „im stillen noch immer zweifelte“ [ebd.].) Da Konrads Sprache nicht gehört oder nicht verstanden wird, beschränkt sich seine Kommunikation auf höflich-verlegene Schein-Kommunikation (er lobt das Vieh, die Berge, den Käse, und kommentiert das Wetter) und das Schweigen („So ritt er tagelang, ohne jemand anzusprechen“ - 415 bzw. „Es war einfach nicht der Ort für ein Gespräch“ - 426). Sein Tod wird nicht nur vom determinierenden Prätext verursacht sondern auch von dem Mangel an Kommunikation, von der Kluft zwischen ihm, dem Individuum, und den nach der schillerschen Narration handelnden Schweizer. Diese „Wortlosigkeit“ führt somit auf doppelte Weise zu seinem Tod: einerseits kommt es zur Rache, weil Tell Konrads rettende Warnung nicht hört, andererseits verursacht auch die fehlende Kommunikation Konrads Krankheit, die als „psychosomatisch“ charakterisiert wird (446).

Den Höhepunkt der Ironie und zugleich die Entdeckung der subvertierenden Kontingenz der faktischen Erzählweise bedeutet der letzte Satz des Textes, der die behandelten beiden Geschichten prägnant verbindet: „Er lag mit offenen Augen, aber verschied auf dem holprigen Transport nach Immensee; der Pfeil stak mitten in seiner ohnehin kranken Leber“ (469). Sowohl die satirische Erzählung Konrads als auch die Erzählung der Nation enden gleich: der Erzählung des gerechten Todes des Tyrannen in dem schillerschen Text und dessen nationalisierenden Interpretation liegt das gleiche Ereignis zugrunde, wie der Geschichte von der kontingenten Krankheit und dem Tod des dicklichen Ritters, und zwar *ohnehin*, auch ohne die nationale Mythomotorik. Die faktische Erzählweise verschmelzt sich folglich in dem letzten Kapitel des Textes mit dem fiktionalen Haupttext: der letzte Teil ist der einzige, der nicht mit Fußnoten belegt ist – die Fiktion nimmt überhand, mit dem Tod Konrads „stirbt“ auch der „auktoriale“ Erzähler.

II.2.5. Die Perspektive der Kinder und die Kanonisierung des Textes

Nicht nur die Anmerkungen als Paratexte, sondern auch der Paratext des Titels ist bei der Interpretation von Frischs Text von heuristischem Belang. Die Bestimmung des Textes

„für die Schule“ lenkt die Aufmerksamkeit auf die Perspektive der Kinder und die Kanonisierung des Textes als schulische Lektüre. Auf die Rolle der Schule als Schauplatz der nationalen Gesinnungsbildung wurde bereits hingewiesen; bei Schiller haben die Kinder in der Aneignung und Überlieferung des nationalen Sinnes eine zentrale Rolle („Des Tages werden sich Die Kinder spät als Greise noch erinnern“ - 2914-15). Ohne Walter Tells „Heldenhaftigkeit“ hätte es gar nicht zum Apfelschuss – zur Gefährdung der Unschuld – kommen können; abstrakter betrachtet werden aber infolge der Nationengründung aus den erwachsenen Familienväter auch Kinder bzw. Brüder in der imaginativen „Familie“ der Nation.²⁰⁰ Im Text von Frisch treten die Kinder zweimal in den Vordergrund: beim Tod Konrads und in dem kürzesten Kapitel (433-435), als sie ihn „Toggeli²⁰¹“ nennen und erschrocken weglaufen. In beiden Fällen erfüllen sie eine ähnlicherweise relevante Rolle, wie bei Schiller, doch unter einem anderen Vorzeichen. Auch in Schillers Text sind Kinder die Augenzeugen des Sterbens von Konrad: ihre Mutter hebt sie empor: „Seht , Kinder, wie ein Wüterich verscheidet“ (2812). Hier „sahen sie einen Ritter, wie sie sich einen Ritter nicht vorstellten“ (469). sie erfahren also (im Einklang mit der Bildnis-Theorie von Frisch) eine anti-kanonische Realität, die sie auch in der Toggeli-Geschichte erzeugen.

Die Kinder sind die einzigen Schweizer, die sich freiwillig an Konrad nähern, ihn sogar ansprechen („Einmal fragte ihn ein Kind“, [433] und „Leider waren auch Kinder nachgelaufen“ [469] – vergleiche die Erwachsenen: „Fragte er [Konrad] unterwegs einen Hirten nach dem Wetter, so redete dieser plötzlich mit seinem Vieh“ [415]). Auch Konrad erscheint in diesen Begegnungen als private Person: „selbst Vater, belustigt und ohne Ritter-Allüren“ (433), was im Gegensatz steht mit Gesslers Kinderlosigkeit in Schillers Drama. Die Toggeli-Geschichte, auf deren Wichtigkeit sogar optisch hingewiesen wird (die Fußnote, in der die Toggeli-Sage erzählt wird, ist dreimal so lang, wie der Haupttext), berichtet über eine Holzfigur namens Toggeli, die zum Leben erwacht und an den Hirten, die sie verfertigt und gedemütigt haben, grausam Rache nimmt. Die Toggeli-Geschichte (eine Sage aus Uri) erzählt, wie die Grenzen des Körpers im Sinne einer Ausdehnung verletzt werden: Frankenstein ähnlich erweckt das leblose Material zu menschlichem Leben und entwickelt sich dabei von passiver Zielscheibe des Spottes zu einem aktiven Rächer. Konrads Geschichte

²⁰⁰ Der Tod von Attingshausen ist relevant in dieser Hinsicht. Mit seinem Tod verlieren die Schweizer ohne Zweifel eine Vaterfigur (er spricht sogar seine Knechte als Kinder an (766), den anderen sagt er: „vaterlos lass ich euch alle“ (2387). Sein Tod bedeutet aber zugleich das Anbrechen einer republikanischen Zeit der Freiheit und Gleichheit des „einzig Volkes von Brüdern“. (Vgl. dazu noch von Matt 2000).

²⁰¹ Toggeli ist der schweizerdeutsche Ausdruck für Geist. Die Toggeli-Geschichte zählt zweifelsohne zu jenem grandiosen Sagenschatz der Schweiz, dessen Mythen im Gegensatz zur Tell-Geschichte nicht geeignet sind, staatsaffirmativ eingesetzt zu werden (Bloch & Bussmann 1972: 27).

ist auch als eine Geschichte der Verletzung von Körpergrenzen zu lesen, diese werden bei ihm aber eingeeignet: die kanonische Sinngebung, die Determiniertheit durch die Prätexte versteht die private („dickliche“) Figur mit der fremden, „öffentlichen“ Identität des Vogtes (des „Ritters“). Der „dickliche Ritter“ steckt im Text nicht mehr in der schillerschen Rolle des aktiven Tyrannen sondern wird als passiver, privater Mensch zum Opfer der Rache. „Bist du jetzt der Toggeli?“ – fragen ihn die Kinder: *jetzt* bekommt Konrad die Rolle des Sündenbockes – es geht aber in diesem Kapitel um mehr als das Aufzeigen der aus dem Stück *Andorra* bekannten Feindbild-Rhetorik.

Die Kinder, die sich vor Konrad erschrecken, identifizieren ihn eindeutig mit der sagenhaften Figur des Toggeli und handeln auch demgemäß: sie laufen weg, wohingegen der Erwachsene, Rudenz Konrad beruhigt: „...er versicherte, es gebe heutzutage keine Toggeli mehr“ (ebd.). Kinder, die von der schulischen Pädagogik und der nationalen Sinngebung noch unberührt sind, identifizieren sich auch ohne Schule mit den – für wahr gehaltenen – „primären“ Mythen der Folklore, die die Fragen des Lebens, des Todes und der Angst thematisieren: sie laufen weg, weil sie Konrad für den befürchteten Toggeli halten. Kinder sind aber (und daher ihre subvertierende Kraft) autonom, nicht immer beeinflusst von der Ideologie, der symbolischen Ordnung der sekundären Mythen der Nation: sie sprechen Konrad an, obwohl er ein (von den Erwachsenen isolierter) Österreicher ist. Die Schule, ein Metapher für die Macht der (nationalen) Pädagogik, die die Ideologie (der Nation) – als „Gegenpol“ zu den Mythen – als wahrer Grund der Identifikation durchzusetzen sucht, erscheint aber im Titel eines Textes, der einen für die Schule geschriebenen Text auch durch die Perspektive der Kinder subvertiert. „Für die Schule“ deutet folglich ironisch die „Pädagogik“ des nicht-kanonischen Lesens der Tell-Geschichte an.²⁰² Die Rezeption des *Wilhelm Tell für die Schule* zeugt trotzdem – oder gerade deswegen – von der allmählichen „Kanonisierung“ des Frisch-Textes als relevante Lektüre des schulischen Unterrichts.

Die Ausgangsposition der kritischen Rezensionen über den Text demonstrieren die Annahmen jenes substantialistischen Diskurses – so den Anspruch auf Sinnfixierung und die Beständigkeit von „Werten“ – , den der Text durch die Umschreibung der Tell-Geschichte und die Parodie der nationalen Schiller-Rezeption angreift. Der Rezensent der *Schweizerischen Lehrerzeitung* zweifelt zum Beispiel daran, dass sich auf der Grundlage der „Infragestellung traditioneller Werte auf der Ebene des Volksschülers“ „eine bessere

²⁰² Die Kinder stehen auch in der Schlußzene für die nicht-kanonische Perzeption: sie sehen einen Ritter, „wie sie sich einen Ritter nicht vorstellten“ (433). Auch der Leser erhält (trotz der imitierten Faktizität der Fußnoten)

Gesellschaft aufbauen“ (J. 1971) lässt; Karl Fehr klagt darüber, dass in Frischs Text „die Vorstellung von Heimatlichkeit, von Unabhängigkeit, von Liebe und zum angestammten Lande hat zu existieren aufgehört“ (Fehr 1972). Allgemein wird Frisch vorgeworfen, dass er den nationalen Mythos destruktiv umschreibt, ohne an seiner Stelle eine neue Gründungsgeschichte anbieten zu können: „Frisch hat wohl die faule, die falsche Heimatliebe lächerlich gemacht [...] Aber zur Weckung der wahren Heimatliebe hat er nichts beigetragen“ (Vogt 1971); „Man mag demontieren, [...] wenn man anstelle des Demontierten etwas Besseres zu montieren weiss“ (Hány: 97). Die „Konzeptlosigkeit“ der individuell und daher mehrdeutig fundierten Identitätsauffassung des Textes wird typischerweise nicht als Konzept betrachtet. Der Text, der die Notwendigkeit der fortschreitenden Umschreibung der Geschichten individueller und kollektiver Identität und den Anspruch auf Beständigkeit und jegliche Sinnfixierung aufgibt, demonstriert die Strategien der narrativen Identitätskonstruktion in Gegenüberstellung zu jenen der substantialistischen. Die Zitate beweisen jedoch, dass dieses Verfahren nicht als „Angriff“ auf die substantialistische Rhetorik, sondern auf die Identität selbst interpretiert werden; im Sinne Ricoeurs hat man es wieder mit einem Fall der „Identitätskrise“ zu tun, die nichts anderes ist, als die „Krise“ der substantiellen Konstruktionsweise einer *idem*-Identität, oder die „Entblößung der Selbstheit durch den Verlust der sie unterstützenden Selbigkeit“ ist (Ricoeur 1996: 184). Das Streben nach der Wiederherstellung dieser Substanz bzw. das Beharren auf den Prämissen dieser Identität manifestiert sich einerseits darin, dass die Tell-Geschichte weiterhin als Teil einer faktuellen Geschichtsschreibung und Frischs Text deswegen als „unliterarisch“ betrachtet wird. Hanno Helbling spricht von einem „kunstlosen Prosa“ und stellt fest, „dass es sich um Literatur jedenfalls nicht handelt“ (Helbing 1971), Paul Hübner klagt den „literarischen Einfallosigkeit“ (Hübner 1971); Paul Schorno stellt schließlich repräsentativ die „Diagnose“: der Text ist nach ihm „weder ganz Literatur noch historische Wissenschaftlichkeit“ (Schorno 1971). Andererseits neigen die Rezensenten dazu, den Text einem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit unterzuwerfen: Frisch wird daher zum „poetae docti“ (Muschg 1971), der Text zur „wissenschaftlichen Erzählung“ (Ramer 1993) oder „Pseudowissenschaft“ (Fehr 1972). Adolf Dütsch geht dabei sogar soweit, in seiner (auch in der *Schweizerischen Lehrerzeitung* zitierten) Rezension im *Evangelischen Schulblatt* Frisch vorzuwerfen, dass seine Darstellung „bei näherem Hinsehen in Manchen Einzelheiten so wenig [stimmt], dass sie nicht lange Bestand haben wird. Nur ein paar Beispiele: Es wimmelt bei ihm Ende Juli von

eine Geschichte, die sie sich aufgrund der Hypotexte nicht so vorstellen würden, bzw. „nur“ als Vorstellung, als Fiktion lesen könnten.

blühenden Kirschbäumen am Vierwaldstättersee. Völlig unklar bleibt, wie die ritterlichen Pferde von Brunnen nach Flüelen und wieder zurück kommen“ (J 1972: 25). Man erkennt im Allgemeinen (unabhängig von dem Werturteil über den Text) an, dass die Tell-Gestalt ungeschichtlich ist, seine Wirkung wird aber nicht mit dem Wahrheitsgehalt seiner Geschichte erklärt und daher für unanfechtbar gehalten. Diese beiden Tendenzen sowie die Verwirrung um die „Gattungsbestimmung“ des Textes weisen jedoch darauf hin, dass die Überzeugung von der Faktizität (der Geschichtsschreibung), der Beständigkeit (der Nation) fortlebt, was gerade durch ihre ironische Entdeckung zum Vorschein kam.

Die erwähnte Meinung, dass *Wilhelm Tell für die Schule* „traditionelle“ Werte in Frage stelle, ist nur einer der Gründe dafür, dass viele der ersten Rezensionen die Behandlung von Frischs Text im Literaturunterricht (geschweige denn im Geschichtsunterricht) strikt ablehnen.²⁰³ Betont wird vor allem, dass die Schüler wegen ihrer mangelnden geschichtlichen und literarischen Vorkenntnisse und ihren „unentwickelten“ Sinn für Satire den Text nicht zu verstehen vermochten, argumentiert Willi Vogt in seiner Rezension und so der Zürcher Regierungsrat, der es ablehnte, zum 60. Geburtstag von Frisch den Text an Oberstufen-, Berufs- und Mittelschülern unentgeltlich abzugeben (NZ 1972). (Trotzdem wurde der Text bereits 1972 im Literaturunterricht schon im Kontext von Schillers Tell und seiner Rezeption behandelt²⁰⁴.) Die am Anfang der 80er Jahre erschienenen Publikationen zu didaktisch-pädagogischen Zwecken - *Schillers 'Tell' - für die Schule neu gesehen* (Schwann, Düsseldorf, 1980) und *'Tell' und die Schweiz - die Schweiz und 'Tell'. Ein Schulbeispiel für die Wirkkraft von Schillers Wilhelm Tell, ihre Voraussetzungen und Folgen* (paede media, Zürich, 1982) zeugen jedoch davon, dass der Text gerade deswegen, bzw. zur Förderung der anfangs vermissten Schülerkompetenzen allgemein zur schulischen Behandlung vorgeschlagen wurde. Das spätere Buch empfiehlt die schulische Lektüre der alternativen Tell-Interpretationen, deren Paradigma Frischs Text ist, so wie es auch im *Schillers 'Tell' - für die Schule neu gesehen* der Fall ist (Mettler & Lippuner 1980: 27). In den unterrichtsbezogenen Hinweisen der Kapitel *Frisch. Ein Tell für Schweizer* und *Der 'andere' Tell - parodistische Möglichkeiten der Tell-Figur* wird als Ziel des Unterrichts angegeben, dass die Schüler „kraft eines geeigneten Umgangs mit Tell vollends ein Bürger unserer Zeit werden“ und „im Zusammenhang von Wilhelm Tell ein Stück Heimat aneignen und sich damit kritisch auseinandersetzen“ (Mettler & Lippuner 1982: 394). Diese, für die Schule geschriebene

²⁰³ Eine Ausnahme bedeuten jedoch u.a. die Rezensionen von Bruno Knobel.

Publikation, die Frischs „für die Schule“ geschriebenen Text kommentiert, zeigt damit den Versuch auf, die kollektive Identität narrativ zu verstehen und gleichzeitig im nationalen Diskurs zu verorten.

²⁰⁴ Vgl. die zahlreichen diesbezüglichen Schülerbriefe an Max Frisch aus dem Jahre 1972 im Max-Frisch-Archiv, die „Aufsatzthemen zu Wilhelm Tell für die Schule“ vom 22.1.1972, sowie den Brief von Alex Müller vom 1. Juni 1979.

II.3. Armee und Nation: das Ende einer Symbiose als Quelle der narrativen Identität (Blätter aus dem Brotsack, Dienstbüchlein und Schweiz ohne Armee?)

II.3.1. Das Militär als „Schule der Nation“ und als „Schule der Männlichkeit“. Zum „Sonderfall“ der Schweizer Armee

In einem der neueren, umfassenden militärgeschichtlichen Darstellungen der Schweizer Armee wird das für die Schweiz typische Milizsystem folgenderweise beschrieben:

„Der Schweizergesoldat erfüllt [...] seine militärischen Pflichten nicht in einem lebenslangen oder zeitlich befristeten militär-beruflichen Hauptamt, sondern *neben seinen zivil-beruflichen Verpflichtungen*, aus denen er auch bei länger dauernden aktivem Diensten nie ausschneidet. [...] Der Schweizer Milizsoldat ist darum nicht «Reservist» im Sinne ausländischer Wehrrordnungen. Auch wenn er Waffenrock und Waffe – die er bei sich zu Hause aufbewahrt – vorübergehend in den Schrank gestellt hat, bleibt er zeitlebens Soldat; er ist stets *Bürger und Soldat zugleich*. Die schweizerische Armee ist nicht eine neben dem Volk stehende besondere Grösse mit eigenen Anschauungen und Gesetzen; sie ist das *waffentragende Volk selber*“ (Kurz 1985: 16, Hervorhebung im Original).

Mit dem Zitat lassen sich nicht nur die besonderen strukturellen Eigentümlichkeiten der Schweizer Milizarmee belegen, nämlich dass das Militärdienst hier nicht „an einem Stück“ geleistet wird, sondern in „zahlreichen kürzeren Einzeldiensten“ (ebd.). Das Milizsystem liefert zweifelsohne Anlass zur engen und dauerhaften Verknüpfung von dem zivilen und dem militärischen Leben und ist auch als Grund dafür anzusehen, dass diese – die Öffentlichkeit und den Alltag auf eine besondere Weise mitprägende, von ihnen weniger isolierte – Institution in öffentlichen Diskussionen in der Schweiz mit einer besonderen Intensität thematisiert wird²⁰⁵. Die obigen Zeilen aus dem Jahre 1985 legen aber beispielhaft auch jenen neuzeitlichen militärischen Diskurs bloß, dessen zentrale rhetorische Strategie die Gleichsetzung des Bürgers, des Mannes und des Kriegers bedeutete. Die Formel „Armee=Nation“ bildete den Grund für die lange Eingeschlechtlichkeit der (wahlberechtigten) Staatsbürgerschaft (in der Schweiz dauerte sie bis 1971 fort!); durch sie wurde dem diensttauglichen Mann die Soldatenidentität („Staatsbürger in Uniform“)

aufoktroiert, während den Untauglichen (Juden wurden lange als solche angesehen) staatsbürgerliche Rechte und Männlichkeit abgesprochen wurden.²⁰⁶ Die Tatsache, dass diese „Symbiose“ von Armee und Nation heute gerade in einem schweizerischen Kontext offen zum Vorschein kommt, hat ferner eine weitere Bedeutung. (Ein jüngeres Beispiel hierfür wäre die Feststellung des Bundesrates aus dem Jahre 1988: „Das Wort »die Schweiz hat keine Armee, sie ist eine Armee« beschreibt eine Realität, die im Ausland immer wieder Bewunderung erweckt“.²⁰⁷) Da die Nation Schweiz bzw. ihre moderne und einheitliche Staatlichkeit und Einheit nicht im Medium eines nationalen Befreiungskrieges entstanden und ihre Armee auch während der beiden Weltkriege nicht eingesetzt wurde, lässt sich über die Schweizer Armee das gleiche behaupten, wie über die Schweizer Nation, nämlich dass sie über einen offen rhetorischen Charakter verfügt. Gerade durch das Fehlen von anderswo grundlegenden Merkmalen (im Falle der Nation war es die sprachliche Homogenität, bei der Armee ihre Bewährung im Unabhängigkeits- oder Verteidigungskrieg) kommt hier jene diskursive Konstruiertheit (der Nation und der Armee) hervor, die ansonsten verborgen bleiben könnte. Die identitätskonstruierenden Strategien der Schweizer Nation (Legitimierung durch einen integrativen Willen) und des schweizerischen militärischen Diskurses (Berufung auf die „bewaffnete Neutralität“ und einen „traditionellen“ Wehrwillen) können daher als einen besonders tauglichen Ausgangspunkt für die Untersuchung dieser Faktoren auch im Allgemeinen angesehen werden.

Die moderne Schweiz entstand, wie gesagt, ohne einen nationalen Einigungs- oder Unabhängigkeitskrieg – in ihrer Bundesverfassung von 1848, im Artikel 18 wurde aber theoretisch die allgemeine Wehrpflicht („Jeder Schweizer ist wehrpflichtig“) festgesetzt und die Armee erfüllte auch hier ihre nationsbildende und auch geschlechtlich identitätsstiftende Funktion²⁰⁸. Erstere erschöpft sich, so Ute Frevert, nicht nur darin, dass in den nationalen

²⁰⁵ Jakob Tanner hält das Milizsystem, das von ihm propagierte Personalunion von Bürger und Soldat“ verantwortlich sogar dafür, dass das Stimm- und Wahlrecht der Frauen auf eidgenössischer Ebene besonders spät eingeführt wurde (Tanner 1997: 327, 329).

²⁰⁶ Ute Frevert betrachtet diesen Zusammenhang von den bürgerlichen Rechten und der Pflicht des Militärdienstes nicht als eine lineare Kausalbeziehung, sondern eher als einen *circulus vitiosus*: die patriotische Besinnung als Zeichen der staatsbürgerlichen Berechtigung war als Konsequenz oder Ziel und zugleich als Voraussetzung der Diensttauglichkeit angesehen. Dieser Tatbestand führte zum Einsatz der militärischen Propaganda zur Förderung der patriotischen Besinnung oder zur Einführung strenger Strafen für die Dienstverweigerer und Fahnenflüchtiger. Diese Mittel waren aber gerade im Fall der jüdischen Bevölkerung unnötig, da diese – im Gegensatz zu den deutschen Dienstpflichtigen – nur selten versuchten, dem Militärdienst zu entkommen. Der Grund dafür war offenbar, dass sie der nicht gerade philosemitischen Rhetorik der Zeit aneigneten und ihre Emanzipation von dem Militärdienst erhofften (Frevert 2001).

²⁰⁷ *Botschaft des Bundesrates über die Volksinitiative ‚Für eine Schweiz ohne Armee und für eine umfassende Friedenspolitik‘*. In: Bundesblatt 1988/II. S. 975. Zitiert nach Tanner 1997: 314.

²⁰⁸ Es ist nicht das Ziel des vorliegenden Kapitels, die Geschichte und die Entstehung der Schweizer Armee zusammenzufassen. S. Hierzu u.a. Jaun 1997 und Tanner 1997.

Kriegen die Außengrenzen der imaginativen Gemeinschaft markiert werden, womit die vorgestellte Gemeinschaft konkrete Materialität gewinnt, sondern sie besteht zum wesentlichen Teil auch aus einer „Homogenisierungsleistung im Inneren“ (Frevert 1996:151). Diese Integration vollzieht sich mit Hilfe der identitätskonstruierenden Realisierungen des nationalen Feind- und Selbst- oder Wunschbildes: durch Abgrenzung von dem ersteren und Identifikation mit dem zweiten. Beim (geplanten) Einsatz zu gesamtnationalen Zwecken werden nämlich die regionalen, konfessionellen Unterschiede zwischen den Soldaten nivelliert (Frevert 1996: 153), wobei als einzige Anhaltspunkte für die Identitätskonstruktion die kollektive (nationale) Zugehörigkeit und die Männlichkeit des Soldaten erhalten bleiben. Damit wurde die Armee tatsächlich zum Metapher vom Männerbund (zur „Schule“) der Nation: sie überlagert die persönliche Identität des Einzelnen mit einer kollektiven Soldatenidentität, wie auch die Nation über die vorhandenen Identitäten und Alteritäten hinweg eine zusätzliche und verbindend wirkende Identifikationsschicht schafft. Im Sinne von Mosse ist Männlichkeit auch hier als leidenschaftslos schöne bzw. beherrschte und gleichförmige „Körperlichkeit“ zu betrachten, was nicht ausschließt, dass im 19. Jahrhundert gerade dieser Soldatenkörper das häufigste Objekt weiblichen Begehrens war. Inbegriff dieser Körperlichkeit ist die Uniform, die den starken, disziplinierten und stolzen Soldatenkörper betont und zur gleichen Zeit den nackten, kontingenten, zivilen Männerkörper verdeckt.²⁰⁹ Hinter dem Militär als „Schule der Männlichkeit“ (Friedrich Paulsen) steckt in Freverts Worten als Grundsatz: „Liebe, Sehnsucht, Leidenschaft, Hingabe – all jene Gefühle, die gemeinhin in einer männlich-weiblichen Paarbeziehung aufgehoben waren, wurden hier auf die Nation, auf das Vaterland übertragen“ (Frevert 1996: 158). Diese Übertragung bestätigt als Anlass zur performativen Identifikation mit dem nationalen Selbstbild den zivilreligiösen Charakter der imaginativen Gemeinschaft. Nicht ohne Grund waren die Gewährleistung staatsbürgerlicher Rechte (trotz des strukturellen Antagonismus zwischen Militär- und Zivilgesellschaft: Frevert 1997:8), die nationale Zugehörigkeit und die männliche Geschlechtsidentität seit dem 19. Jahrhundert als Folgen und Voraussetzungen der Pflicht des Militärdienstes betrachtet. Den zivilreligiösen Charakter des Militärs belegt auch jener Umgang mit dem Tod, der den Körperdiskurs oder das Militär im allgemeinen prägt. Die Bereitschaft für das „Sterben für das Vaterland“, das militärische Pendant des zivilen

²⁰⁹. Vgl. Brändli 1997. Brändli spricht in diesem Zusammenhang von einem „zweiten Körper“, der von allem Schwächlichen und Unwillkürlichen gereinigt sei (Brändli 1997: 223). In den obigen Überlegungen bleibt unerwähnt, dass die Nation auch den Frauen einen nationalen, öffentlichen wenn auch nicht militärischen Handlungsraum anbot (Frevert 1996: 167). Abgesehen von ihrer abstrakten Rolle als allegorische

Gehorsams erfüllt dabei nicht nur eine nationsbildende Funktion, sondern wirkt eher wegen dem integrativen emotionalen Potential des gemeinsamen Leidens und Opferbewusstseins identitätsstiftend. Mosse legt in seiner Studie zum nationalen Heldentum und namenlosen Sterben die Nationalisierung des Todes dar: die Transzendierung des Todes erfolgt demnach im Mythos des Kriegserlebnisses, das auf traditionelle christliche Motive wie Opfer, Tröstung, Glaube, Auferstehung zurückgreift und im Gefallenenkult nachträglich jene Gleichstellung des einfachen Soldaten, jene Nivellierung der Standesunterschiede vollzieht, die das Ideal (und ein proklamiertes Merkmal) nationaler Gemeinschaften ist (Mosse 1993:42, 48).

Im Kapitel I. wurde bereits auf einige Konsequenzen – das Fehlen von Gelegenheiten zur emotionalen Identifikation – jener Tatsache hingewiesen, dass am Anfang des Entstehungsprozesses der Schweizer Nation weder Herrscherpersönlichkeiten, noch militärische Tote „vorhanden“ waren. Manfred Hettling begründet die Relevanz der mündlich-multimedialen Foren der nationalen Identifikation (Schützenfeste, Landesausstellungen, Schweizerreisen) gerade mit diesem Umstand. Georg Kreis spricht in seiner Untersuchung zu den Schweizer Gefallenendenkmälern des 20. Jahrhunderts von einem ähnlichen, bei ihm als anthropologisches Bedürfnis bestimmten „Totenbedarf“ des kriegsverschonten Landes, wo während den beiden Weltkriegen insgesamt ca. 7000 Schweizer – die meisten von ihnen nicht als direkte Kriegsoffer – gestorben sind (Kreis 1997: 131). Die neuzeitliche „Arbeit“ an der Kontinuität mit den als kämpferisch dargestellten alten Eidgenossen, deren Wehrhaftigkeit mit Berufung auf die Alpen als „Festung von Gott“ und auf die ab ovo „kämpferischen“ Alpenbewohner nicht selten naturalisiert wurde, ist aber auch auf diesen Hiatus zurückzuführen. Die Schweizer Wehrhaftigkeit war u.a. in Winkelried, Tell bzw. im Topos des „Gotthardstaates“ verkörpert, er wurde in der „Ruhmeshalle der Nation“ im Schweizerischen Landesmuseum inszeniert und an Foren, wie die Schützenfeste angeeignet, die im Grunde genommen als paramilitärisch betrachtbar sind. Damit erfüllte der Mythos des Schweizerkriegers die gleiche militärisch prägende, emotional integrative und identifikatorische Funktion, wie ein nationaler Krieg und dessen namenlose Toten, nationale Helden. Zudem wurde in dieser Betonung des wehrhaften Charakters der Nation interessanterweise auch jene Figur des mittelalterlichen Schweizer Söldners nationalisiert, dessen Ablösung durch den Soldaten einer *nation armée* eine relevante Veränderung in der

Verkörperungen der Nation (Marianne, Germania, Helvetia) begannen sie sich auch in patriotischen Vereinen, als Krankenpflegerinnen, usw. zu organisieren.

Hierarchie von Loyalitäten zum Vorschein bringt und als wesentlicher Faktor der neuzeitlichen Staats- und Nationsbildung fungierte.²¹⁰

Die charismatisch wirkende Figur General Henri Guisan, der 1940 den Rückzug der Armee in die Alpenfestung (*réduit nationale*) anordnete und auch in dem *Dienstbüchlein* erwähnt wird, bestimmte 1934 den Bundesbrief von 1291 als „Offensiv- und Defensivpakt gegen den äußeren Feind“, die Armee als „die Erstgeburt des Schweizervolkes“, die Kaserne als „Ergänzung zur Schule“ und das Militärdienst als „Zeichen des freien Mannes“²¹¹. Seine Worte belegen, dass die Zirkulation der Topoi von der wehrhaften schweizerischen Nation nicht nur in der „geistigen Landesverteidigung“ der Zwischenkriegszeit blühte, sondern auch um 1934 und zur Zeit der Generalmobilmachung sowie nach dem Krieg kulminierte. (Diese Topoi wurden nachträglich mit dem Konzept der „bewaffneten Neutralität“, dem neuen „Garant“ der ungebrochenen Kontinuität des eidgenössischen Wehrwillens ergänzt.) Die an sich widerspruchsvolle Doktrin der „bewaffneten Neutralität“ wurde mit den bis heute für geltend erklärten Maximen der Solidarität, Disponibilität und Universalität ergänzt, was Jakob Tanner als Kompensation für die negative außenpolitische Reputation des Landes, als ein Hindernis der Schweizer Vergangenheitsbewältigung betrachtet (Tanner 1997: 318). Dazu kam es aber zweifelsohne in den 60er Jahren²¹², als gleichzeitig mit dem Blühen der Konsumgesellschaft, des kommunistischen Feindbildes und des „Igelsyndroms“ als Selbstbild auch die Legitimationsprobleme der Armee und das Verhalten der Schweiz im Zweiten Weltkrieg ins Vorfeld der Aufmerksamkeit gerieten. (Auf Matthias Diggelmanns Roman *Hinterlassenschaft* und die Inszenierung der Armee als „Betonigel“ an der Expo 1964 in Lausanne wurde bereits hingewiesen). Zum Ende der Jahrhunderte langen Verknüpfung von Armee und Nation, und gleichzeitig zur Konjunktur alternativer Deutungen der nationalen Identität kam es im Jahre 1989. Nachdem im Parlament die „Initiative für eine Schweiz ohne Armee und eine umfassende Friedenspolitik“ gescheitert war, stimmten am 26. November (kurz nach dem für Anfang September geplanten Festlichkeiten zum 50. Jahrestag der Mobilmachung) die Schweizer über die Abschaffung der Schweizer Armee ab. Das Ergebnis war bekanntlicherweise überraschend: 35,6 Prozent der Abstimmenden unterstützten die Abschaffungsinitiative (im Kanton Genf waren es über 50 Prozent). Die Entstehungshorizonte

²¹⁰ Bekanntlicherweise war die Schweiz seit dem Hochmittelalter zu den wichtigsten Exporteuren von Soldtruppen an europäische Fürsten (Jaun 1997: 52). 1859 wurde mit einem Bundesgesetz der Eintritt von Schweizern in fremde Soldtruppen verboten (Kurz 1985: 31).

²¹¹ Guisan, Henri. 1935. *Die Seele unsrer Armee und die soziale Rolle des Offiziers*. Sonderdruck aus Neu Schweizer Rundschau: 4. 6. 13. 29. Zitiert nach Tanner 1997: 330, 331.

der zu behandelnden drei Texte – die *Blätter aus dem Brotsack* erschien 1939, das *Dienstbüchlein* 1974 und die *Schweiz ohne Armee?* 1989 –, ihre Einflüsse auf die Texte und ihre Rezeption illustrieren folglich auch wichtige „Meilensteine“ im Wandel des Diskurses um das Militär und der nationalen Identitätskonstruktion in der Schweiz des 20. Jahrhunderts.

II.3.2. Die Problematik des Erinnerns – „Wissen“ und „Glauben“ im *Dienstbüchlein*

In den drei kurzen Texten wird über die gleiche Erfahrung – das Militärdienst in der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg – erzählt, die Narrativen weisen aber wegen ihrer Perspektivierung trotz der thematischen Ähnlichkeit und ihrer expliziten intertextuellen Bezüge relevante Unterschiede auf (*Blätter aus dem Brotsack* stammt aus dem Jahre 1939, das *Dienstbüchlein* wurde 1973 geschrieben, und *Schweiz ohne Armee? Ein Palaver* 1989)²¹³. Aus diesem Grund bieten sie einen beispielhaften Hintergrund zu einer Untersuchung, die die Entstehung der narrativen Identität (Ricoeur) als Ergebnis einer endlosen Rektifikation einer Geschichte durch spätere Erzählungen näher zu betrachten sucht. Zudem ist in diesem Fall unter „Identität“ nicht nur jene der Erzähler und ihrer Texte zu verstehen, sondern auch die kollektive Identität der nationalen Gemeinschaft.

Die wichtigsten Aspekte der Interpretation sind neben dem „Gedächtnis der Texte“, d.h. ihrer intertextuellen Qualität (Lachmann 1990:11) das Gedächtnis in den Texten, also die in den Texten thematisierten Gedächtniskonzepte und schließlich das Verhältnis zwischen dem institutionalisierten, offiziellen Gedächtnis und dem Text. Der gesamte Text des *Dienstbüchleins* ist als ein Neulesen oder Neuschreiben, als Korrektur des früheren Textes – erwähnt als „treuherziges Tagebuch“ (545²¹⁴) – zu deuten. Wegen der Dominanz der erzählerischen Perspektive von 1971 wird dieses zweite Erzählen im Text mit Recht als „Ablösung eines naiven Gefühls von Zugehörigkeit“ durch ein „kritisches Bewusstsein“ betrachtet (611). Dementsprechend bilden den Hauptteil des Textes im *Dienstbüchlein* die Konfrontationen zwischen dem „damals“ und der „heute“. Damit, was man „hätte wissen können“ oder was niemand wissen konnte (547) und den späteren Neuerzählungen jener

²¹² Vgl. dazu die Graphik bei Tanner 1997: 334-335, wo deutlich zum Vorschein kommt, dass die Verurteilungen wegen Dienstverweigerung und Gesuche um Bewilligung des waffenlosen Dienstes in der Armee seit Mitte der 60er Jahre sprunghaft zunahmen.

²¹³ Die drei Texte sind somit auch als „Meilensteine“ des Oeuvre von Frisch zu betrachten, dennoch wurden sie bisher meines Wissens zwar zusammen erwähnt, jedoch nicht komparatistisch ausgelegt.

²¹⁴ Die Seitennummierungen stammen aus Frisch 1998, Frisch 1998/2 und Frisch 1992, wobei der gemeinte Text jeweils kurz vor dem Klammer genannt wird. Ist dies nicht der Fall, so sind die Seitenzahlen zwischen 111

Ereignisse, die auch in den *Blätter aus dem Brotsack* erzählt worden sind (u.a. die Fahneneidleistung, der Feldgottesdienst und die Landesausstellungen). Die *Blätter aus dem Brotsack* ist in der *Schweiz ohne Armee?* nur in einem Abschnitt explizit erwähnt: „Es gibt ein Büchlein, das noch rührender ist, verfasst vor 50 Jahren: Ausbruch des Zweiten Weltkrieges“ (13), „allgegenwärtig“ ist dahingegen das *Dienstbüchlein*, das Buch des Grosvaters, aus dem der Enkel Jonas zitiert und das diskutiert und schließlich verbrannt wird. Thematisiert wird damit im letzten Text die Rezeption des *Dienstbüchleins* seitens Jonas, dessen Fragen von den markierten *Dienstbüchlein*-Zitaten beantwortet werden, oder von dem Grosvater, der das Büchlein aus zeitlichem Abstand, mit neuer Intention neuerzählt – ähnlicherweise, wie der Erzähler es im *Dienstbüchlein* mit den *Blätter aus dem Brotsack* tut. (Die Geschichten der Umschulung auf Mineur [79], die Feldgottesdienste [81], der Tetanus-Impfung [88] werden in dem Text aus dem Jahre 1989 wieder erzählt, über den jüdischen Flüchtling aus Basel wird aber hier zum ersten Mal berichtet [31]). Die Veränderungen der intertextuellen Qualität und derer Intensität und Bedeutung sind die relevantesten Mittel der narrativen Konstruktion der erzählerischen Identität. Durch ihre Betrachtung werden nicht nur neue Zusammenhänge zwischen der nationalen und der narrativen Identitätskonstruktion bloßgelegt, sondern auch ein wichtiges Merkmal der zeitlich nacheinander folgenden drei Texte: die zunehmende „Dialogizität“. Diese manifestiert sich im letzten Text auch in dem formalen Auseinandertreten der verschiedenen Stimmen und korreliert mit der „Entwicklung“ von einer potenziell patriotisch-romantischen „Naivität“ zur kritischen Haltung gegenüber dem Erzählten oder sogar zum Zynismus und Ironie²¹⁵.

Die meisten Rezensenten bezeichnen alle drei Texte mit Vorliebe als *Frischs*²¹⁶ „Erinnerungen“ an die Milizzeit (u.a. Kaiser 1976:); jene Lesestrategie aber, die aufgrund dieser Einstufung die Texte als klassische Memoiren, als identitätskonstruierende- und konstatierende Retrospektionen zu verstehen versucht, wird von den Texten ständig

und 174 auf Frisch 1998, zwischen 535 und 616 auf Frisch 1998/2 und zwischen 7 und 80 auf Frisch 1992 zu beziehen.

²¹⁵ „Dialogizität“ bezieht sich aber in erster Linie auf die Dialogizität des literarischen Verstehens im Sinne von Jauss. Sie wird auch in dieser Bedeutung manifest, da die späteren Texte als Rezeptionen der früheren zu deuten sind. Diese Aufnahme wird, wie oben angedeutet, im *Dienstbüchlein* auch explizit zum Ausdruck gebracht (als Ablösung eines „naiven Gefühls der Zugehörigkeit“ durch „ein kritisches Bewusstsein, das die Zugehörigkeit keineswegs aufhebt“ (611).

²¹⁶ In der Rezeption der Texten (am deutlichsten aber im Falle der *Schweiz ohne Armee?*, s. oben) wird der Erzähler allgemein mit dem empirischen Autor gleichgesetzt. Dieser Tendenz entspricht auch die Unsicherheit bezüglich der Gattungsbestimmung: das *Dienstbüchlein* wurde in *Der Zeit* nicht unter „Belletristik“ sondern unter „Sachliteratur“ behandelt (Kohlschütter 1974), der Untertitel der Rezension von Georg Kreis heißt: „Zum *Quellenwert* von Max Frischs «Dienstbüchlein» (kursiv vom Verf.). Diese Haltung erinnert deutlich an die Debatte um den „Quellenwert“, die Problematisierung der „Fiktionalität“ oder „Geschichtlichkeit“ von dem

provoziert. Die *Blätter aus dem Brotsack*, die zeitlich am Nächsten zu der erzählten Erfahrung entstand, ist in der Hinsicht der Perspektivierung tatsächlich als Buch über die Zeit (seines Schreibens), als Tagebuch zu betrachten, auch wenn nicht im herkömmlichen Sinne des Wortes. (Ich schließe mich hier an die These von Manfred Jurgensen an, der allerlei Formen des Tagebuches als fiktionale Gattungen, das diarische Ich als fiktionales, bzw. im Laufe des Schreibens fikionalisiertes Ich, und somit die diarische Selbstdarstellung als dialogische Fiktion der Identitätsbildung interpretiert und dem „autobiographischen“ (Kriegs)Tagebuch eine repräsentative Bedeutung beimisst – Jurgensen 1979.) Der Erzähler in den *Blättern aus dem Brotsack*, dessen Akt des Protokollierens für den Tagebuch-Charakter des Textes sorgt, ist tief überzeugt, dass man eins „immer und überall haben“ wird, „wie es auch kommt: das unverlierbare Gedächtnis an den Menschen [...] und der Glaube [...], dass das menschliche Herz immer und überall, auch jetzt, wirklicher ist als das sogenannte große Geschehen“ (122). Gerade diese beiden sicheren Sachverhalten: das Gedächtnis und der Glaube werden im *Dienstbüchlein* untergraben, und nicht nur wegen der kritischen Revision der damaligen Einstellung zum Krieg und Militär. Hauptmittel der Subversion der Möglichkeit der Erinnerung und des Glaubens bilden auf der Meta-Ebene die Reflexionen über die Unmöglichkeit des Erinnerns per se und in thematischer Hinsicht die ständige Gegenübersetzung und Nebeneinander von *Wissen* und *Glauben*. Letzteres erzeugt eine für den Text typische Dynamik, die in dem Nebeneinander von Erinnerungstücken und Passagen besteht, die die Unmöglichkeit und die Unannehmlichkeit des Erinnerns darlegen. Dieser brüchige Charakter des narrativen Diskurses läuft dem einheitlichen Kontinuum des epischen Imperfektums im klassischen Memoire völlig entgegen, und legt auch die Reduktivität jener thematischen Leseweise bloß, die die behandelten Texte nur als Dokumente über das Militär interpretiert.

Bereits beim ersten Ereignis, über das der Erzähler im *Dienstbüchlein* berichtet (er erblickt eine Militärkolonne zur Zeit des Erzählens), wird das Fehlen der retrospektiven Assoziation festgestellt:

„Die Soldaten haben jetzt viel Haar, der Helm ist noch der gleiche, und sonst fällt mir dazu nichts ein. Militär. Geduld; das Gedächtnis bleibt stumm. Nachdem ich, Veteran in Limousine, endlich habe vorfahren können [...], dann ist es vorbei, und wenn ich nicht will, so brauche ich mich nicht zu erinnern.“ (537)

Wilhelm Tell für die Schule (II.2.4.), was den Diskurs vor dem *narrative turn* der (Geschichts)Wissenschaft kennzeichnet.

Der Grund für das Unvermögen des Erinnerns ist nicht nur der fehlende Wille, sondern eher die schlichte Unmöglichkeit der narrativen Rekonstruktion einer zeitlich entlegenen Identität: „[...] man erinnert sich an Punkte. – keine Ahnung, wie sie sich damals zu einer Gegenwart zusammengesetzt haben“ (615). Gleichzeitig gilt aber für den Erzähler, dass die Erfahrungen mit der Uniform nicht abzugeben sind (538), was sich auch darin manifestiert, dass er sich gleich am Anfang als „Veteran in Limousine“ (537) definiert. (Hier wird sogar eine identitätsstiftende Bezeichnungsfunktion der Uniform aufgedeckt: indem sie Erinnerungen hervorruft, versieht sie auch jenen mit der Soldaten-Identität, der die Militärkleidung schon längst abgegeben hat.) Der Erzähler zieht aus dieser Problematik das moralische tönende Fazit: „Wenn ich nicht will, so brauche ich mich nicht zu erinnern. Warum will ich? Zeugen sterben langsam aus. Warum erinnere ich mich ungern? Ich sehe: ich war ziemlich feige“ (614). Wegen der selbstgewählten moralischen Pflicht des Erinnerns und der Unmöglichkeit des Vergessens wird folglich im ganzen Text (wie auch in den beiden anderen) erinnert, was aber aus dem genannten Grund (Unmöglichkeit und Unannehmlichkeit des Rekonstruktion) keine konventionelle Retrospektion bedeutet. Das *Dienstbüchlein* besteht zum großen Teil aus „Erinnerung an Leere“ (600): „Eine Eisenbahnbrücke, die wir bewacht haben, erinnert mich an die Tatsache, dass wir sie bewacht haben“ (610). Erinnert wird damit nur an die Tatsache oder das Resultat des vollgezogenen Erinnerns. Darüber hinaus wird jenes kanonische Konzept des Erinnerns subvertiert, das sich im Dienstbüchlein der Soldaten (so der schweizerische Ausdruck für den militärischen Personalausweis), in seinen unteilbar fixierten Angaben, im Zeugnis der Soldaten-Identität manifestiert. Im Prozess dieser Subversion werden aber gleichzeitig auch die angegriffenen, für unmöglich gehaltenen Gedächtniskonzepte „verwendet“. Einerseits erfolgt sie nämlich durch das Festhalten aller Details, an die man sich *nicht* erinnert: wie über Hitler geredet wurde (555), die „Verzweiflung über den Lauf der Geschichte“ (577), was den Kanonier gelehrt wurde (598), oder ein „Fall kollektiver Renitenz“ (603). Andererseits werden die aus überwiegend gegenwärtiger (mit der Zeit des Erzählens identischer) Perspektive dominierten Passagen so strukturiert, dass darin Statistiken, Daten akkurat aufgelistet werden – beispielsweise die Ergebnisse der Wahlen für den Nationalrat 1939 (544), das gesamte Wortlaut des Fahneids (547), Angaben über die Stellungen und Munition der Armee. Außerdem wird die *Schweizer Illustrierte* wortwörtlich zitiert (607) und die zur Zeit des Erzählten weniger bekannten, doch nachträglich erforschten Missstände in der Armee werden auch tagebuchartig, mit Angabe genauer Daten protokolliert (589-591). Damit wird letzten Endes nicht nur die

Erinnerungsgattung des Tagebuches und das Konzept des Erinnerns uminterpretiert und teilweise parodiert, sondern auch die Notwendigkeit der erneuten Erzählung der persönlichen und der damit parallel laufenden nationalen Vergangenheit hervorgehoben. Das erwünschte Resultat wäre das Neuerzählen oder die Rektifikation eines bereits Erzählten, wie es auch in *Wilhelm Tell für die Schule* oder in *Biografie: Ein Spiel* der Fall war. Das neue Erinnern erfolgt aus dem Fokus der Gegenwart und integriert auch jene Ereignisse in die Lebensgeschichte oder die Geschichte des Kollektivums, die damals identitätsstiftend vergessen wurde: die Exekution der „Landesverräter“ (607) die Rückweisung jüdischer Flüchtlinge und die wirtschaftliche Kollaboration mit den Nazis, die mit der von dem „heute“ aus möglichen Akribie dokumentiert oder spurenhaf in dem „damals“ aufgezeigt werden („Standard-Witz: Sechs Tage in der Woche arbeiten die Schweizer für Hitler, am Sonntag beten sie für den Sieg der Alliierten“ – 586). Verständlich ist daher eine deutliche Tendenz der zeitgenössischen Rezeption des *Dienstbüchleins* in der deutschsprachigen Presse, die im allgemeinen als „positiver“ zu betrachten ist, als seine Aufnahme in der Schweiz: mit einer gewisser Erleichterung wird festgestellt: „auch die Schweiz hat ihre unbewältigte Vergangenheit“ (Schmidt 1974). Festgehalten werden muss aber im Lichte der obigen Überlegungen, dass sich dieser Umgang mit der Schweizer Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges auch in den behandelten Frisch-Texten nicht in der Thematisierung der Schweizer oder deutschen Verantwortung und ihres Verhaltens erschöpft, sondern dass diese mit allgemeinen Fragen der identitätsstiftenden, narrativen Kohärenzbildung verschränkt sind und damit auch metaphorisch fruchtbar gemacht werden.

Der Prozess des erneuten Erinnerns zieht sich mit dem Schreiben gleichzeitig voll, was den fragmentarischen, skizzenhaften Charakter des Textes und die ständigen Rektifikationen des Gesagten erklärt: „Die hauptsächliche Erinnerung ist nicht Erinnerung an Leere. Ich muss mich berichtigen. Die hauptsächliche Erinnerung: wie die Uniform uns das Gewissen abnimmt, ohne dass jemand es als Gewissen übernimmt“ (613), oder: „[...] kein Vorkommnis. Es gab schon Vorkommnisse“ (601). Notwendigerweise kennzeichnet diesen Schreib- und Erinnerungsprozess auch die ständige Kontrastierung der „damaligen“ Perspektive mit der „heutigen“, des damaligen „Wissens“ und „Glaubens“ mit dem gegenwärtigen. (Typisch sind Sätze wie: „Fünfundzwanzig Jahre später kaufte ich in dieser Gegend ein altes Haus, Dach aus Granit – so sehr muss diese Gegend mir gefallen haben“ – 559, oder „Indem ich mich heute erinnere, wie es damals so war, sehe ich es natürlich nach meiner Denkart heute“ – 556) Die neue Identität des Erzählers resultiert aus der (unter dem nächsten Punkt zu behandelnden) inhaltlichen Korrektur der Erinnerungen (z.B.: “Was mir

damals nicht auffiel: der dezente Geruch von Blut-und-Boden – helvetisch“ – 572) und aus der vollständigen Revision der zitierten Moral der *Blätter aus dem Brotsack*, wo das Gedächtnis und der Glaube als zwei Konstante des Lebens transzendiert werden. Durch die Metaebene (Reflexionen über das Gedächtnis) und die Schwankungen des narrativen Diskurses werden dem Gedächtnis als Erinnerungsmedium und auch dem „Glauben“ die Grundlagen entzogen. Stellvertretend hierfür lautet es in der letzten Passage: „Ich wollte ja als Kanonier, wenn`s losgeht, nicht draufgehen ohne Glauben. Ich wollte nicht wissen, sondern glauben. So war das, glaube ich“ (616). Das Wortspiel im letzten Satz des Textes zeigt nicht nur auf, dass bei der Rektifikation der Lebensgeschichte die vergangene Gegenwart nicht als eine ungeschichtlich feste Grundlage verfügbar ist; er lenkt die Aufmerksamkeit auch auf das Medium der Erinnerung: die Sprache.

Eine merkwürdige Dichotomie charakterisiert die Funktion der Sprache als identitätsstiftendes Medium der Erinnerung in den Texten. Die erinnerten, die rekonstruierten und schriftlich fixierten sprachlichen Akte können einerseits als zum Teil offizielle, institutionalisierte Gedächtnishandlungen zur Identitätskonstruktion eingesetzt werden. Zu den identitätsstiftenden Medien gehören die Tageszeitungen²¹⁷ oder das Tagebuch selbst. In den *Blättern aus dem Brotsack* wird die Genese des Textes explizit beschrieben: der Erzähler wird offiziell beauftragt, ein „Schreiben an die Eidgenossenschaft“, „ein Tagebuch unseres Grenzdienstes“ zu schreiben (127). Die identitätsstiftende, repräsentative Wirkung des Textes, der (Frischs Tagebüchern. ähnlich) auf keinen Fall als „privates“ Tagebuch zu betrachten ist, zeigt sich auch in der Generationsrhetorik der Rezeption. (Auffällig viele Rezensenten der ersten beiden Texte konfrontieren den Text mit ihren eigenen Erinnerungen²¹⁸, der Erzähler wird als „Eidgenosse Max Frisch“ [Beth 1979: 48], der eine Rezensent als „Generationsgenosse von Max Frisch“ [Bondy 1974: 690] identifiziert.) Die gesungene Sprache, das Soldatenlied (115, 121, 155-57, 161) und der Sprechakt des Fahneneides – der den Inhalt des Wortes „Eidgenosse“ performativ vollzieht, jedoch als militärische Pflicht dem

²¹⁷ Vgl. Andersons These von der vorgestellten Gemeinschaften, deren Identität auch als jene einer Lesegemeinschaft von (Tages)Zeitungen konstruiert wird. Die wirklichkeitskonstruierende und daher zum Handeln motivierende Wirkung des gedruckten Wortes wird auch in den *Blättern aus dem Brotsack* öfters beschrieben, so im Fall des Kanoniers, der nach dem Zeitungslesen sich den Kopf rasiert (121).

²¹⁸ Ernst Leisi schreibt ausschließlich über die Unterschiede zwischen seiner Erfahrung während 650 Diensttage bei der Infanterie und dem *Dienstbüchlein* und korrigiert den Text in mehreren Einzelheiten (wie der Stoff der Niete: bei Frisch Messing, bei Leisi Aluminium). Sein „Motto“ lautet dabei: „Frisch sagt selbst, dass sein Gedächtnis nicht überall gleich verlässlich sei. Ich helfe ihm gerne nach“ (Leisi 1974). Auch Marcel Beck hält es für nötig, seinen Artikel mit der Berufung auf seinen eigenen Militärdienst zu legitimieren: „Damit mein Blickwinkel zum «*Dienstbüchlein*» von Max Frisch erkannt werde, zunächst die Daten meiner militärischen Karriere.“ (Beck 1974, kursiv im Original). Francois Bondy bestätigt auch mit seiner eigenen Biographie die

Subjekt aufoktroziert und daher nicht unbedingt zum Anlass zur persönlichen, performativen Identifikation mit seinen Inhalten wird – haben zweifellos die gleiche identitätsstiftende Macht. Erwähnenswert ist an dieser Stelle jedoch, dass der Gesang, wie es auch im Stück *Nun singen sie wieder* der Fall war, als ein nicht primär sprachliches, oder die sprachliche Differenzen überwindendes Medium ihre integrative Funktion erfüllt. Auf einen Bestandteil der neuzeitlichen historischen Festspielen: das Singen der Landeshymne gleichzeitig in den verschiedenen Landessprachen wurde bereits hingewiesen; in *Blätter aus dem Brotsack* geht es um etwas ähnliches, als die Zürcher Sängerin den Soldaten auf deutsch, italienisch und auf französisch singt (156). Die literarische Lektüre trägt ebenfalls zum identitätsstiftenden Erzählen der Lebensgeschichte bei: der Kanonier in den *Blättern aus dem Brotsack* liest wieder einmal Homer (146), um auf die Fragen des Lebens, des Todes und des Krieges eine Antwort zu finden. In der *Schweiz ohne Armee?* sind es die auswendig gelernten und (als Prüfsteine des Gedächtnisses des Alten) zitierten Benn- und Bachmann-Gedichte (30-31), die zur Selbstinterpretation verhelfen. Andererseits wirft gerade der zitierende Großvater das Dienstbüchlein ins Feuer, und dieses Verhalten (auch als Thema eines literarischen Textes) weist schon auf die andere Funktion der Sprache der Identitätskonstruktion hin: auf die individuelle Erfahrung der Unmöglichkeit der sprachlichen Kommunikation. Bereits in den *Blättern aus dem Brotsack*, deren Sprache oder Styl (die lyrischen Naturschilderungen und die aphoristisch-philosophischen Reflexionen) im allgemeinen als dichter, dichterischer als jene der anderen beiden Texte beschrieben werden kann, erhebt sich die skeptische Frage nach dem Sinn, dem Wesen der sprachlichen Mitteilung („Was gebe es schon zu sagen?“ – 113, „Sollte ich davon erzählen?“ – 124, „Was man zu sagen hat, das alle angeht?“ –158.). Diese Reflexion steigert sich später im gleichen Text zum Sprachzweifel: die Sprache kann ihre Referenzfunktion nicht erfüllen, sie erweist sich als autoreferentiell:

„Worüber wir reden? Man könnte es kaum sagen; es ist, als unterhalte sich die Sprache mit sich selbst, und es genügt, dass man Wörter weiß. Wörter aus allen möglichen Fächern, die nicht zusammengehören. Dass man dennoch einen Satz daraus machen kann, das ist unser eigentliches Gesellschaftsspiel“ (158).

Dementsprechend wird im *Dienstbüchlein* konstatiert, dass die Erinnerung an die Milizzeit nur Erinnerung an nicht-sprachliche Inhalte, an sinnliche Wahrnehmung bedeuten kann. Das

Repräsentativität und Referentialität der im *Dienstbüchlein* beschriebenen Ereignissen: „als einer, der während der während der gleichen Zeit, freilich nur als Hilfsdienstler der Armee angehörte, bestätige ich das“ (690).

heißt: Erinnerung an „Gerüche, die es nur beim Militär gab“ (538), „was man auch nicht vergisst: dieser Stoff unserer Uniform, wie er sich anfühlt“ (542) oder „Kinderstimmen aus einer Klosterschule“ (544). Genauso betont der Erzähler des *Dienstbüchlein*, dass er sich nicht an Wörter erinnern kann, sondern beispielsweise nur daran, *wie* der Hauptmann ihn anschie (546) und Hitlers Stimme kannte man auch, „ohne die Wörter zu hören“ (582). Die Sprache, deren Rolle in der Literatur und in offiziellen Akten der Identitätsstiftung nicht angezweifelt wird, „verstummt“ sich im Akt des individuellen Schreibens und Erinnerns (dabei sind alle drei Texte Produkte dieses „Verstummens“), und diese Problematik veranschaulicht auch der Umgang mit dem Begriff des Vaterlandes. Das Wort wirkte überzeugend und selbstverständlich, wenn es ein Major oder ein Oberst sagte (550), in der Mannschaft wurde es kaum gesprochen (549): „Es rechnete mit uns, das Vaterland, aber wir waren nicht seine Sprecher, seine Stimme“ (550). Diese Erfahrung erinnert deutlich daran, was Homi K. Bhabha als Spaltung des Diskurses der Nation ins Pädagogische und Performative beschrieb. In den drei Texten ist es eine Erfahrung der Nation, die zur Reflexion über die Sprache führt, und die sich – der Sprache ähnlich – in pädagogische und performative Diskurse aufspaltet. Die Sprache, die Armee und die Nation werden im Text damit aufeinander bezogen: ihre Erfahrung bestätigt gegenseitig ihre „Leere“ und führt zur Reflexion über sie.

II.3.3.. Die Nation und ihre Sprache

Die Nation motiviert die sprachliche Reflexion auf zweierlei Weise. Erstens bekommt der Erzähler, wie erwähnt, vom Militär den Auftrag, ein „Schreiben an die Eidgenossenschaft“, „ein Tagebuch unseres Grenzdienstes“ zu schreiben; die literarische Tätigkeit, die nachträglich zur Rektifikation des Erzählten und als Medium der Erinnerung dient, ist folglich in ihrer Genese als „national“ geprägter Auftrag zu begreifen. (Die Situation Stillers, der vom Vertreter des Staats beauftragt war um schreibend, in Tagebüchern seine Identität zu schaffen bzw. zu „beschreiben“, ist dieser nicht unähnlich.) Zweitens sollte das Militär bekanntlicherweise die vorgestellte Gemeinschaft der Nation erlebbar, konkret erfahrbar machen und integrieren, dahingegen führt hier der Einsatz in Tessin zur Erfahrung der unüberwindlichen sprachlichen Fremdheit innerhalb des eigenen Landes (119, 133, 158). Statt die nationale Gemeinschaft als Einheit wahrnehmbar zu machen, zeigt hier die Nation ihren eigenen metaphorischen Charakter auf, und es ist diese Erfahrung der sprachlichen Heterogenität, die zu der sprachlichen Reflexion und Skepsis führt: „Und dann, wenn man

eine Sprache nicht kann, lässt sich ja so viel mehr sagen: man ist immer entschuldigt“ (158). Die Fremdheit des Italienischen, die Mehrsprachigkeit als Identitätsmerkmal der „Willensnation“ erschweren im Text die Erfahrung der gesamtschweizerischen Identität und bilden zudem ein deutlich erkennbares Pendant zu der Fremdheit der militärischen Welt (der allererste Satz im Dienst, den der Erzähler in Blätter aus dem Brotsack zitiert, ist „Evviva la Svizzera!“ – 114). Die des Deutschen unkundige Tessiner Dienstmagd (die ihre Bezeichnung „Hur“ oder „Hür“ auch nicht versteht) wurde beispielsweise zum „Feind“ der Soldaten, indem sie einen falschen Sender einstellte (139), was gleichzeitig den (nachträglich erkennbaren) Simulakrum-Charakter des Tessiner „Einsatzes“, die offen rhetorische Natur des Feindbildes und dadurch die Affirmation als einzige Funktion der Armee erkennen lässt.

Der medialen Diglossie, dem Spannungsfeld von dem Schweizerdeutschen und der Schriftsprache kommt in dem *Dienstbüchlein* die gleiche Funktion zu, wie der Mehrsprachigkeit. Auch die Verwendung der schweizerdeutschen Mundart im Text, die als nationale „Eigentümlichkeit“ zur Abgrenzung und als Geheimsprache gegen den „Feind“ (577) dient, bringt einen Bruch in der nationsbildenden Identifikation mit dem „Vaterland“ zum Vorschein und legt die Widersprüchlichkeit der militärischen Hierarchie bloß, was die bereits zitierte Stelle über den Umgang mit dem Wort „Vaterland“ beispielhaft belegt. Das Schweizerdeutsche ist als Medium der Primärsozialisation und der Mündlichkeit die Sprache jener Selbstverständlichkeit und Vertrautheit, über die die Schriftsprache in der Schweiz auch in gesprochener Form nicht verfügen kann. Auch daher ist die offizielle Befehlssprache das Schriftdeutsche²¹⁹, ein Medium der Verschärfung und Autorisierung der Anweisung, was Dürrenmatts hierarchischen Kontrastierung des Hochdeutschen als „Vatersprache“ und des Schweizerdeutschen als „Muttersprache“ nahe kommt : „Ein Feldwebel, der als Zivilist nie Schriftsprache spricht, muss sich zudem etwas selber zusammenreissen, wenn er ruft: Abteilung (statt: Abteilig), Sammlung (statt: Sammlig), und er gewinnt Autorität, wie er sie als Zivilist in keinem Wirtshaus hat“ (542). Indem der Erzähler die mundartliche Form „Vatterland“ dem schriftdeutschen „Vaterland“ gegenüberstellt (es „tönte eher nach Hölderlin, nach Gottfried Keller“ – 549) und sein „Gefühl“ im Jahre 1939 mit dem hochdeutschen und nicht dem mundartlichen Ausdruck bezeichnet, entzieht er dem Begriff gerade die zur emotionellen Aneignung der Nation notwendige Unmittelbarkeit. Ein Grund

²¹⁹ Da die militärischen Einheiten womöglich aus Männern aus demselben Kanton bestehen, wird das Dienstvorschrift, nach dem Befehle klar und präzise zu formulieren seien, zunehmend als Erlaubnis verstanden, Mundart zu sprechen. Im allgemeinen liefert heute das Militär daher zum *code-switching* Anlass. Rash, Felicity. 2002. *Dialekt und Hochdeutsch im Militär*. In: dies. *Die deutsche Sprache in der Schweiz. Mehrsprachigkeit, Diglossie und Veränderung*. Bern: Peter Lang:63-64: 63.

hierfür ist auch darin zu suchen, dass nur die Höchsten in der militärischen Hierarchie (der Oberst und der Major, nicht aber der Hauptmann und der Feldwebel) „euses Vaterland“ auf Schweizerdeutsch sagen konnten, denn „je höher der Offizier, umso vertrauter schien er mit dem Vaterland zu sein“ (550). Die hier beschriebene Verwendung der Mundart bringt zum Vorschein, dass der Erzähler die „vaterländische“ Identität als von außen hypostasiert und oktroyiert empfindet, womit er einen Bruch schafft in dem Diskurs der von performativer Konstruktion und persönlicher Identifikation abhängigen kollektiven Identität. In Bhabhas Worten hieße es, dass das Performative der Nation sich dem Pädagogischen gegenüberstellt und damit das Zustandekommen eines rationalen narrativen Diskurses der Nation verhindert. (In den *Blätter aus dem Brotsack* erfolgte die performative Identifikation mit dem Militär dahingegen noch erfolgreich: der Erzähler konstatiert u.a.: „es gibt einfach eine *Freude an der Waffe*, die auch den lauten Kriegsverächter überkommt. [...] Auch in die kleine Kanone, die *unsere Armee* zur Tankabwehr hat, sind wir förmlich *verliebt*. Es ist das Kind im Manne, ich weiss nicht, oder der Krieger im Mann“ (123, kursiv vom Verf.). Wiederum veranschaulicht charakteristischerweise eine polyphone Textstelle die erfüllte Erwartung eines „kindlichen“ Vertrauens auf die Soldatenidentität: „Es kommt uns vor, wie wenn das Kind zu Hause, rührend in seiner Hingabe, mit der kleinen Nagelschere einen Soldaten ausschneidet und sagt: Gäll Vatter, das bischt du? Welcher Vater würde widersprechen?“ – 168). Über die sprachliche Heterogenität hinaus aber damit zusammenhängend ist es die feste gesellschaftliche Hierarchie, die zunehmend zum Gegenstand der Reflexion des Kanoniers wird (552, 562, 568) und der Vorstellung einer nationalen Homogenität gegenübersteht (der Vorstellung von dem „Brüderbund“ der Nation als „klassenlose“ Gemeinschaft der Gleichen). Der Erzähler spricht von einem „Armee der Vaterlandsbesitzer“ und konstatiert die Unüberwindbarkeit der sprachlichen, gesellschaftlichen Grenzen zwischen den „Kasten“: „Ein Gespräch unter Eidgenossen, wenn der eine Kanonier oder Korporal ist und der andere ein Oberstleutnant, [...] war ausgeschlossen. [...] Eine gleichwertige Sprache, auch nur eine ungefähr gleichwertige, das mochten sie nicht; das drohte die Kasten aufzuheben“ (562-563). Die Armee erweist sich auch als Schauplatz der Erfahrung der gesellschaftlichen Hierarchie ironischerweise als „Metapher“ und „Schule“ der Nation.

Der nationalen Homogenität, die nicht zustande kommen kann und der „Entleerung“ der nicht eingesetzten Armee korrespondiert auch die erwähnte „Entleerung“ der Sprache, ihre Autoreferentialität. Auch hier liegt ein Grund dafür, dass der Erzähler im Text nur über eine „Leere“ berichten kann und diese „Erinnerung an die Leere“(6) bedeutet nicht nur die unter dem vorigen Punkt behandelte Unfähigkeit zum Erinnern, sondern auch die Erinnerung

daran, dass die Armee nicht gebraucht wurde, dass das Militär kein Teil der Biographie ist (613) oder nur als „Leere“ in die Lebensgeschichte „integriert“ und zum Gegenstand der Erinnerung wird. (Niklaus Meienberg verwendet daher das Wort „Aktivpassivdienst“ – Meineberg 1974.) Damit kommt der Armee, wie der Sprache auch, eine gewisse Autoreferentialität zu; ihre Funktion erweist sich als imaginativ und rein affirmativ, denn sie „äusserte sich nicht politisch, nur national; ihre Devise war nicht Kampf gegen Faschismus, sondern Kampf für die Schweiz“ (563) und als „Feind“ dementsprechend nicht der „Hitler-Soldat“ definiert wird, sondern „wer immer unsere Neutralität verletzt“ (556). An einer anderen Stelle wird der Wehrwille als „Demonstration des Wehrwillens“ beschrieben (580) und im *Blätter aus dem Brotsack* heißt es: „wir kämpfen, um zu kämpfen“ (149). Die beiden erschütterten Grosnarrative, die hinter dieser „Leere“ stecken – die sprachliche Referentialität und die nationale Eindeutigkeit – werden im Medium der Mundart reflektiert:

„Erinnerung an Militär: Erinnerung an Leere. Das Gedächtnis sucht Vorkommnisse; man glaubt es sich ungern, dass man so leer sein konnte. So war es aber. Man sagte: Ich gehe jetzt schießen. Man sagte: Ich muss jetzt saichen. Man sagte: Jetzt habe ich schießen können. Das war es, was es mitzuteilen gab“ (600).

Der „Aphorismus“ in den *Blättern aus dem Brotsack*, nämlich „Abwesenheit schafft Erkenntnis“ erweist sich in nicht-räumlichem und nicht-zeitlichem Sinne der Abwesenheit als haltbar. Dadurch, dass die Armee nicht gebraucht worden ist, dass das Erinnern nicht erwünscht und nicht möglich ist, dass die Sprache sich nur mit sich selber „unterhält“, durch die Fremdheit der Mitbürger wird im Text über die Armee, die Erinnerung, die Sprache und die Nation erzählt.²²⁰

Auch die explizite Kritik an die homogenisierende Bedeutungskonstruktion (die Frisch mit dem Begriff des Bildnisses bezeichnet) verbindet die drei Texte, sei es jene in der Vergangenheitskonstruktion durch Erinnerung, in der Nationsbildung oder in der Identitätsstiftung in der Armee. Die Tendenz ist offensichtlich: in den *Blättern aus dem*

²²⁰ Die Identifizierung der schweizerischen Perspektive auf den Zweiten Weltkrieg mit der Rolle des griechischen Chors, die Frisch im Programmheft zur Uraufführung von *Nun singen sie wieder (Über Zeitereignis und Dichtung)* formuliert, ist auch ähnlicherweise zu interpretieren. Die „Abwesenheit“ der Schweiz vom Geschehen wäre demnach jedoch nicht mit dem Verschontbleiben des Chors zu identifizieren, sondern sie liefert Anlass zur Erkenntnis gerade wegen der Distanzerfahrung der „nicht Betroffenen“, die hätten betroffen sein können. Vgl. Böhler, Michael. 2002. «Auch hierzulande reden wir von Heute, als stünde kein Gestern dahinter.» *Literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz*. In: Tanner, Jakob & Weigel, Sigrid (Hg.). *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges*. Zürich: vdf. 145-178: 152-154.

Brotsack findet man nur zerstreut offen kritische Sätze, charakteristisch ist dahingegen der Gebrauch des kollektiven Subjektes „wir“, (was auch den öffentlichen Charakter der nicht mehr privaten Gattung des Tagebuches bestätigt) und ein moralisch-emotionaler Patriotismus, der den Begriff des „Vaterlandes“ jedoch transnational, die Zugehörigkeit zum Kollektivum als anthropologische Notwendigkeit definiert:

„Wir werden geboren und haben nicht um unser Leben gebeten, nicht unser Vaterland erwählt. Einmal am Leben aber, ja, wie hangen wir daran, und wie lieben wir auch das Land, das unser Vaterland ist. [...] Aber auch wir, die wir eine Fahne haben, einen Flecken auf der Erde, wo uns nur das Gewissen gebietet, müssen eine letzte Heimat erst suchen, und wer weiß, ob sie auf dieser Erde ist? Wir wollen das Grenzlose, ob man es Herrgott nennt oder anders, nicht preisgeben und aus dem Boden, den es uns lieb, niemals einen Götzen machen, der den Menschen in uns erwürgt; wir werden unser Vaterland lieben und es verteidigen, niemals es anbeten.“ (116-117)

Das Militär bereitet sogar Freude: beim Ankommen wurde man erwartet, und „das ist ein gutes Gefühl“ (114), man genießt die Natur und die eigene Körper („wie eine Offenbarung“ 145); es gibt eine „Freude an der Waffe“ (123) und „das Grauen vor dem Tode“ wird auch als Voraussetzung für das „Begreifen des Daseins“ (115) betrachtet. Im *Dienstbüchlein* verringert sich der Gebrauch des Pronomens „wir“ – reflektiert darüber wird jedoch erst im *Schweiz ohne Armee?*: „Ich rede von der Armee [...] als Armee der schweizerischen Finanz und ihrer Offiziersgesellschaft, und du redest von Unserer Armee“ (33). Dementsprechend wird die Kritik an der Nation deutlich schärfer, was auch die Vergleiche der thematisch verwandten Passagen der beiden Texte bestätigt. Frisch kommt damit offenbar jenem Aufzeigen der Widersprüchlichkeit von alles Lebendigem, die die Ideologie zersetzt, nahe: „Wir können das Arsenal der Waffen nicht aus der Welt schreiben, aber wir können das Arsenal der Phrasen, die man hüben und drüben zur Kriegführung braucht, durcheinanderbringen“ (Frisch 1998/3).

In der Beschreibung der Leistung des Fahneneides (117 vs. 545-547) wird der Unterschied zwischen den beiden Texten explizit zur Sprache gebracht: „Ein Vorkommnis an jenem Tag, in meinem treuherzigen Tagebuch nur beiläufig erwähnt, nimmt sich im Gedächtnis anders aus; offenbar wollte ich damals einen Schock nicht zugeben...“ (545). In den *Blättern aus dem Brotsack* wird die individuelle Aneignung des Kollektivums im Sprechakt des Eides, die Initiation, d.h. der Ausbruch aus der Identität der „Eidgenossen ohne Eid“ gelobt: „Eigentlich ist es eine Abrechnung: all die Jahre hat man empfangen als

Eidgenosse ohne Eid, und nun kommt die Stunde, wo wir vielleicht zahlen müssen. Der Preis ist allerdings gross. Unser ganzes, einmaliges und unwiederholbares Dasein“ (117). Der gleiche Akt relativiert sich im *Dienstbüchlein*. Obwohl das Eid wortwörtlich zitiert wird und die genauen Umstände seiner Leistung angegeben werden („3.9.1939 bei Aberdo, Tessin“ [545]), wird eine andere (im Roman *Stiller* auch erwähnte) Episode des Tages erzählt: die Geschichte vom böswilligen Hauptmann, dem man im Fahneids Gehorsam schwört. In seiner Gestalt gewinnt die Theorie des Eides („Ich schwöre [...] für die Verteidigung des Vaterlandes [...] Leib und Leben aufzuopfern“ [547]) praktische Bedrohung, was das Gelingen des performativen Aktes der persönlichen Identifikation mit der Nation verhindert. (Dieser Akt ist schon wegen der fehlenden Freiwilligkeit zweifelhaft.)

Nicht anders ist das Verhältnis der beiden Texte in ihren Berichten über die Landesausstellung 1939 (133 vs. 571-572). In dem früheren Text wird als einzigen „Störfaktor“ in der nationalen Selbstrepräsentation der Widerspruch zwischen der Begeisterung „für den Grundzug schweizerischer Eidgenossenschaft, für diese freie Bruderschaft verschiedener Sprachen“ und der erfahrenen Schwierigkeiten der Kommunikation empfunden, die sich im „freundeidgenössischen Achselzucken“ verkörpern. Im *Dienstbüchlein* wird dahingegen ironisch geschildert, was dem Erzähler „damals nicht auffiel“: „der dezente Geruch von Blut-und-Boden – helvetisch“ (572). Die ausgestellten Gegenstände, die Materialisierungen nationaler Errungenschaften („unser Brauchtum“, die „niedliche Architektur“, die „grossen Schweizer, die Uhrenindustrie) werden gerade zu Beispielen für jenen ideologischen Nationalismus, dem es „entgegen zu halten war“. Typischerweise manifestiert sich dies in dem Pavillon der Armee, wo die „urschweizerische Wehrwille“ als Kern der nationalen Selbstrepräsentation in Gestalt eines steinernen Wehrmannes inszeniert war. Das ausschließlich positive Selbstbild der unberührten Schweiz heißt außerdem Unberührtsein von der zeitlichen Entwicklung („keine Fortsetzung vom Bauhaus, keine Spur von Corbuisier“), das auch im *Stiller* als Inbegriff der substantialistischen Konstruktionsweise nationaler Identität thematisiert wurde. Oft zitiert worden sind die kritisch-ironischen Bemerkungen des Dienstbüchleins („Der Widerspruch, dass die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige die Demokratie“ – 561), die die meistverbreiteten Stereotypen über die Mythen der Neutralität, der Schweizergeschichte und der Schweizer Armee, sowie den unreflektierten Gebrauch von

Phrasen wie „Sterben fürs Vaterland“ (545), „Staatsbürger in Uniform“ oder Militär als „Schule der Nation“ (572) angreifen.²²¹

Die Ironie, das Hauptmittel der Subversion charakterisiert auch die Imitation der Tagebuch-Form, die Dokumentation der Schweizer Untaten und sie bestimmt auch die Textstelle über den „rechten Schweizer“ (557), die als Parodie des *homo alpinus helveticus*-Diskurses zu deuten ist. Zwar wird hier der „rechte Schweizer“ jenseits der körperlichen Merkmalen definiert: „sein haar kann dabei blond oder schwarz sein, das sind nicht seine Merkmale, Spitzkopf, Rundkopf, usw.“) und eher negativ bestimmt („Es gibt einfach Dinge, die ein rechter Schweizer nicht tut“, „Er muss nicht Turner sein, Schützenkönig“, „es hat nichts mit dem Dienstgrad zu tun, [...] auch nichts mit dem Einkommen“, er „muss nicht Bauer sein“, „kein Höfling“). Wesentlich ist jedoch, dass die wichtigsten Züge des rechten Schweizers („etwas Gesundes, etwas „Männerhaftes“) im Militär gelernt und erfahren werden können: „Wer nicht wissen sollte, was ein rechter Schweizer ist, lernt es spätestens beim Militär“, womit ironisch die enge Verknüpfung von Geschlecht, Armee und Nation angedeutet wird.

Diese Subversion der nationalistischen Sinnkonstruktion erreicht in *Schweiz ohne Armee?* ihren Höhepunkt, was auch den erwähnten Weg von der „Kritik“ zum „Zynismus“ bedeutet. Das Verzicht auf direkte Stellungnahme für oder gegen die Abschaffung der Armee mag auch mit dem Entstehungskontext des Textes eng zusammenhängen: er erschien im Sommer 1989, einige Monate vor der Volksabstimmung über die Schweizer Armee, als die Initiative für eine Schweiz ohne Armee von der gesamten Schweizer Öffentlichkeit intensiv diskutiert wurde. Hier liegt wohl auch der Grund dafür, dass dieses letzte und äußerst schnell vergriffene Büchlein von Frisch als erster seiner Texte in alle vier Landessprachen übersetzt wurde. Es wurde noch im gleichen Jahr auch auf französisch (Edition Camoiche in Yvonand) und italienisch (Edizioni Casagrande in Bellinzona) veröffentlicht und erschien Ende Oktober 1989 in der Übersetzung von Flurin Spescha als erstes literarisches Werk in der rätoromanischen Schriftsprache Rumantsch grischun. Der Großvater spricht in dem Palaver gegen die Abschaffung der Schweizer Armee, die der kritische, aus dem *Dienstbüchlein* zitierende Enkel, der aus dem Militärdienst als Korporal entlassene Informatikstudent Jonas

²²¹ Diese Kritik bedeutet zugleich Widerstand gegen Stereotypen im Allgemeinen, so auch gegen die Klischees über die Armee: der Erzähler betont, keine „quälenden Erinnerungen“, keine „boshafte Offiziere“ keine „Ressentiment“ gehabt zu haben (554, 578, 584, 594, 601). Marcel Reich-Ranicki kann wahrscheinlich deswegen behaupten, dass der Text „die üblichen, möglicherweise simplen und klischeehaften Vorstellungen, die wir Nichtschweizer von der helvetischen Armee haben“ bestätigt: „Dass es dort korrekt und human zugeht und das es alles in allem wenn auch nicht eine gemütliche, so doch eine mehr oder weniger brave und sogar harmlose Organisation ist (Reich-Ranicki 1974).

befürwortet. Er wird als Erzähler der beiden ersten Texten identifiziert („Das hast du geschrieben, Großvater [...] *Dienstbüchlein* 1974. Suhrkamp“ – 12) und erhält die außertextuelle Identität des Autors auch an jenen Stellen, wo er über seine Leseerfahrung von Denis Diderot und Uli Bräker berichtet (32). Im Motto des Textes wird die *Schweiz ohne Armee?* diesen beiden Autoren gewidmet und auch die Dialogform des Textes erinnert an Diderots Dialoge. Gegen die Identifikation des (mit Frisch gleichzusetzenden) Großvaters mit dem Autor des Textes spricht aber die Tatsache, dass die Stimme des Großvaters in den Fußnoten auch korrigiert wird, was den selbstironischen Charakter des Textes bestätigt und die Figur des Großvaters als die Dramatisierung der Person von Frisch interpretieren lässt. Das zynische Argument des Alten, dass Jonas Leutnant werden soll und dass die Schweiz ohne Armee „nicht denkbar“ ist, spielt die identitätskonstruierenden Strategien der imaginierten Gemeinschaft der Nation Schweiz gegeneinander ironisch aus. Das Land wird nur von dem Akt der Volksbestimmung (Mythos „direkte Demokratie“) und der Armee zusammengehalten; nach der Logik des Großvaters hat daher auch eine Volksabstimmung für die Abschaffung der Armee einen affirmativen Charakter, weswegen er gar nicht mehr hingehet und das gesamte Unternehmen als sinnlos definiert. In der Abstimmung über die Abschaffung der Armee reduzieren sich die Funktionen der nationalen Identitätskonstruktion quasi autoreferentiell auf die Affirmation, die zum Selbstzweck geworden ist, da Plebiszit und Armee diesmal gegeneinander gerichtet sind. Analog zur „inhaltslosen“ Institution der Volksabstimmung dient die Armee, so der Alte, keinen Verteidigungs- sondern innenpolitischen Zwecken, sie ist eine „Bundessicherheitspolizei, die sich nicht als solche erkennen lässt“.²²² Da die Armee keine Referenz, keine Funktion hat, sondern durch ihre Existenz an sich wirkt, wird die Erinnerung und die Kritik an den Einsatz der Armee im Zweiten Weltkrieg auch belanglos²²³ – der Großvater, der Jonas zwar nicht überzeugen konnte, wirft das *Dienstbüchlein* somit schließlich ins Feuer. Das Ende des Textes (das merkwürdigerweise auch das Ende der Laufbahn von Frisch signalisiert) bedeutet zugleich das Ende, die Vernichtung der schriftlich fixierten literarischen Erinnerung, damit die Schweiz weiterhin „denkbar“ wird. Die resignierte Tat des Großvaters bedeutet wohl keine

²²² Die Meinung des Großvaters stimmt somit mit der von Georg Kreis überein, nach dem „die Propagierung des zivilen Gehorsams der eigentliche Zweck des militärischen Totenkultes“ sei (Kreis 1994: 132). Nimmt man diese Meinung an, so lässt sich behaupten, dass im Falle der unverwendeten Schweizer Armee nur offen zum Vorschein kommt, was auch für andere Nationen und Armeen zutrifft.

²²³ Die Ironie dieser Aussage, das Fragezeichen im Titel des Textes sind die Gründe dafür, dass in mehreren (kurz vor der Volksabstimmung erschienenen) Rezensionen die Haltung des Großvaters zu der Armee als zu wenig subversiv beschrieben wird. Rudolf Bächtold stellt beispielsweise in seiner Rezension „Ist Frisch etwa gar kein Armeegegner?“ die Frage: „Warum hat denn Max Frisch seine Palaver-Parabel nicht schärfer formuliert und direkt auf jene Gefahr gerichtet, die uns nun tatsächlich droht: die Isolierung [...]?“ (Bächtold 1989)

Aufgabe des „Kampfes“, keine Hoffnungslosigkeit, sondern markiert gerade die Notwendigkeit der narrativen Neugestaltung der Vergangenheit, wie es in seiner Vision über eine „lebendige und künftige Schweiz“ steht, vor der nach dem Alten die meisten Schweizer noch Angst haben. In dieser Hinsicht wäre auch jene verbreitete Interpretation dieser Geste zu verstehen, die das *Dienstbüchlein* hier mit dem Dienstbüchlein als Personalausweis und die Tat des Großvaters mit der Verbrennung der Gestellungsbefehle im Amerika zur Zeit des Vietnamkrieges identifiziert. Die Notwendigkeit der Neugestaltung des Denkens über die Nation wird in *Schweiz ohne Armee?* am differenziertesten zur Sprache gebracht. Grund dafür ist, dass sich die Reflexion nicht in der Kritik über die Mängel der Armee und die parodierbare Ideologie des Nationalismus erschöpft, sondern auch den unzeitgemäßen Charakter der thematisierten nationalen Identitätskonstruktion betrifft. Deutlich wird dies in der Beschreibung der Drogenszene hinter dem Nationalmuseum oder des Frühlingsfestes mit Umzug (mit Teilnehmern wie der Top-Manager in der Zunft der Metzger oder ein Professor in Lederschurz der Küfer-Zunft: 67), und selbst in der Auseinandersetzung mit der Generation von Jonas, der von Fernsehen und Informatik begeistert ist und den „Patriotismus“ des Großvaters tadelt.

Der inhaltlichen Komplexität korrespondiert in *Schweiz ohne Armee?* auch die Verstärkung der formalen Dialogizität, die im Vergleich mit den beiden früheren Texten als „Tendenz“ zum Vorschein kommt, und die sich nicht (nur) auf die nachvollziehbare Vermehrung der intertextuellen Bezüge bezieht. Während die *Blätter aus dem Brotsack* als „monologischer“ Bericht über die vergangenen Ereignisse zu deuten ist, wird im *Dienstbüchlein* schon eine latente „Interview-Struktur“ unverkennbar, die an eine typische „Gattung“ von Frisch, an den Fragebogen erinnert. Der gesamte Erinnerungsprozess wird hier durch die immer wieder auftauchenden Fragen im Gange gehalten. „Woran erinnere ich mich genau?“ (544), „Was wir damals vom Krieg wussten?“ (547), „Hätte unsere Armee gekämpft?“ (548), „Was wussten wir? Was wussten wir noch?“ (573), „Was wusste unser Major?“ (608), usw. Der innere Dialog des Erinnerns verwandelt sich im letzten Text offen in einen Dialog (noch deutlicher ist es in der theatralischen Form des Textes, die als *Jonas und sein Veteran* betitelt ist²²⁴), der auch nach dem Verschwinden des einen Partners (nachdem

²²⁴ Die Premiere wurde am gleichen Abend (fünf Wochen vor der Abstimmung) in deutscher und französischer Fassung, in Koproduktion des Zürcher Schauspielhauses und der Lausanner Théâtre de Vidy, in der Inszenierung von Benno Beson herausgebracht. Den Kontext der Entstehung und der Aufnahme des Textes kennzeichnet auch der Wirbel, den die Aufführung im voraus verursachte: die Absetzung des Stückes wurde öffentlich (besonders prägnant in dem Gratisanzeiger *Züriwoche*) verlangt. Mehr dazu in: Sütterlin, Sabine. 1989. *Schriftsteller und Querdenker in der Stube. Die Aufführung von Max Frischs «Jonas und sein Veteran» erzeugte im voraus Wirbel – warum eigentlich?* In: Die Weltwoche, 26.10.1989.

Jonas gegangen war) eine Weile noch weiter geführt wird: „Ja, man ist schon ziemlich feig, Jonas“ (60, kursiv vom Verf.). Als „dritte Stimme“ in *Schweiz ohne Armee?* ist zweifellos das (an *Wilhelm Tell für die Schule* erinnernde) Fußnotenapparat zu interpretieren, das in der Bühnenfassung als Lesung aus einem sich hin und wieder öffnenden Souffleurkasten inszeniert wurde. Hier wird der Haupttext mit langen Zitaten und Angaben ergänzt, deren Erzähler nicht mit dem Großvater gleichzusetzen ist. Deutlich wird dies u.a. am Anfang der Fußnote 26: „Was der Grossvater offenbar vergessen hat: als Gymnasiast meldete ich mich beim FMV [...]“ (79). Der Fokus des Enkels Jonas ist offenbar mit jenem der Fragen im *Dienstbüchlein* zu identifizieren; durch das Zitieren aus dem Text und seine endlosen Fragen repräsentiert er jenen „Erinnerungszwang“, der im *Dienstbüchlein* schon zu spüren war, und gegen den sich der Großvater zu wehren versucht, indem er das Thema immer wieder ablenken will („Reden wir von etwas anderem“ -14, 29, „Warum liest du das vor?“ – 18). Die prägnante Dichotomie der beiden früheren Texten von der Unmöglichkeit (bzw. Unannehmlichkeit) der Erinnerung und dem Erinnerungszwang, von Wissen und Glauben werden in den Figuren des Großvaters und Jonas hier voneinander getrennt. Diese zwei Rollen, zwei Identitäten werden auch als zwei Masken jenes Erzählers lesbar, der hinter dem Dialog „verschwindet“ und sich in die Fußnoten zurückzieht. Die Fragen der Identität des Erzählers und der persönlichen Identität sind von ihrem Verhältnis zu der kollektiven Identität der Nation im Militärdienst auch hier nicht trennbar.

II.3.4. Persönliche Identität. Die Armee als Gegenwelt zur Zivilgesellschaft

Die zunehmende Dialogizität der erzählerischen Identität entfaltet sich im Laufe der drei Texte in dem Medium zwei weiterer Dichotomien, die hinter dem allgemeinen Begriff der Identität stecken. Erstens werden in den Texten (am vorzüglichsten lässt sich dies im *Dienstbüchlein* zeigen) diachron zweierlei Identitäten thematisiert und konstruiert, die sich voneinander wegen der Vergrößerung der Zeitspanne zwischen der erzählten Zeit und der Zeit (und Identität) des Erzählens distanzieren. Es handelt sich nämlich einerseits um die Re-Konstruktion der Kanonier-Identität durch die Korrektur der früheren Erzählung aus der Perspektive der späteren. Damit – wegen der erneuten Vergegenwärtigung der Vergangenheit – entsteht aber zugleich die narrative Identität des Erzählers zur Zeit des Erzählens. Dieser paradigmatische Fall von der narrativen Konstruktion der im Prozess der zeitlichen Veränderung entstehenden Identität könnte man im Sinne Ricoeurs als *ipse*-Identität

bezeichnen. Diese steht im Gegensatz mit der Monadehaftigkeit jener *idem*-Identität, die auf der zeitlichen Beständigkeit der Identität beruht und sich in den Dienstbüchern der Soldaten manifestiert. Das Büchlein, der Ausweis und Beweis der Soldaten-Identität enthält nämlich alle referentialisierbaren Daten der Dienstzeit und zeigt auch nach deren Vergehen unwiderlegbar die Unveränderbarkeit der Vergangenheit, die Untilgbarkeit der Soldaten-Identität auf. Es enthält damit gerade jene „Punkte“, bei denen das Gedächtnis versagt, von denen der Erzähler „keine Ahnung“ hat, „wie sie sich damals zu einer Gegenwart zusammengesetzt haben“ (615). Gleich am Anfang heißt es in diesem Sinne:

„Ich besitze noch das sogenannte Dienstbüchlein (der Diminutiv ist offiziell) mit Sanitärischen Eintragungen (Sehschärfe, Hörschärfe) und Verzeichnis der Mannschaftsausrüstung (Stahlhelm leihweise: 1 Stück 1931, 1 Stück 1952), mit Stempeln von Kommando-Stellen und Handschriften zur Begläubigung geleisteter Dienste (insgesamt 650 Tage) in graues Leinen gebunden, nicht allzu verschlissen.“ (537)

Da der Titel des Textes nicht nur auf das beschriebene Dienstbüchlein des Erzählers, sondern auch auf den gesamten Text zu beziehen ist, wird hier paratextuell die erwähnte Dichotomie der vergangenen und der gegenwärtigen Identitätskonstruktionen interpretiert. Durch die Erzählung wird das alte Dienstbüchlein mit einem neuen „Identitätsausweis“, dem *Dienstbüchlein* ersetzt; die vergessenen Erfahrungen einer unreflektierten oder substantiell konstruierten Identität werden erneut zum Teil der Lebensgeschichte, zum „Katalysator“ der narrativen Identitätskonstruktion.

Der andere Aspekt der Identität bezieht sich auf deren persönliche und kollektive Bestimmtheit, deren Verschränkung bereits am Anfang des *Dienstbüchlein* angedeutet wird: die Erfahrungen mit der Uniform sind „Erfahrungen mit *unserem Land*, mit *sich selbst*“ (538, kursiv vom Verf.). Dementsprechend werden im Erinnerungsprozess im Text die individuelle und die nationale Vergangenheit parallel entdeckt und erzählt, wie es auch in Diggelmanns *Hinterlassenschaft* der Fall ist. Die persönliche Identität ist in den untersuchten drei Texten besonders von den „Erfahrungen mit der Uniform“ geprägt, auch weil diese zeitlich mit dem Eintreten, mit der „Initiation“ des Studenten in das bürgerliche und das literarische Leben korrelieren. („Inhaltlich“ bedeuten sie jedoch einen entgegengesetzten Prozess der Entindividualisierung, wodurch der Militärdienst traditionell auch auf eine Initiation: auf die Aufnahme in den Brüder- und Männerbund der Nation abzielt.) Der Anfang der *Blätter aus dem Brotsack* berichtet über die erste architektonische Arbeit, die aber plötzlich von

Glockenleuten unterbrochen und später mit einem ähnlichen Auftrag zu militärischen Zwecken fortgesetzt wird: „Ein Taubenhaus mit leichtem Strohdach und nun ein bombensicherer Umstand [...] dies also wären die beiden ersten baulichen Aufträge“ (137). Die Aufträge könnten mit dem dritten Auftrag, mit der Bestellung eines „Schreibens an die Eidgenossenschaft“ (127), d.h. dem literarischen Anfang ergänzt werden. Die Zeit der Entfaltung des individuellen Lebens korreliert paradoxerweise mit der Erfahrung der Entindividualisierungsmechanismen in der Armee: mit der „Erziehung“ zur Gehorsamkeit, dem Entzug des persönlichen Raumes (584) und der Gleichschaltung individueller Unterschiede, deren Symbol im allgemeinen die Uniform ist²²⁵. (Nicht von ungefähr werden militärische Erfahrungen im Text einfach als „Erfahrungen in der Uniform“ und die Urlaub als eine Zeit „wieder im weissen Zeichenkittel“ bezeichnet: 588.) Die Reflexion über sie bekommt im *Dienstbüchlein* auffällig viel Raum, woraus man auch auf das bereits geschilderte Körperkonzept des Militärs, der „Schule“ der Männlichkeit schließen kann. Die Aufzählung mannigfaltiger Bestandteile der Soldatenbekleidung (Helm, Waffenrock, Exerzier-Hose, Exerzier-Mütze, kragenloses Hemd, usf. – 542, 550, 593) deckt eine Funktion der Uniform auf: das Verdecken des Körpers, das Verdrängen der Körperlichkeit - die Uniform „wurde lästig, wenn man verliebt war. [...] Auch sie legte ihre Hand nicht auf den Waffenrockärmel“ (593). Zugleich ist der Soldatenkörper in Uniform der ideale, kräftige und begehrenswerte Körper, dessen Männlichkeit jedoch keinen erotischen Inhalt haben darf: „Inbegriff des Zivilen: der Schwanz“ (570). (Die Frauen – auch sie gehören zum „Schweizervolk“ [143] – repräsentieren in den drei Texten als Dienstmagd oder Geliebte die nur beschränkt anwesende zivile Gegenwart: die sonst üblichen Zoten bleiben in ihrer Gegenwart aus. [570]).

Betreffenderweise wirkt die Armee auf den Erzähler als „Schule“, wie im vorigen Kapitel angedeutet, ambivalent, was sich nicht nur im Erleben der Inkongruenz der nationalen Ideologie, der Heterogenität der nationalen Gemeinschaft oder im Nicht-Erleben nationaler Inhalte (der Natur) manifestiert, sondern auch darin, dass im Text die Identifikation mit der Nation aus privaten Gründen erfolgt: der Erzähler war in Sorge um eine Jüdin in der Schweiz. Die Identität der Soldaten wäre dahingegen jenseits der bereits gegebenen

²²⁵ Die liminale Lage des neuen Soldaten, der als „Zielscheibe“ dieses uniformisierendes Mechanismus alle Zeichen seiner früheren, zivilen und privaten Identität verlor (Kleid, Haar, Privatsphäre), wurde nach Frevert mit einer besonderen Rhetorik kompensiert. Darin wurde die Armee als eine Metapher der Nation und auch der Familie interpretiert, was sich nicht nur im Konzept der Kameradschaft als Mittel der Differenzüberwindung manifestiert, sondern auch in einer familiären Rollenaufteilung. Dem Oberst kam nach Frevert die Autorität des Vaters und dem für den Alltag zuständigen Feldwebel die Rolle der Mutter zu, während sich die Soldaten als brave Kinder identifizieren konnten. Frevert 2001.

beruflichen, regionalen, familiären Identitäten zu konstruieren (in Northrop Fryes Worten hieße es, dass die sekundären Interessen die primären überlagern), und das erklärt, warum das Militär eine Lösung für individuelle „Identitätskrisen“ bietet, wie es in den Geschichten von Graf Öderland, Isidor oder Stiller paradigmatisch zum Vorschein kam. Diese eindeutige Identität des Soldaten wird im Bezug zum zivilen Bereich konstruiert, was das Schweizer Milizsystem regelmäßig ermöglicht oder sogar erzwingt, weshalb auch in den behandelten Texten die zivile Perspektive gegenwärtig wird (567, 588, 605). Der neue Raum und die neue Zeit des Militärs konstruieren auch hier eine neue Identität, und die Liminalität dieses Ausnahmezustandes kommt gerade bei der Beurlaubung des Kanoniers besonders prägnant zum Vorschein. Typischerweise empfindet der Heimkehrer – und hier ist auch an Stiller zu denken – sein „unverändertes“ Zuhause als eine fremde Welt, als „Besuchsort“ („wer an daheim denkt, der denkt eben an Urlaub, an einen Besuch bei sich selber“ - 154), dessen Koordinaten der Identität des Betrachters ähnlich fraglich werden: die Zeit ist stehengeblieben (171), die Frage der Identität wird gestellt („Wo gehöre ich hin?“ – ebd.). Das zivile Leben vertritt in dem *Dienstbüchlein* das Schweigen, das Nicht-Erinnern-Können des displazierten Heimkehrers („Im Urlaub, wieder im weissen Zeichenkittel, vergass ich sofort“ – 588), was auf jene Status der Armee aufmerksam macht, die eine Voraussetzung für ihre identitätsstiftende Funktion ist. Als nicht-zivile, geschlossene Welt mit eigener Sprache, eigenen und einzigartigen Raum- und Zeitstrukturen ist dem Militär (wie auch dem Lungensanatorium und Davos in *Dem Zauberberg* oder im *Stiller*) die Bedeutung eines anderen Ortes oder Heterotopos (Foucault) zuzuschreiben.

In *Blätter aus dem Brotsack* wird der Transit vom zivilen Bereich in den „anderen Ort“ der Armee beschrieben: „...und jetzt hockt man da, nicht nur am anderen Zipfel unseres Landes, in einer anderen Welt überhaupt: es ist, als habe die Zeit einen Sprung bekommen“ (114); „Jetzt, plötzlich, dünkt man sich sehr groß, gleichsam so, dass man über seine Raumverdrängung nicht wenig staunt [...] Überhaupt scheint aller Maßstab verloren, als löse sich jedes Verhältnis zur Umwelt“ (134). Auch die Zeitlosigkeit wird häufig betont: man hat „nicht das geringste Gefühl für die Zeit, die äußere, so wenig, wie in den Träumen“ (136); im *Dienstbüchlein* wird die gleiche Erfahrung als eine unfassbare, un wahrnehmbare „Gegenwart“ beschrieben (540). Es ist gerade diese Zeitlichkeit des Militärs, die die nicht-zivile Identität und Qualität hervorruft: die Soldatenwelt erscheint wie ein Traum (164) oder eine Märchenwelt (Jurgensen 1972: 12). Die radikale Neuheit der soldatischen Identität wird in der Beschreibung der Männer als „seltsame Gestalte“ (114), als „Käfer“ (115), als „Heinzelmännchen“ (117) zur Sprache gebracht; im *Dienstbüchlein* steht hierfür das

„Säugling“ und „Fötus“ (609) oder „Insassen einer Anstalt“ (550)²²⁶. Es ist nicht unmittelbar die körperliche Bedrohung, sondern gerade diese Zeitwahrnehmung im militärischen Raum (die Zeitlosigkeit, die Traum-Qualität), die den Soldaten sie eigene körperliche Vergänglichkeit bewusst macht: „dass es überhaupt noch eine Zeit gibt – wir greifen ans Kinn, wir spüren es nur noch an unserem Bart“ (140), an einer anderen Stelle heißt es:

„ Ein Schlaf, ein Traum vielleicht. [...] Wie ein Versinken in tieferes Wachsein, und zugleich, als schlucke es den Körper in die Erde hinab. [...] Aus allen Poren schwitzte der Körper, und man fühlte ohne Unterlass: wie die Zeit vergeht. [...] Und man fühlte es ganz leiblich: wie diese Glieder, sie werden zerfallen, einfach zerfallen, tot sein und aufhören, wie Zunder zerfallen“ (164)

Eine andere „Gegenwelt“ zur Militär – solche waren das zivile Leben und die Frauen auch – bedeutet die Natur. Der Militärdienst ist für den Erzähler eine ästhetische Erfahrung (gemeint ist hier nicht nur sein literarischer Auftrag): es bietet ihm einen Anlass zur Aneignung der Natur, wie es in den zahlreichen lyrischen Naturbeschreibungen in *Blätter aus dem Brotsack* zum Vorschein kommt. Das Naturerlebnis war im Falle der Schweiz ohnehin mit politischer Emotion verschmolzen, als Schauplatz und Metapher der „Schweizergeschichte“. In Kriegszeiten aber, so Mosse, verschränkt sich die Aneignung der Natur immer mit nationalen und transzendenten Inhalten. Die gesteigerte Naturwahrnehmung der Soldaten (und dies trifft auf das „Alpenreduit“ insbesondere zu) stellt der Welt des Krieges die vorindustrielle, ideale Welt der Ewigkeit, der Unschuld entgegen und sorgt für das Erleben der Kontinuität mit der nationalen Vergangenheit. Dadurch wird die Wirklichkeit des Krieges ertragbar und Opferbereitschaft für das Vaterland motiviert (Mosse 1993:134, 141). In den drei Texten (vor allem in dem ersten) bietet die Natur vorzüglich ästhetischer Wahrnehmung Anlass, sie dient als metaphorischer „Spiegel“ der zeitlichen Vergänglichkeit und deren Überwindung durch die zyklische Erneuerung. „Natürlich“ kommt dem Aktivdienst hier die Bedeutung eines unnatürlichen Ausnahmezustandes zu: „Zum erstenmal glauben wir an den Winter, ganz und gar, ohne zugleich an einen Frühling zu glauben“ (128)²²⁷.

²²⁶ Hier hat man es mit einem möglichen Hinweis auf den Dorfidioten in *Blätter aus dem Brotsack* (143-144) zu tun, der „dorfauf und dorfab geht, eine alte Zaunlatte auf der Schulter, andächtig bemüht, uns gleichzukommen“ (144). Jurgensen interpretiert diese Figur nicht mit Unrecht als einen metaphorischen Spiegel des eigenen Handelns der Soldaten und dessen „Schwachsinnigkeit“, der unmittelbar zur Selbstreflexion führt (Jurgensen 1972: 25).

²²⁷ Eine eingehende Analyse der Wahrnehmung und Rolle der Natur in den *Blätter aus dem Brotsack* findet sich bei Jurgensen 1972.

Das Vergehen der alltäglichen, der „zivilen“ Zeit, die normalerweise die Vergänglichkeit des Körpers, und die Unsicherheit der Identitätskonstruktion impliziert, wird in der eigenartigen Zeitlichkeit des *Heterotopos* Militär erfahren, und am Ende der *Blätter aus dem Brotsack* als Gefährdung beschrieben: „Noch in den Dingen, die fortan bloß deine eigenen sind, waltet die Zeit. [...] Schroffer, rücksichtsloser, schmerzlicher, aber auch klarer und gültiger, großzügiger, mutiger fallen die menschlichen Entscheidungen unter dem Segen einer großen bewussten Gefährdung, die alles überträgt, stündlich“ (173). Mit dem Vergehen dieser Zeit zwischen der Erfahrung des Kanoniers und derer schriftlichen Fixierung in den beiden späteren Texten wird aber gerade diese „Gefährdung“ fruchtbar gemacht: als Konstruktion einer *ipse*-Identität, sowohl für den Erzähler, als auch für die Nation.

III. Fazit und Ausblick auf weiterführende Perspektiven der Forschung

In der vorliegenden Arbeit wurde der Versuch unternommen, ausgehend von Theorien über die „Narration der Nation“ das Verhältnis zwischen der narrativ strukturierten, sprachlich und sozial konstruierten Nation und der „explizit“ narrativen, literarischen Narration (zwischen der „Schweiz“ und der „Sprache“) näher zu betrachten. Dadurch wurde einerseits die Schweiz als „Erzählung“ behandelt: die geschichtliche Entwicklung der Narration, Struktur und Bildlichkeit der Nation und die schriftlichen und mündlichen Konstruktionsmedien der nationalen Identität in der Schweiz. Andererseits wurden in den ausgewählten Frisch-Texten die Zusammenhänge zwischen der narrativen Struktur bzw. dem Erzähldiskurs des literarischen Textes und verschiedenen Aspekten nationaler und kollektiver Identitätskonstruktion (Geschlechtsidentität, Geschichtswissenschaft, Militär), ihren rhetorischen Strategien aufgezeigt. Den Ausgangspunkt des Verfahrens bedeutet der narrative Charakter der Nation und des literarischen Textes; dieser Zusammenhang zwischen narrativen Texten bzw. narrativen Strategien der Sinnbildung und der Identität von Individuen und Gemeinschaften wurde in Anlehnung an Paul Ricoeurs Ansatz über den dreifachen Mimesis und die narrative Identität erläutert. Die Untersuchung ließe sich freilich sowohl synchron, als auch diachron ergänzen: sie wäre auf „klassische“ und frühere Autoren der „Schweizer Literatur“ (wie Gottfried Keller, Albrecht von Haller oder Johann Caspar Lavater) zu beziehen, sowie auf den Umgang der zeitgenössischen Literatur mit dem nationalen Mythos der Schweiz (Markus Werner, Tim Krohn, Ruth Schweikert). Genauso naheliegend ist aber die Erweiterung der kulturwissenschaftlichen Forschung, der narratologischen Analyse auf nicht-literarische Medien der Nation, wie Bilder und Filme. Zum Schluss sollen ferner zwei aktuelle Ansätze vorgestellt werden, die die Erforschung des Themas auf eine komplexere theoretische Basis stellen: Die (im Kapitel I.4.c. bereits erwähnte) Forschungsrichtungen: Michael Böhlers Ansatz zu einer „Ästhetik der Differenz“ und das Nationalfondsprojekt der Universitäten Lausanne, Neuchatel und Zürich zum Thema „Hybridisierungs- und Universalisierungstendenzen in der deutsch- und französischsprachigen Literatur der Schweiz des 20. Jahrhunderts – Dynamik und Struktur kultureller Austausch- und Transferprozesse“.

Böhler schlägt in seinem Konzept einer *Ästhetik der Differenz* grundsätzlich vor, den Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Fremden nicht auf nationale Weise – im Bezug auf die innerschweizerische Differenzen oder auf jene z.B. zwischen der Schweiz und Deutschland –, sondern (inner)sprachlich zu interpretieren (Böhler 1991). Als ein Medium der grundlegenden sprachlichen Differenz, die die deutschsprachigen Literatur der Schweiz

bestimmt, versteht er die *mediale Diglossie*²²⁸ in der Deutschschweiz: das Spannungsfeld zwischen der hochdeutschen Schriftsprache und dem gesprochenen alemannischen Dialekt des Schweizerdeutschen. Das gesprochene Schweizerdeutsch und die geschriebene Hochsprache werden dabei als Medien des Eigenen, während das gesprochene Schriftdeutsch und die geschriebene Mundart als jene des Fremden behandelt. Texte schweizerdeutscher Schriftsteller – vor allem, wenn sie auf ihre sprachliche Polyphonie hin befragt werden, lassen daher, so Böhler, die Differenz zwischen dem Geschriebenen und Gesprochenen (dem Bezeichnenden und dem Bezeichneten) und jene Aneignung des Fremden zum Vorschein kommen, die auch den hermeneutischen Prozess des Verstehens bestimmt. Der literarische Text des schweizerdeutschen Schriftstellers wird bei Böhler zum offen rhetorischen Medium oder Austragungsort der hermeneutischen Spannung von Eigenem und Fremden (Böhler 1985: 248), er wird aber auch jenem dritten Ort oder *third space* ähnlich, wo Eigenes und Fremdes intensiv aufeinander stoßen und ihre Dichotomie überwunden wird. Böhlers Ansatz zur Differenzästhetik verbindet schlussendlich kulturelle Alteritätsphänomene mit poetischen Differenzphänomenen wie Polyphonie und Dialogizität und auch mit der poststrukturalistischen Fragestellung nach dem Bruch im Verhältnis der Sprache zum Repräsentierten und der „spurenmässigen Mitpräsenz des abwesenden Anderen oder des ausgegrenzten Fremden im Eigenem“ (Böhler 1991: 78). Die Schweizer Literatur trage nämlich in polyphonen, mehrsprachigen Texten, so das Ergebnis seiner Ausführungen, die Differenz zwischen dem Eigenen und Fremden ästhetisch aus: in Spuren der Abwesenheit der gesprochenen Sprache, als „Gleichzeitigkeit des sprachlich je verschiedenen von Mundart und Schriftsprache“ (ebd. 91).

Böhlers differenzästhetische Annäherung interpretiert damit Bachtins Begriff der Polyphonie nicht unbedingt im Sinne einer Stimmenvielfalt, sondern als Rede- oder eher Sprachvielfalt, die aber durchaus als Medium und Untersuchungsbereich von Auseinandersetzungen widerstreitender Weltansichten fungieren kann. Ein typisches semantisches Feld, das die „Spuren“ der Mundart in der Schriftsprache im literarischen Text auszeichnen, wäre beispielsweise das vertraute Schema Muttersprache – Vatersprache, das

²²⁸ In der gesprochenen Sprache wird fast ausschließlich das Schweizerdeutsche verwendet: in Ansprachen, immer mehr in den Kirchen und politischen Gesprächsrunden, im Radio zu 50 Prozent, und in den Schulen auch (außerhalb des Deutschunterrichts). Das Hochdeutsche ist dahingegen mit wenigen Ausnahmen (wie die Mundartdichtung oder die Sprache der Werbung) die dominante Schriftsprache. Wegen der Medialität dieser Diglossie betrachtet Böhler das gesprochene Hochdeutsch und das geschriebene Schweizerdeutsch als eigentliche Medien der Fremdheit – nicht ohne Grund sind Dialektschauspiele populär, im Gegensatz zur Mundartpoesie (Böhler 1985: 243-237). Der Ausdruck „mediale Diglossie“ stammt von Peter Sieber und Horst Sitta (Böhler 1991: 91).

bekanntlicherweise in Dürrenmatts Text *Persönliches über Sprache* auf die Literaturproduktion in der Deutschschweiz bezogen wird:

“Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine ‚Vatersprache‘. Das Schweizerdeutsche als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine ‚Vatersprache‘ die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers. Er steht der Sprache, die er schreibt, gegenüber“ (Dürrenmatt 1988: 462).²²⁹

Das „fremde“ Wort, d.h. die geschriebene Mundart in der innersprachlichen Polyphonie von Prosatexten kann in diesem Sinne tatsächlich, wie Böhler es auch annimmt, die Subversion der „logozentrischen Repression“ des Hochdeutschen vergegenwärtigen, auch wenn diese Fragestellung auf keinen Fall zu verabsolutieren ist.

Polyphone Textstellen decken nicht selten jedoch vom weiten mehr auf, als die mit dem Schema „Muttersprache-Vatersprache“ bezeichnete Dichotomie. Bhabha interpretiert in seiner Unterscheidung zwischen dem Performativen und dem Pädagogischen die Bedeutungen der performativen bzw. konstativen Funktionen der Sprache: die Spaltung des Subjektes in ein sprechendes und gesprochenes Subjekt, den Widerstreit zwischen ihrer Repräsentation in der symbolischen Ordnung und ihrer diskursiven Hervorbringen im Akt narrativer Performanz in Bezug auf die Nation. Ähnlicherweise ist auch die Unterscheidung zwischen einer – möglicherweise subversiven - gesprochenen „Muttersprache“ und der – gegebenenfalls Eindeutigkeiten festschreibenden - geschriebenen (und daher per se verfremdeten) „Vatersprache“ kein „schweizerisches“, d.h. in einem realen und konkreten historisch-kulturellen Kontext lokalisierbares, sondern ein allgemein sprachliches Phänomen. Dürrenmatts Unterscheidung, die u.a. die Grundlage der Böhlerschen Differenzästhetik bedeutet, ist übrigens bereits in Henry David Thoreaus *Walden* reflektiert, der die bewusst erlernte und neue Bedeutungen generierende Schrift- oder Vatersprache der passiv empfangenen, flüchtigen Mundart oder Muttersprache gegenüber bevorzugt²³⁰. Bedeutender ist jedoch der Gebrauch des Begriffspaares im Kontext postkolonialer Theorien, wo die

²²⁹ Die Spannung zwischen der Mundart und der auch als Fremdsprache empfundenen Schriftsprache wurde bereits beim Mörkofer und Baechtold im 19. Jahrhundert erwähnt (Rosenberger 2001: 197). Einleuchtend sind in dieser Hinsicht auch die Ergebnisse der Werkanalysen und Werkstattgesprächen mit Schriftstellern und Wissenschaftlern über die Mundart und die Hochsprache, die im folgenden Band dokumentiert sind: Peter André Bloch. 1971. (Hg.). *Der Schriftsteller und sein Verhältnis zur Sprache dargestellt am Problem der Tempuswahl. Eine Dokumentation zu Sprache und Literatur der Gegenwart*. Bern: Francke.

allgemein sprachliche Grundlage der Spaltung der Sprache in „Muttersprache-Vatersprache“, ins „Pädagogische und Performative“, ins Fremde und Eigene. Das gespaltene Verhältnis postkolonialer Autoren zur englischen Sprache, die mit Erinnerungen an die koloniale Macht behaftet ist aber gleichzeitig identitätsstiftende Mythen der indigenen Kultur tradiert, eröffnet auch einen *third space*.²³¹ Dieser ist im Lichte identitäts- und gedächtnistheoretischer Einsichten in die konstitutive Bedeutung des Fremden und der zunehmenden Präsenz von „Fremdheit“ innerhalb der eigenen Kulturen auch in jenen Kulturen der nachkolonialen Zeit zu betrachten, die über keine koloniale Vergangenheit verfügen, aber auch von analogen Macht- und Identitätsstrukturen geprägt sind.

Sprachliche hybride Textstellen in der deutschsprachigen Prosa der Schweiz bringen jene Polyphonie oder Redevielfalt, Multiperspektivität und Dialogizität zum Vorschein, die nach Bachtin jeder sprachlichen Äußerung innewohnt. Eine mögliche „Ästhetik der Differenz“, deren Untersuchungsgegenstand sie darstellen, ist als ein Versuch zu verstehen, theoretisch und methodologisch einen adäquaten Hintergrund zur Analyse der Literatur aus der Schweiz zu gewähren. Die sprachliche Heterogenität des Produktionskontextes stellt jedoch, so u.a. Daniel Müller Nielaba, keinen „Sonderfall“ dar, sondern modelliert eher das zum internationalen Kulturthema gewordene innerkulturelle „Fremdheit“. „Modellfall“ statt „Sonderfall“²³² wäre allerdings auch zu viel gesagt: die eigene Vielfalt als Grundstein einer möglichen Differenzästhetik, die die Zusammenhänge von literarischer Polyphonie und Sinn- bzw. Subjektkonstitution am Kreuzungspunkt von Diskursen und Ordnungen erläutert, kann auch Ansätze veranlassen, die ihrer ursprünglichen Zielsetzung und den (poststrukturalistischen) theoretischen Annahmen widersprechen. Nicht zu übersehen ist beispielsweise die Gefahr, dass die Akzentuierung der kulturellen Differenzen der Viersprachigkeit und der medialen Diglossie die einer (die Differenzen aufrechterhaltenden oder homogenisierenden) Utopie von kultureller Vielfalt bestätigt. Das hieße einerseits, dass

²³⁰ Thoreau, Henry D. 1992 [1966] *Walden and Resistance to Civil Government*. New York-London: W.W. Norton: 67-75. Für den Hinweis auf Thoreaus Text gilt mein Dank Aleida Assmann.

²³¹ S. beispielsweise Cecil Giscombe: „I have no other language but English [...] but am keenly aware that this language, this mother of tongue, comes tainted with a certain history of colonialism and imperialism – therefore becoming a father tongue.“ (Giscombe, Ceceil. 1997. *Father Tongue*. In: Nourbese, Philip. (Hg). *A Genealogy of Resistance and other essays*. Toronto: The Mercury Press: 128-132: 129. Für den Hinweis auf Giscombes Text gilt mein Dank Monika Reif-Huelser.

²³² Es stimmt zwar, dass die schweizerische Mundart im Gegensatz zu den Dialekten in Deutschland ein Sonderfall darstellt, da sie zunehmend und von allen gesellschaftlichen Schichten gebraucht wird, die Verfremdungs- und Aneignungsprozesse beim Schreiben dahingegen sind aber keine spezifisch schweizerische, sondern eher eine sprachliche Erscheinung, was Böhler auch zugibt. Daher schlägt er vor, die Schweizer Literatur in dieser Hinsicht nicht als einen Sonderfall, sondern einen Modellfall (die Schweizer Literatur als Modell des Schreibaktes) zu betrachten (Böhler 1985: 252), wie es hier schon in der Bezeichnung der Schweiz als offen rhetorische Nation (als „Modell“ der Nationalisierungsprozesse) auch vorgenommen wurde.

der Verweis auf die eigene Differenz die Offenheit gegenüber anderen Minoritäten verhindert, dass man „im Sinne der Willensnation am liebsten auf sich selber zeigt, sobald von kulturellen Minoritäten die Rede ist. Und es ist gerade dieser Verweis auf die immer schon dagewesene ‚eigene Differenz‘, der eine [...] Offenheit gegenüber anderen Minderheiten verhindert“ (Caduff 1997: 11). Daniel Müller-Nielaba befürchtet andererseits, dass die differenzästhetische Analyse polyphoner Texte aus der Schweiz weniger auf den permanenten Aufschub von Bedeutungen in der Schrift konzentriert, sondern auf den Unterschied, der auch in einer „außensprachlicher“ Realität abgesichert wird (Nielaba 1997: 27))²³³. Beide „Gefahren“ sind jedoch zu vermeiden, wenn man jene Texte näher betrachtet, deren polyphone Sprachspiele als zusätzliche Bedeutungsträger fungieren, für Erzähldiskurs konstitutiv werden. Die Differenzästhetik ist deutlich produktiv einzusetzen bei der Interpretation der neueren deutschsprachigen Prosa der Schweiz, die tendenziell mit Mehrsprachigkeit operiert und mit der Pluralität der Stimmen eine Vielfalt alternativer Sinnzuschreibungen konstituiert, wie Tim Krohns *Quatemberkinder* und Beat Sterchis Roman *Blösch*. Ihre differenzästhetische Betrachtung verbindet – der kulturwissenschaftlich neuinterpretierten Dialogizitätstheorie Bachtins ähnlich – ästhetische und kulturhistorische Identitäts- und Alteritätsphänomene, ohne den Essentialismus eines nationalkulturellen Austauschmodells: als literaturwissenschaftlicher Diskurs über die Literatur aus der Schweiz, wobei die Schweiz die keine apriorische Entität, sondern eine performativ konstruierte sprachliche Figur ist. Damit erweisen sich die in diesem Kapitel vorgestellten Ansätze als mögliche (und erwünschte), weiterführende Perspektiven des vorliegenden Forschungsprojekts: sie sind theoretisch fundierte Zugangsweisen zur Literatur der Schweiz zu betrachten, die das Verhältnis von Nation und literarischer Narration, den Zusammenhang zwischen dem literarischen Text und ihrem Kontext der kulturellen Sinnproduktion erläutern, ohne dabei auf einen substantialistischen Begriff der Nationalliteratur zu rekurreren.

²³³ Sein alternativer Vorschlag (als Ergänzung zu der Differenzästhetik) ist – ich muss summarisch verfahren – (statt oder) als Literaturgeschichte der Schweiz jenen *mise en abîme*-artigen Prozess zu untersuchen, in dem Auto- und Heterostereotypen über die Schweiz literarisch reflektiert oder bestätigt worden sind. Daher sollte man die „schweizerische Literaturgeschichtsschreibung“ nach ihm als die Dekonstruktion der „Literaturgeschichtsschreibung“ (neu)schreiben (ebd. 38) Die literarischen Konstruktionen des Eigenen und des Fremden sind auch für jene Untersuchung von zentraler Bedeutung, die die Narration der Nation als ein Vorgang betrachtet, in dem die narrative Identität (der Nation) durch die Produktion und Rezeption von Geschichten zustande kommt. Damit könnte man auch eine in diachrone Richtung erweiterte Fassung der vorliegenden Arbeit in eine „Literaturgeschichte“ einreihen, die das folgende Zitat von Nielaba als treffender Schluss der obigen Unterlegungen beschreibt: „Die entelechische Struktur, der eine Schweizer Literaturgeschichte nachzuforschen hätte, wäre [...] anzugeben im selbstreflexiven Charakter der allegorischen Figur ‚Schweiz‘ und deren historischer Entfaltung im literarischen Spiegelkabinett – Problem wie Methode einer Literaturgeschichtsschreibung in der Schweiz wären dann allererst zu erfassen als Lektüre der eigenen Mitschrift am Text ‚Schweiz‘, als nur lesend zu lösendes Sprachproblem also“ (Nielaba 1997: 35).

Literatur zum Teil I.

1. Altermatt, Urs et al. (Hg.). 1998. *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert.* Zürich: Chronos.
2. Amrein, Ursula. 2001. *Diskurs der Mitte. Antimoderne Dichtungstheorien in der Schweizer Germanistik vor und nach 1945.* In: Caduff 2001: 43-65.
3. Anderson, Benedict. 1998 [1983]. *Die Erfindung der Nation.* Frankfurt a. M./New York: Campus.
4. Anderson, Benedict. 1991 [1983]. *Imagined Communities: Reflections on the Origins and Spread of Nationalism.* London: Verso.
5. Arnold, Martin. 2001. *Von der Landi zur Arteplage. Schweizer Landes- und Weltausstellungen (19-21. Jahrhundert). Hintergründe und Erinnerungen.* Zürich: Orell Füssli.
6. Assmann, Jan. 1992. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in den frühen Hochkulturen.* München: Beck.
7. Assmann, Aleida. 1993. *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee.* Frankfurt a. M./New York: Campus.
8. Assmann, Aleida & Assmann, Jan. 1994. *Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis.* In: Merten, Klaus et al (Hg.). *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft.* Opladen: Westdeutscher Verlag: 114-140.
9. Assmann, Aleida. 1996. *Im Zwischenraum zwischen Geschichte und Gedächtnis. Bemerkungen zu Pierre Noras »Lieux de mémoire«.* In: Francois, Etienne (Hg.). *Lieux de Mémoire. Erinnerungsorte.* Berlin: Centre Marc Bloch: 19-27.
10. Assmann, Aleida & Frevert, Ute. 1999. *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit: vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1845.* Stuttgart: Dt. Verlag- Aust.
11. Assmann, Aleida. 1999. *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer.* Köln-Weimar-Wien: Böhlau.
12. Assmann, Aleida. 2002. *Utopie der Medien, Medien der Utopie: Druckerpresse und Internet – von einer Gedächtniskultur zu einer Aufmerksamkeitskultur.* www.ub.uni-konstanz.de/kops...02/836/html/zdm/beitrg/Assmann.htm)
13. Bachtin, Michail. 1969. *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur,* München: Hanser.

14. Bachtin, Michail. 1989. *Epos und Roman. Zur Methodologie der Romanforschung*. In: ders. *Formen der Zeit im Roman: Untersuchungen zur historischen Poetik*. Frankfurt a.M.: Fischer: 210-251.
15. Bättig, Joseph & Leingruber, Stephan. (Hg.). 1993. *Grenzfall Literatur. Die Sinnfrage in der modernen Literatur der deutschsprachigen Schweiz*. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag/Paulusverlag.
16. Benjamin, Walter. 1991. *Über den Begriff der Geschichte*. In: ders., *Gesammelte Schriften I.2.*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 693-704.
17. Berding, Helmut. (Hg.). 1994. *Nationales Bewusstsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
18. Berding, Helmut. (Hg.). 1996. *Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 3*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
19. Berger, Peter & Luckmann, Thomas. 1999. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
20. Bhabha, Homi K. 1990. *Nation and Narration*. London/New York: Routledge.
21. Bhabha, Homi K. 2000. *DissemiNation. Zeit, narrative Geschichte und die Ränder der modernen Nation*. In: ders. *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg: 207-255.
22. Bichsel, Peter. 1991. *Rede am Totenfeier von Max Frisch*. In: *Max Frisch: 15. Mai 1911 – 4. April 1991*. Totenfeier in der Kirche St. Peter, Zürich am 9. April 1991. Zürich: Max Frisch Stiftung: 21-39.
23. Bichsel, Peter. 2001. *Schweizer Dialektologie und nationale Identität in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts. Mit einer kleinen Geschichte des Zürcher Lehrstuhls für germanische Philologie*. In: Caduff & Gamper 2001: 299-318.
24. Böhler, Michael, 1985. *Deutsche Literatur um kulturellen Spannungsfeld von Eigenem und Fremden in der Schweiz*. In: Wierlacher, Alois. (Hg.). *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München: iudicium. 234-261.
25. Böhler, Michael. 1996. *Nationalisierungsprozesse von Literatur im deutschsprachigem Raum: Verwerfungen und Brüche – vom Rande betrachtet*. In: Huber, M. et al. (Hg.). *Bildung und Konfession. Politik, Religion und literarische Identitätsbildung 1850-1918*. Tübingen: Niemeyer. 21-38.
26. Bronfen, Elisabeth & Marius, Benjamin. 1997. *Hybride Kulturen. Einleitung zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. In: Bronfen, Elisabeth et al. (Hg.) *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*: 1-29.

27. Buchbinder, Sascha. 2002. *Der Wille zur Geschichte. Schweizergeschichte um 1900 – die Werke von Wilhelm Oechsli, Johannes Dierauer und Karl Dändliker*. Zürich: Chronos.
28. Bucher, André. 2001. *Zur Rezeption der klassischen Moderne in der Schweizer Germanistik. Untersuchungen zu Ermatinger, Faesi, Muschg und Steiger*. In: Caduff 2001: 65-85.
29. Burger, Hermann. 1971/72. *Des Schweizer Autors Schweiz. Zu Max Frischs und Peter Bichsels Technik der Kritik an der Schweiz*. In: *Schweizer Monatshefte*. 51.: 755-762.
30. Butler, Judith. 2002. *Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie*. In: Wirth, Uwe. (Hg.). *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 301-322.
31. Caduff, Corina.(Hg.). 1997. *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich: Limmat
32. Caduff, Corina & Gamper, Michael. (Hg.). 2001. *Schreiben gegen die Moderne. Beiträge zu einer kritischen Fachgeschichte der Germanistik in der Schweiz*. Zürich: Chronos.
33. Camartin, Iso. 1995. *Die vier Literaturen der Schweiz*. Zürich: Pro Helvetia.
34. Capitani, Francois & Germann, Georg. (Hg.). 1987. *Auf dem Weg zu einer schweizerischen Identität 1848-1914*. Freiburg: Universitätsverlag.
35. Capitani, Francois. 1987. *Die Suche nach dem gemeinsamen Nenner. Der Beitrag der Geschichtsschreiber*. In: Capitani 1987: 25-38.
36. Castoriadis, Cornelius. 1984. *Gesellschaft als imaginäre Institution*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
37. Dändliker, Karl. 1900. *Geschichte der Schweiz mit besondere Rücksicht auf die Entwicklung des Verfassungs- und Kulturlebens von den älteren Zeiten bis zur Gegenwart*. Zürich: Friedrich Schultheß.
38. Durkheim, Emile. 1984 [1981]. *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
39. Eco, Umberto. 2002 [1968]. *Antwort auf Harry Lime*. In: Kohler 2002: 135-149.
40. Eliade, Mircea. 1957. *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Hamburg: Rowohlt.
41. Ermatingen, Emil. 1933. *Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz*. München: Beck.
42. Finsen, Hans Carl. 2001. *Die Rhetorik der Nation. Redestrategien im nationalen Diskurs*. Tübingen: Attempo.

43. Fischer-Lichte, Erika. 1998. *Auf dem Wege zu einer performativen Kultur*. In: Fischer-Lichte, Erika (Hg.). *Theater seit den 60er Jahren*. Tübingen: Basel: Francke: 1-15.
44. Fohrmann, Jürgen. 1989. *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesieschreibung zwischen Humanismus und deutschem Kaiserreich*. Stuttgart: Metzler.
45. Frisch, Max. 1998 [1976]. *Die Schweiz als Heimat?* Rede zur Verleihung des Grossen Schillerpreises. 1974. In: Hans Mayer. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Sechster Band. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 509-519.
46. Frevert, Ute. 2001. *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München: Beck.
47. Gellner, Ernest. 1991 [1983]. *Nationalismus und Moderne*. Berlin: Rotbuch.
48. Gellner, Ernest. 1999. *Nationalismus. Kultur und Macht*. Berlin: Siedler.
49. Giesen, Bernhard. (Hg.). 1991. *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit 1*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
50. Giesen, Bernhard. 1993. *Die Intellektuellen und die Nation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
51. Guggenbühl, Christoph. 1998. *Biedermänner und Musterbürger im «Mutterland der Weltfreiheit»*. *Konzepte der Nation in der helvetischen Republik*. In: Altermatt 1998: 33-48.
52. Gugerli, David, 2002. »In magischem Glanze hoch empor«? *Wissenschaft, Technik und Nation 1883*. In: Kohler & von Moos 2002: 191-207.
53. Gut, Katrin. 1996. *Das vaterländische Schauspiel der Schweiz: Geschichte und Erscheinungsformen*. Freiburg, Schweiz: Universitätsverlag.
54. Gyáni, Gábor. 2000. *Emlékezés, emlékezet és a történelem elbeszélése [Erinnern, Gedächtnis und die geschichtliche Erzählung]*. Budapest: Napvilág.
55. Gsteiger, Manfred. 1980 [1974]. *Kindlers Literaturgeschichte der Gegenwart. Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Vlg.
56. Haller, Albrecht von. 1998. *Die Alpen und andere Gedichte*. Stuttgart: Reclam.
57. Hartmann, Wolfgang. 1976. *Der historische Festzug. Seine Entstehung und Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. München: Prestel.
58. Helbling, Barbara. 1994. *Eine Schweiz für die Schule. Nationale und kulturelle Vielfalt in den Schweizer Lesebüchern seit 1900*. Zürich: Chronos.
59. Hettling, Manfred & Nolte, Paul (Hg.). 1993. *Bürgerliche Feste*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.

60. Hettling, Manfred 1998. *Geschichtlichkeit. Zwerge auf den Schultern von Riesen*. In: Hettling: 1998: 91-133.
61. Hettling, Manfred et al. (Hg.).1998/2. *Eine kleine Geschichte der Schweiz. Der Bundesstaat und seine Traditionen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
62. Hettling, Manfred. 1998/3. *Die Schweiz als Erlebnis*. In: Altermatt 1998: 19-33.
63. Hettling, Manfred. 1999. *Politische Bürgerlichkeit. Der Bürger zwischen Individualität und Vergesellschaftung in Deutschland und der Schweiz von 1860 bis 1918*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.
64. Hobsbawm, Eric & Ranger, Terrence. 1983. *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
65. Hobsbawm, Eric. 1990. *Nations and Nationalism since 1780*. Cambridge: Cambridge University Press.
66. Hobsbawm, Eric 1991 [1990]. *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*. Frankfurt a. M.: Campus.
67. Iser, Wolfgang. 1991. *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
68. Jost, Hans Ulrich. 2002. *Landesausstellungen und nationale Selbstdarstellung heute*. In: Kohler 2002: 43-61.
69. Kaschuba, Wolfgang. 2001. *Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Vergleich*. In: Binder, Beate et al. (Hg.). *Inszenierung des Nationalen: Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien: Böhlau: 19-43.
70. Keller, Gottfried. 1861. *Am Mythenstein*. In: Böning, Thomas et al. (Hg.). 1985. *Gottfried Keller. Sämtliche Werke in 7 Bänden*. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag. Bd. 7: 164-192.
71. Keller, Gottfried. 1888. *Die zwei Tellenschüsse*. In: Böning, Thomas et al. (Hg.). 1985. *Gottfried Keller. Sämtliche Werke in 7 Bänden*. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag. Bd 1: 56.
72. Keller, Gottfried. 1854/55. *Der Grüne Heinrich*. In: Böning, Thomas et al. (Hg.). 1985. *Gottfried Keller. Sämtliche Werke in 7 Bänden*. Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag. Bd 3.
73. Kohler, Georg & von Moos, Stanislaus. (Hg.). 2002. *Expo-Syndrom? Materialien zur Landesausstellung 1883-2002*. Zürich: vdf Hochschulverlag.

74. Kohler, Georg. 2002./2. Expo.02 oder: *Das Experiment der Zéros. Wie man sich im 21. Jahrhundert als Willensnation bestätigt*. In: Kohler 2002: 61-79.
75. Kohn, Hans. 1978 [1956]. *Nationalism and Liberty. The Swiss Example*. Westport, Connecticut: Greenwood Press Publishers.
76. Krämer, Sybille & Stahlhut, Marco. 2001. *Das „Performative“ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie*. In: Fischer-Lichte, Erika & Wulf, Christoph (Hg.). *Paragrana* 2001/1., Band 10: 35-63.
77. Kreis, Georg. 1991. *Der Mythos von 1291: zur Entstehung des schweizerischen Nationalfeiertags*. Basel: Friedrich Reinhardt.
78. Kreis, Georg. 1991/2. *Helvetia - im Wandel der Zeiten. Die Geschichte einer nationalen Repräsentationsfigur*. Zürich: Verlag NZZ.
79. Kristeva, Julia. 1995 [1986]. *Women's Time*. In: Moi, Toril (Hg.). *The Kristeva Reader*. Oxford: Blackwell: 189-213.
80. Linsmayer, Charles. 1987. *Die Eigenschaft »schweizerisch« und die Literatur der deutschen Schweiz zwischen 1890 und 1914*. In: Capitani 1987: 403-426.
81. Littrow, Auguste von. 1990. *Schweizerreise 1846*. [Das Reisetagebuch von Auguste von Littrow]. Zürich: Berichtshaus.
82. Lengborn, Thorbjörn 1972. *Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz. Eine Studie zur Behandlung der Gesellschaftsproblematik bei Zollinger, Frisch, Dürrenmatt*. Frankfurt a. M.: Athenäum
83. Lüthi, Hans Jürg. 1981. *Max Frisch*. München: Francke.
84. Marchal, Guy P. & Mattioli, Aram. 1992. *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*. Zürich: Chronos.
85. Marchi, Otto. 1985 [1971]. *Schweizer Geschichte für Ketzer, oder die wundersame Entstehung der Eidgenossenschaft*. Zürich: Rotpunkt.
86. Marti, Kurt. 1966. *Die Schweiz und ihre Schriftsteller - Die Schriftsteller und ihre Schweiz*. Zürich: EVZ.
87. Mosse, George L. 1976. *Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich*. Berlin: Ullstein.
88. Mosse, George L. 1987 [1985]. *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. Reinbeck: Rowohlt.
89. Müller Nielaba, Daniel. 1997. „*Ei wie nett [...] und so rund abgeschlossen, punktum!*“ – *Metapher Schweiz: Eine traurige Trope? Zur Frage der Möglichkeit ihrer*

- Literaturgeschichte*. In: Schmidt-Dengler, Wendelin. (Hg.). 1997. *Probleme und Methoden der Literaturgeschichte in Österreich und in der Schweiz*. Wien: Praesens: 23-38.
90. Nairn, Tom. 1997. *Faces of Nationalism. Janus Revisited*. London/New York: Verso.
91. Nizon, Paul. 1990 [1970]. *Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
92. Nora, Pierre. 1990. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Berlin: Wagenbach.
93. Ong, Walter J. 1987 [1982]. *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
94. Petersen, Jürgen H. 1978. *Max Frisch*. Stuttgart :Metzler.
95. Renan, Ernest. 1995 [1882]. *Was ist eine Nation?* In: Ernest Renan. *Was ist eine Nation? Und andere politische Schriften*. Wien: Folio.
96. Ricoeur, Paul. 1988. *Zeit und Erzählung I*. München: Fink.
97. Ricoeur, Paul. 1991. *Die erste Aporie der Zeitlichkeit: die narrative Identität*. In: *Zeit und Erzählung III*. München: Fink: 392-400.
98. Ricoeur, Paul. 1996. *Das Selbst als ein Anderer*. München: Fink.
99. Ricoeur, Paul. 1998. *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern-Vergessen-Verzeihen*. Göttingen: Wallstein.
100. Rosenberger, Nicole. 2001. *Schreiben für die Republik. Schweizer Literaturgeschichten im Dienste nationaler und wissenschaftlicher Identitätsbildung um 1900*. In: Caduff 2001: 191-207.
101. Rüegg, Sonja. 1998. *„Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit“*. *Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken Graf Öderland, Stiller und achtung: die Schweiz und ihre zeitgenössische Kritik*. Zürich: Chronos.
102. Santschi, Catherine. 1991. *Schweizer Nationalfeste im Spiegel der Geschichte*. Zürich: Chronos.
103. Schmid, Karl. 1963. *Unbehagen im Kleinstaat.. Untersuchung über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jakob Burckhardt*. Zürich: Artemis.
104. Schütt, Julian. 1996. *Germanistik und Politik. Schweizer Literaturwissenschaft in der Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich: Chronos.
105. Smith, Anthony D. 1995. *Nations and Nationalism in a Global Era*. Cambridge: Polity Press.

106. Smith, Anthony D. 1998. *Nationalism and Modernism: a Critical Survey of Recent Theories of Nations and Nationalism*. London: Routledge.
107. Smith, Anthony D. 2000. *The Nation in History. Historiographical Debates about Ethnicity and Nationalism*. Hanover: UP of New England.
108. Stern, Martin. 1987. *Das historische Festspiel – Integration um den Preis scheinhafter Identität*. In: Capitani 1987: 309-335.
109. Uhlig, Claus. 1991. *Nationale Geschichtsschreibung und kulturelle Identität: Das Beispiel der englischen Renaissance*. In: Giesen 1991: 169-192.
110. Von Matt, Beatrice. 1986. *Schweizer Schriftsteller des 20. Jahrhunderts in der Auseinandersetzung mit ihrer Sprache. Die Hochsprache als Kunstsprache*. In: Löffler, Heinrich. (Hg.). *Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz*. Aarau: Sauerländer. 61-74.
111. Von Matt, Beatrice. 1992. „*Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich*“. *Max Frischs Auseinandersetzung mit der Schweiz*. In: Rüdiger, Görner. (Hg.). *Heimat im Wort: die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert*. München: iudicium: 140-154.
112. Von Matt, Peter. 2001. *Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz*. München: Hanser.
113. Weber, Max. 1980. *Ethnische Gemeinschaftsbeziehungen*. In: ders. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr, Studienausgabe (5. Aufl.): 234-244.
114. Wehler, Hans-Ulrich. 2001. *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*. München: Beck.
115. Weishaupt, Matthias. 1992. *Bauern, Hirten und »frume edle puren«. Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz*. Basel: Helbing & Lichtenhahn.
116. Welter, Barbara. (Hg.). 1998. *Die Erfindung der Schweiz. Bildentwürfe einer Nation, 1848-1998*. Zürich: Chronos.
117. White, Hayden. 1991. *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
118. White, Hayden. 1994. *Metahistory: Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M.: Fischer.
119. Zeltner-Neukomm, Gerda. 1984. *Vom Schwyzer Hüsli zur Arche Noah. Betrachtungen zu einem Kapitel Schweizer Literatur*. Akademie der Wissenschaften und der Literatur (Hg.). *Abhandlungen der Klasse der Literatur*. Jahrgang 1984, Nr.1. Stuttgart: Steiner Vlg.

Literatur zum Kapitel II.1.

Primärliteratur

Frisch, M. 1998. *Stiller*. In: Meyer, Hans (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*, Bd.3., S. 359-780

Sekundärliteratur

1. Assmann, J. 1997. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck
2. Bhabha, H.K. 2000. *DissemiNation: Zeit, narrative Geschichte und die Ränder der modernen Nation*. In: Bhabha, H. K. *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg: 207-255.
3. Bonnin, Gunther. 1971. *Stiller – Swiss Don Quichotte*. In: Jurgensen, Manfred. (Hg.). *Studies in Swiss Literature. Aufsätze zur Schweizer Literatur*. Queensland, Vol.2.:103-106.
4. Erhart, Walter. 1997. *Männlichkeit, Mythos, Gemeinschaft – Nachruf auf den Western-Helden*. In: Erhart, Walter & Herrmann, Britta (Hg.). *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Stuttgart: Metzler: 321-349.
5. Foucault, Michel. 1994. *Andere Räume*. In: Mer, Marc et al. (Hg.). *Translokation. Der ver-rückte Ort. Kunst zwischen Architektur*. Wien: Triton: 11-21.
6. Furrer, Markus. 1998. *Die Apotheose der Nation. Konkordanz und Konsens in den 1950er Jahren*. In: Altermatt, Urs et al. (Hg.). *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert*. Zürich: Chronos: 101-118.
7. Hettling, Manfred 1998. *Die Schweiz als Erlebnis*. In: Altermatt, Urs et al. (Hg.). *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert*. Zürich: Chronos:19-31.
8. Jurgensen, Manfred. 1976. *Max Frisch. Die Romane. Interpretationen*. Bern: Francke.
9. Koepke, Wulf. 1982. *Frisch's I'm not Stiller as a Parody of The Magic Mountain*. In: Probst, Gerhard F. & Bodine, Jay F. (Hg). *Perspectives on Max Frisch*. Kentucky: The University Press of Kentucky: 79-92.
10. Koepke, Wulf. 1989. *Max Frisch's Amerika: Between Dream and Reality*. In: Osterle, H.D. (Hg.). *Amerika! New Images in German Literature*. New York: Peter Lang:135-147.

11. Kristeva, Julia. *Women's Time*. In: Moi, Toril (Hg.) *The Kristeva Reader*. Oxford: Blackwell: 187-214.
12. Lubich, Frederick Alfred. 1992 [1990]. *Max Frisch: Stiller, Homo Faber und Mein Name sei Gantenbein*. München: Fink.
13. Mayer, Hans 1976. *Anmerkungen zu „Stiller“*. In: Beckermann, Thomas (Hg.). *Über Max Frisch I*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (Siebte Ausgabe): 24-42.
14. Mayer, Sigrud 1978. *Die Funktion der Amerikakomponente im Erzählwerk Max Frischs*. In: Knapp, Gerhard P. (Hg.). *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern: Peter Lang: 205-237.
15. Marti, Kurt. 1978. *Das Bildnis und die Schweiz*. In: Schmitz 1978: 269-270.
16. Matt, Peter von. 1991. *Der Zwiespalt der Wortmächtigen. Essays zur Literatur*. Zürich: Benziger.
17. Matt, Peter von. 2001. *Die Mythen des Mythenbekämpfers Max Frisch*. In: ders. *Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz*. München-Wien: Carl Hanser: 225-241.
18. Mosse, George L. 1987. *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
19. Müller-Salget, Klaus 1996. *Max Frisch*. Stuttgart: Reclam.
20. Nizon, Paul. 1990 [1970]. *Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
21. Petersen, Jürgen H. 1994. *Max Frisch: Stiller*. Frankfurt a. M.: Diesterweg.
22. Pickar, Gertrud B. 1978. „Kann man schreiben, ohne eine Rolle zu spielen?“ Zur Problematik des fingierten Erzählens in *Stiller*. In: Knapp G.P. (Hg.) *Max Frisch. Aspekte des Prosawerks*. Bern: Peter Lang: 77-103.
23. Pickar, Gertrud B. 1990. *Max Frisch's Stiller. The Personalisation of Space and the Role of Setting as Characterisation*. In: Mundt, Hannelore et al. (Hg.). *Horizonte*. Festschrift für Herbert Lehnert. Tübingen: Niemeyer: 262-282.
24. Poser, Therese. 1988. *Max Frisch: Stiller*. München: Oldenburg.
25. Ricoeur, Paul. 1991. *Die erste Aporie der Zeitlichkeit: die narrative Identität*. In: ders. *Zeit und Erzählung Bd.3. Die erzählte Zeit*. München: Wilhelm Fink Verlag: 392-400.
26. Ricoeur, Paul. 1996. *Das Selbst als ein Anderer*. München: Wilhelm Fink Verlag.
27. Rüegg, Sonja. 1998. „Ich hasse nicht die Schweiz, sondern die Verlogenheit. Das Schweiz-Bild in Max Frischs Werken „Graf Öderland“, „Stiller“ und „achtung: die Schweiz“ und ihre zeitgenössische Kritik. Zürich: Chronos.

28. Schmitz, Walter. (Hg). 1978. *Materialien zu Max Frisch »Stiller«*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
29. Schütz, Alfred 1972. *Der Fremde*. In: Brodersen, Arvid (Hg.). *Alfred Schütz. Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*. Der Haag: Nijhoff: 53-69.
30. Schütz, Alfred. 1972/2. *Der Heimkehrer*. In: Brodersen, Arvid (Hg.). *Alfred Schütz. Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*. Der Haag: Nijhoff: 70-84.
31. Stäuble, Eduard. 1971. *Max Frisch. Gesamtdarstellung seines Werkes*. St.Gallen: Erker: 163-174.
32. Weber Henking, Irene. 1999. *Differenzlektüren. Fremdes und Eigenes der deutschsprachigen Schweizer Literatur, gelesen im Vergleich von Original und Übersetzung*. München: iudicium.
33. Zeltner-Neukomm, Gerda. 1984. *Vom Schwyzer Hüsli zur Arche Noah*. In: Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Jahrgang 1984, Mainz.

Zitierte Rezensionen:

1. [anonym]. *Flucht vor sich selbst*. Der Spiegel v. 15.12.1954 In: Schmitz 1978: 418-421.
2. Böhme, Wolfgang. *Flucht vor sich selbst*. Zeitwende 1955. In: Schmitz 1978: 462-464.
3. Cases, Cesare. *Max Frischs »Stiller«*. 1955. In: Schmitz 1978: 466-469.
4. Dach, Charlotte von. *»Stiller«*. *Der neue Roman von Max Frisch*. Der Bund v. 24.12.1954. In: Schmitz 1978: 437-442.
5. Haerdter, Robert. *Mr. White und die Wahrheit*. Die Gegenwart 1954. In: Schmitz 1978: 443-446.
6. Koch, Thilo. *Auf den Spuren Dostojewskijs*. Die Zeit v. 2.12.1954. In: Schmitz 1978: 406-407.
7. Korn, Karl. *Ein Mann, der sich selbst sucht*. Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 16.11.1954. In: Schmitz 1978: 384-387.
8. Luft, Fridrich. *Gelesen – wiedergelesen*. Die Neue Zeitung. 21.11. 1954. In: Schmitz 1978: 399-401.
9. Rychner, Max. *»Stiller«*. *Zum neuen Roman von Max Frisch*. Die Tat v.27.11.1954. In: Schmitz 1978: 403-406.
10. Staiger, Emil. *»Stiller«*. *Zu dem neuen Roman von Max Frisch*. Neue Zürcher Zeitung v. 17.1.1954. In: Schmitz 1978: 391-395.
11. Stange, Claude R. *»Stiller«*. *Zu einem Buch von Max Frisch*. Basler Nachrichten v. 3.12. 1954. In: Schmitz 1978: 408-412.

12. Trümpy, Hans. *Schweizerisches*. Glarner Nachrichten v. 7.1.1956 und 9.1.1956. In: Schmitz 1978: 478-481.
13. Weber, Werner. *Der neue Roman von Max Frisch*. Schweizerische Rundfunkgesellschaft. Sendung v. 16.11.1954. In: Schmitz 1978: 387-390.

Literatur zum Kapitel II.2.

Primärliteratur:

1. Frisch, Max. 1998 [1970]. *Wilhelm Tell für die Schule*. In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band VI. Frankfurt a.M.: Suhrkamp: 405-471.
2. Keller, Gottfried. 1985. *Der Grüne Heinrich*. Zweite Fassung. In: Böning, Thomas et al. (Hg.). *Gottfried Keller. Sämtliche Werke in sieben Bänden*. Band 3. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
3. Schiller, Friedrich. 2000 [1969]. *Wilhelm Tell*. Anmerkungen von Josef Schmidt. Stuttgart: Reclam.

Sekundärliteratur:

1. Assmann, Aleida. 1999. *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer*. Köln-Weimar-Wien: Böhlau.
2. Bachtin, Michail. 1969. *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*, München: Hanser.
3. Baumgart, Reinhart. 1976. *Wilhelm Tell – ein ganz banaler Mörder*. In: Schmitz, Walter. (Hg.). *Über Max Frisch II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 372-374.
4. Berchthold, Alfred. 1973. *Wilhelm Tell im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Stunzi, Lilly. (Hg.). *Tell. Werden und Wandern eines Mythos*. Bern: Hallwag: 167-253.
5. Bloch, Peter André & Bussman, Rudolf. 1972. *Gespräch mit Max Frisch* In: Bloch, Peter André & Hubacher, Erwin. (Hg.). *Der Schriftsteller in unserer Zeit. Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft. Eine Dokumentation zur Sprache und Literatur der Gegenwart*. Bern: Francke: 17-35.
6. Burger, Hermann. 1971. *Du sollst Dir kein Bildnis machen – auch nicht von der Schweiz*. In: Aargauer Tagblatt. 25.9.1971.

7. Criblez, Lucien & Hofstetter, Rita. 1998. *Erziehung zur Nation. Nationale Gesinnsbildung* In: Altermatt, Urs. (Hg.). *Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jahrhundert.* Zürich: Chronos: 167-189.
8. Diezig, Jürg & Ott, Hans. 1982. *Tell im Bild. Verwendungsarten des Tell-Mythos* In: Mettler, Heinrich & Lippuner, Heinz. (Hg.). *Tell und die Schweiz - die Schweiz und Tell.* Zürich: paeda media: 175-188.
9. Flaschka, Horst. 1978. *Max Frischs »Wilhelm Tell für die Schule« als verfremdeter Klassiker.* In: Diskussion Deutsch. 9. 1978. H. 41: 263-273.
10. Frisch, Max. 1998 [1976]. *Ich schreibe für Leser. Antworten auf vorgestellte Fragen.* (1964). In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge.* Band V. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 323-335.
11. Frisch, Max. 1998/1. [1976]. *Schillerpreis - Rede.* (1965). In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge.* Band V. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 362-370.
12. Frisch, Max. 1998/2. [1976]. *Die Schweiz als Heimat? Rede zur Verleihung des Grossen Schillerpreises.* (1974) In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge.* Band VI. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 509-519.
13. Frühwald, Wolfgang & Schmitz, Walter. 1977. *Max Frisch, „Andorra“, „Wilhelm Tell“.* *Materialien, Kommentare.* München: Hanser.
14. Frye, Northrop. 1990. *Expanding World of Metaphor.* In: Denham, Robert D. (ed.). *Myth and Metaphor: Selected Essays, 1974-1988.* Charlottesville & London: UP of Virginia: 108-124.
15. Gehrig, Ariane & Schwarz, Alexander. 1992. *Tells Werte. Einführung in die Lektüre von Nationalhelden.* Bern: Lang.
16. Helbling, Barbara. 1994. *Eine Schweiz für die Schule. Nationale und kulturelle Vielfalt in den Schweizer Lesebüchern seit 1900.* Zürich: Chronos.
17. Jeziorkowski, Klaus. 1982. *Wilhelm Tell as Peter Jenny: On Frisch's Wilhelm Tell für die Schule.* In: Probst, Gerhard I. & Bodine, J. F. *Perspectives on Max Frisch.* Kentucky: UP Kentucky: 93-108.
18. Jurgensen, Manfred. 1971/72. *Die Entmythologisierung der Freiheit oder Die Umschulung des Geistes.* In: Schweizer Monatshefte. 51. 1971/72: 755-762.
19. Kaufmann, Hans A. 1993. *Nation und Nationalismus in Schillers Entwurf „Deutsche Grösse“ und im Schauspiel „Wilhelm Tell“: zu ihrer kulturpolitischen Funktionalisierung im frühen 20. Jahrhundert.* Frankfurt a. M.: Lang.

20. Kratzer, Walter. 1973. *Max Frisch, »Wilhelm Tell für die Schule«*. In: *Literatur und Kritik*. H. 76/77: 441-442.
21. Lippuner, Heinz & Mettler, Heinrich. 1980. *Schillers „Tell“ - für die Schule neu gesehen*. Düsseldorf: Schwann.
22. Lippuner, Heinz & Mettler, Heinrich. 1982. *‘Tell’ und die Schweiz - die Schweiz und ‘Tell’*. Ein Schulbeispiel für die Wirkkraft von Schillers *Wilhelm Tell*, ihre Voraussetzungen und Folgen. Zürich: paeda media.
23. Matt, Peter von. 2001 [1972]. *Literaturwissenschaft und Psychoanalyse*. Stuttgart: Reclam.
24. Mettler, Heinrich & Lippuner, Heinz. 1982. (Hg.). *Tell und die Schweiz - die Schweiz und Tell*. Zürich: paeda media.
25. Muschg, Adolf. 1976. *Über Max Frischs Wilhelm Tell für die Schule*. In: Schmitz, Walter. (Hg.). *Über Max Frisch II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 372-374.
26. Nigg, Erwin. 1982. *Wissenschaft und Parteilichkeit im Anmerkungsapparat von Frischs Wilhelm Tell für die Schule* In: Mettler, Heinrich & Lippuner, Heinz. (Hg.). *Tell und die Schweiz - die Schweiz und Tell*. Zürich: paeda media: 269-306.
27. Schröder, Jürgen. 1978. *Wilhelm Tell für die Schule als Max Frisch für die Schule*. In: Knapp, Gerhard P. (Hg.). *Max Frisch – Aspekte des Prosawerks*. Bern: Lang: 237-249.
28. Schuhmacher, Klaus. 1979. *Wilhelm Tell oder Happening und Ideologie*. In: ders. „*Weil es geschehen ist*“. *Untersuchungen zu Max Frischs Poetik der Geschichte*. Königstein: Hain: 81-111.
29. Stunzi, Lilly. 1973. *Tell. Werden und Wandern eines Mythos*. Bern, Stuttgart: Hallwag.
30. Utz, Peter. 1984. *Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Stillers „Wilhelm Tell“*. Hain-Hantein: Forum Academicum.
31. Utz, Peter. 1985. *Nachwort zu Johann Ludwig Am Bühl: Wilhelm Tell*. In: Gsteiger, Manfred & Utz, Peter. (Hg.). *Telldramen des 19. Jahrhunderts. Samuel Henzi: Grisler ou l’ambition punie. Johann Ludwig Am Bühl: Wilhelm Tell*. Bern- Stuttgart: Haupt: 189-207.
32. White, Hayden. 1994. *Metahistory: Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Frankfurt a. M.: Fischer.
33. White, Hayden. 1991. *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Stuttgart: Klett.
34. Züst, Albert. 1939. *Nachwort des Herausgebers und des Verlages*. In: ders. (Hg.). *Das Weisse Buch. Die älteste Chronik, die das Werden der Eidgenossenschaft erzählt im originalen Text und Übertragung*. Neu herausgegeben. Zürich: Albert Züst.

Zitierte Rezensionen:

35. Fehr, Karl. 1972. *Kein Wilhelm Tell für die Schule*. Publikation Nr.6.Juni 1972. München.
36. Helbling, Hanno. 1971. *In jedem Fall psychosomatisch*. In: Neue Zürcher Zeitung. 16. Juni 1971.
37. Hübner, Paul. 1971. *Frisch verhöhnt Tell-Mythos*. In: Rheinische Post. 9.10.1971.
38. J. 1972. *Wilhelm Tell für die Schule der Gesellschaft*. In: Schweizerische Lehrerzeitung. 6.1.1972. 23-25.
39. Knobel, Bruno. 1972. *«Subversive Agitation» nun auch im Schulbuch*. In: Nebenspalter. 3. Mai 1972.
40. Korn, Karl. 1971. *Frischs Tell*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 4.9.1971.
41. Muschg, Adolf. 1971. *Apfelschuss war nicht verlangt*. In: Der Spiegel. 9.8. 1971.
42. NZ. 1972. *Frischs «Tell für die Schule» nichts für Schüler*. In: Echo. Bern, April 1972.
43. Ramer, Ulrich. 1993. *Wilhelm Tell für die Schule*. In: ders. *Max Frisch. Rollen-Spiele. Literaturwissenschaftliches Lesebuch*. Frankfurt a. M.: Fischer. 253-259.
44. Schorno, Paul. 1971. *Angelhaken im Fleisch unserer Geschichte. Zu Max Frischs«Wilhelm Tell für die Schule»*. In: Basler Volksblatt, Nr. 267. 15.11.1971.
45. U.M. 1971. *Papierenes Attentat auf Wilhelm Tell. Max Frischs böse Anmerkungen zum 1. August*. In: Schaffhauser Nachrichten. 29. Juli 1971.
46. Vogt, Willi. 1971. *Der böse Tell und der friedfertige Landvogt. Max Frisch: Wilhelm Tell für die Schule*. In: Zürichsee-Zeitung. 12. November 1971.

Literatur zum Kapitel II.3.

Primärliteratur:

1. Frisch, Max. 1998 [1939]. *Blätter aus dem Brotsack*. In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 111-174.
2. Frisch, Max. 1998/2. [1973]. *Dienstbüchlein*. In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band VI. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 535-616.
3. Frisch, Max. 1992 [1989]. *Schweiz ohne Armee? Ein Palaver*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Sekundärliteratur:

1. Brändli, Sabina. 1997. *Von „schneidigen Offizieren“ und „Militärcrinolinen“: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preussischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts*. In: Frevert 1997: 201-228.
2. Frevert, Ute. 1996. *Nation, Krieg und Geschlecht im 19. Jahrhundert*. In: Hettling, Manfred & Nolte, Paul. *Nation und Gesellschaft in Deutschland: historische Essays*. München: Beck: 151-170.
3. Frevert, Ute. 1997. (Hg.). *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta.
4. Frevert, Ute. 2001. *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*. München: Beck.
5. Frisch, Max. 1998/3. [1958]. *Emigranten*. Rede zur Verleihung des Georg- Büchner-Preises 1958. In: Mayer, Hans. (Hg.). *Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge*. Band IV. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 229-244.
6. Gross, Helmut. 1983. *Max Frisch und der Frieden*. In: Arnold, Heinz Ludwig. (Hg.). *Text und Kritik*. Zeitschrift für Literatur. Heft 47/48: 74-87.
7. Jaeggi, Urs. 1983. *Die gesammelten Erfahrungen des Kanoniers Max Frisch*. In: Arnold, Heinz Ludwig. (Hg.). *Text und Kritik*. Zeitschrift für Literatur. Heft 47/48: Max Frisch: 69-73.
8. Jaun, Rudolf. 1997. *Vom Bürger-Militär zum Soldaten-Militär: Die Schweiz im 19. Jahrhundert*. In: Frevert 1997: 48-77.
9. Jurgensen, Manfred. 1972. *Blätter aus dem Brotsack*. In: ders. *Max Frisch. Die Romane*. Bern-München: Francke: 11-29.
10. Jurgensen, Manfred. 1979. *Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch*. Bern-München: Francke.
11. Kaiser, Joachim. 1976. *Max Frischs Kritik an einem Kanonier*. In: Schmitz, Walter. (Hg.). *Über Max Frisch II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp: 424-427.
12. Kreis, Georg. 1994. *Gefallenendenkmäler in kriegsverschontem Land. Zum politischen Totenkult der Schweiz*. In: Koselleck, Reinhart & Jeismann, Michael. (Hg.). *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*. München: Fink: 129-143.
13. Kurz, Hans Rudolf. 1985. *Die Geschichte der Schweizer Armee*. Frauenfeld: Huber.
14. Lachmann, Renate. 1990. *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

15. Mosse, George L. 1993 [1990]. *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*. Stuttgart: Klett-Cotta.
16. Schütz, Alfred. 1972/2. *Der Heimkehrer*. In: Brodersen, Arvid. (Hg.) *Alfred Schütz. Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*. Der Haag: Nijhoff: 70-84.
17. Tanner, Jakob. 1997. *Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945*. In: Frevert 1997: 314-341.

Zitierte Rezensionen:

1. Bächtold, Rudolf. 1989. *Ist Frisch etwa gar kein Armeegegner?* In: *Die Weltwoche* Nr. 25. 22. Juni 1989.
2. Beck, Marcel. 1974. *«Eine ähnliche Ausgangssituation...»*. In: *Badener Tagblatt*. 6. April 1974.
3. Beth, Hanno. 1979. *Uniform als Gewissen. Unsystematische Reflexionen über Max Frischs »Dienstbüchlein«*. In: *Frankfurter Hefte* 8/1979, Jg. 34: 48-54.
4. Bondy, François. 1974. *Max Frisch und sein Aktivdienst. Von den «Blättern aus dem Brotsack» zum «Dienstbüchlein»*. In: *Schweizer Monatshefte* 1974/4, Jg. 54: 689-690.
5. Kohlschütter, Andreas. 1974. *Helvetisches Malaise*. In: *Die Zeit* Nr. 15. 5. April 1974.
6. Leisi, Ernst. 1974. *Die Kunst der Insinuation. Bemerkungen zu Max Frischs «Dienstbüchlein»*. In: *NZZ*, 20. September 1974.
7. Meienberg, Niklaus. 1974. *Heute «wütend über seine blöde Geduld von damals»*. In: *Tages-Anzeiger*. 9. März. 1974.
8. Reich-Ranicki, Marcel. 1974. *Max Frischs „Dienstbüchlein“*. *Neue Erinnerungen an seine Militärzeit*. In: *FAZ*, 1. März 1974.
9. Schaub, Fritz. 1989. *Eine Schweiz ohne Armee kann sich Max Frisch nicht vorstellen. «Schweiz ohne Arme» – der neue Bestseller von Max Frisch*. In: *Luzerner Tagblatt*. 1. Juli 1989.
10. Schmidt, Aurel. 1974. *Die ‚Armee der Vaterlandsbesitzer‘. Max Frischs „Dienstbüchlein“ / Korrektur einer Fiktion*. In: *Frankfurter Rundschau*. 16. März 1974.

Literatur zum Kapitel III.

1. Bachtin, Michail. 1979. *Die Ästhetik des Wortes*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
2. Böhler, Michael, 1991. *Schweizer Literatur im Kontext deutscher Kultur unter dem Gesichtspunkt einer „Ästhetik der Differenz“*. In: *Text und Kontext Sonderheft, Bd.30*.

- „Deutsch – Eine Sprache? Wie viele Kulturen?“ Kopenhagen/München: Wilhelm Fink: 73-100.
3. Böhler, Michael, 1985. *Deutsche Literatur um kulturellen Spannungsfeld von Eigenem und Fremden in der Schweiz*. In: Wierlacher, Alois. (Hg.). *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. München: iudicium: 234-261.
 4. Caduff, Corina.(Hg.). 1997. *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich: Limmat.
 5. Dürrenmatt, Friedrich. 1988. *Persönliches über Sprache*. In: Görtz, Franz Josef (Hg.). *Dürrenmatt. Gesammelte Werke in sieben Bänden*. Zürich: Diogenes: 460-464.
 6. Müller Nielaba, Daniel. 1997. „*Ei wie nett [...] und so rund abgeschlossen, punktum!*“ – *Metapher Schweiz: Eine traurige Trope? Zur Frage der Möglichkeit ihrer Literaturgeschichtsschreibung*. In: Schmidt-Dengler, Wendelin. (Hg.). 1997. *Probleme und Methoden der Literaturgeschichtsschreibung in Österreich und in der Schweiz*. Wien: Praesens: 23-38.
 7. Rosenberger, Nicole. 2001. *Schreiben für die Republik. Schweizer Literaturgeschichten im Dienste nationaler und wissenschaftlicher Identitätsbildung um 1900*. In: Caduff 2001: 191-207.

Összefoglalás

A dolgozat a svájci nemzet mint „elbeszélés“, vagyis mint narratíván konstruált diskurzív formáció, és az „expliciten“ narratív irodalmi szövegek közötti viszony vizsgálatára vállalkozik. Három „nagy elbeszélés” retorikájának elemzése kerül ezáltal az értelmezés középpontjába: a modern nemzet, mint egységes és transzcendensen adott szociális kategória narrációja; az egységes én-identitás elbeszélése és a racionális narratív diskurzusban domináns narratív koherencia konstrukciója, mely a kronologikus elbeszélésmóddal, a lezárt értelemmel vagy az auktoriális narrátori pozícióval jellemezhető. (Ezek a nagy narratívák a 19. században alakultak ki és a huszadik század folyamán fokozatosan érvényüket veszítették.) Egyfelől tehát a svájci nemzet narrációja, képisége, strukturája, a nemzetkonstruáló stratégiák történeti fejlődése és médiumai képezik az elemzés tárgyát. A kutatás másfelől irodalmi hozadékú, ugyanis alapvető kérdésfelvetése a 20. századi irodalom egyik fontos funkciójára irányul: arra, hogy a szöveg nemzeti mítoszok hagyományozásának médiuma, de egyben a nemzet szimbolikus konstruáltságát is felfedi, a nemzeti „nagy elbeszélést” szubverzálja is a modernség narrációs stratégiáival. Az irodalmi és a nemzeti narratívák összefonódását tárgyaló dolgozat a kultúratudományi érdekeltségű irodalomelméleti irányzatok módszeréhez és fogalmaihoz is kíván kapcsolódni, hiszen az irodalmi szövegek interpretációs stratégiájaként alkalmazott kultúratudomány segítségével nem csak a szöveget, hanem a jelen kultúra sokpólusú identitásait is értelmezhetjük.

A munka aktuális nemzetelméleti belátásokhoz (*'nation and narration'*) csatlakozó első, elméleti része a nemzet, illetve az identitások narratív konstruáltságának feltárását végzi el (I.1.-I.5.). Benedict Anderson úttörő elmélete az újkori kommunikáció írásossá válásában, a nyomtatás elterjedésében látja a nemzeti identitás kialakulásának feltételét. A kommunikáció materializálódása, absztrakttá válása teszi ugyanis lehetővé egy absztrakt, tehát nem testi jelenléthez kötődő „képzelt közösség” létrejöttét. A nemzetet Anderson alapján kulturálisan produktumnak, imaginatív kategóriának (de nem „kitalált”, *ex-nihilo* konstrukciónak) tekinthetjük, melynek megszületését az európai írásbeliség gondolati struktúrái (absztrakció, linearitás, egyidejűség) és társadalmi következményei-feltételei (demokratizálódás, modernizáció) segítették. Ahhoz, hogy ezen folyamat stratégiai megközelíthetővé váljanak, Anderson gondolatait Jan és Aleida Assmann emlékezetelméleti belátásaival egészítettük ki. A nemzeti emlékezet újkori konstrukciós mechanizmusaihoz ezek alapján a kanonizációt, a kommunikatív emlékezet kulturálissá formálását, a tudományok (a nemzeti történelemírás és a nemzeti irodalomtudomány) autonómmá válását és az irodalom- illetve történelemtudomány

szakralizálását, mitizálódását sorolhatjuk. Félreismerhetetlen kettősséggel állunk tehát szemben: míg a nemzet kétségkívül „print community”-ként (Anderson) definiálható, addig alapvető nemzetképző és identitásformáló hatásúak azok a hangsúlyozottan nem írásos fórumok - nemzeti ünnepek, emlékművek, múzeumok -, melyek az absztrakt, írásosan rögzített és kanonizált tartalmak affektív megélésére, individuális megtapasztalására (a kommunikatív és kulturális emlékezet említett összefonódására) nyújtanak lehetőséget. (Erre példa Tell Vilmos történetének 19. századi recepciója Svájcban: ellentét, illetve „összhang” egyszerre van jelen a kritikai pozitivistá történettudomány eredményei és a Tell-mítosz fokozódó népszerűsége között.)

A (nemzeti) identitáskonstrukció és az irodalmi szöveg narratív stratégiáinak összevetésének további elméleti, metodológiai kiindulópontja Paul Ricoeur hármas mimézis- illetve narratív identitás-elmélete. Ricoeur szerint az expliciten narratív szövegek a *mimesis I, II* és *III* körforgásában térnek vissza az élet világába, ahol egyéni és kollektív identitások forrásává válnak. A narratív identitás (így a nemzeté is) az önmagunk által produkált történetek recepciójaként, a korábbi történetek későbbi elbeszélések által történő rektifikációjaként, valójában jelentések állandó konstrukciójának és szubverziójának lezáratlan folyamataként határozható meg.

A modern nemzet, mely az újkori „káosz”-ra a rend és a homogén identitás válaszát adta és ezzel mind a politikát mind az irodalomtudomány határait meghatározta, a világháborúk és a médiumokban bekövetkezett áttörés következtében elveszítette domináns, kultúrát meghatározó, kollektív identitásképző funkcióját. (Ha a nemzetet diskurzív formációnak tekintjük, azon narratív kísérletek egyikének, melyek természetes vágyunk szerint a világ egységes magértelemmel való szimbolizálására törekszenek, akkor felfedezhetjük a nemzeti identitás ezen „válsága” mögött a minden nyelvi konstrukcióra jellemző konstatív-performatív dinamikát, az egyszólamúság és a heterogenitás állandó mozgását. A nemzet így Homi K. Bhabha *disszemiNáció*-elméletére alapozva is vizsgálható, amely a nyelv természetének e jellegzetességeit a nemzet narrációjára és a nemzeti közösség szubjektumára is vonatkoztatta.). Az említett nemzet- emlékezet- és médiaelméleti belátások háttérben is kétségkívül a „másodlagos szóbeliség” (Walter Ong) mediális váltása áll, vagyis a digitális médiumok hatása a gondolkodásmódra, az identitások kialakulására. A „figyelemfelkeltés kulturájában” (Aleida Assmann) egyértelmű hangsúlyeltolódást tapasztalhatunk a referencialitás „zárt”, egyértelmű alakzatai felől a performativitás „nyitott”, többértelmű formációinak irányába. A performativitás (mint a társadalmi valóság és a szubjektumok nyelvi és nem-nyelvi aktusokkal zajló konstrukciója) ma a nemzeti identitás

alapvető móduszának tekinthető, amit a már vizsgált nemzetalkotó stratégiák és médiumok funkcióinak átalakulásával is szemléltet a dolgozat (I.5.).

A nemzetelméleti első rész középpontjában egy esettanulmány áll: a svájci nemzet konstrukciójának, ennek retorikai stratégiáinak és médiumainak feltérképezése (I.4.). Az „akarati nemzet”-ként (*Willensnation*) kanonizált Svájc azért is bizonyult különösen alkalmasnak e célra, mert az egységes nemzeti nyelv hiánya miatt a svájci nemzeti identitást „nyíltan retorikus” képződménynek tekinthetjük. A mediális diglosszia – a hivatalos, írott német (*Hochdeutsch*) és a köznapi, beszélt svájci nyelvjárás (*Schwyzerdütsch*) egymás mellettsége – és a többnyelvűség miatt Svájcban nem érvényesülhetett egy olyan apriorisztikus, esszencialista nemzetfogalom, mint más, látszólag természetesen homogén „nyelvi nemzeteknél”, ugyanakkor itt is működtek speciális, szubsztancialista identitáskonstruáló stratégiák. A nyelvi sokféleség magyarázhatja azt is, hogy a nemzet inszenírozásának nem-írásos médiumai – a nemzeti ünnepek, népi színjátékok, „svájci utazások” (*Schweizerreise*), íjászversenyek, az nemzeti kiállítások és versenyek (*Landesausstellung*) – itt különösen nagy relevanciával bírtak (I.4.b.). (Manfred Hettling szerint azzal is indokolható a nemzet affektív megtapasztalási médiumainak hatékonysága, hogy a svájci nemzetállam születését nem előzte meg olyan nemzeti egységesítő háború vagy szabadságharc, melynek hősi halottjai vagy vezéregyéniségei a kollektívummal való érzelmi azonosulást segíthették volna.)

Az újkori svájci történetírás nemzeti identitásteremtő, retorikai stratégiáit Johannes Dierauer, Wilhelm Oechslí és Karl Dändliker szövegeiben vizsgálja az I.4.a. fejezet. Legjellemzőbbek közülük az emancipatorikus, evolucionista időfelfogás, az „aktív felejtés”, vagy a történelem metonimikus értelmezése, politikai/államtörténetre redukálása. Az említett szerzők a modern nemzetállam (kívánt) jellegzetességeit a svájci középkorban helyezik el – központi fogalom a „polgári parasztállam”. Naturalizálják a közösséget, vagyis kauzális viszonyba állítják a földrajzi környezetet (Alpok) és az ott élő kollektívum történelmét, tulajdonságait. A történelem így végeredményben a hiányzó nemzeti nyelvhez hasonló integratív funkciót tölthetett be. (Hasonló módon tulajdonítottak a svájci „nemzeti” irodalomnak is addicionális, egyéni jegyeket az újkori irodalomtörténészek, melyeket a politikum következményeinek, például egy „hagyományosan” svájci republikanizmus szükségszerű esztétikai manifesztációinak tartottak.) Bár a kritikai pozitívizmus iskolája száműzte a tudományos történetírásból a „mítoszként” leleplezett tartalmakat (pl. a Tell Vilmos történet hitelességét kétségbe vonták), ezek egyfelől tovább hatottak a már felsorolt

populáris, multimedialis fórumokon, másfelől továbbra is érintetlen és hatékony maradt a természettel legitimált, a középkorra visszavezetett „paraszti állam” ideológiája.

A másik 19. századi tudományos és nemzeti „projekt” (Jürgen Fohrmann) az irodalomtörténet-írás, a narratív identitás konstrukciójának egy tipikus médiuma (I.4.c.). Fohrmann szerint a nemzeti irodalom története entelechikus szerkezetű, ugyanis egy absztrakt centrum kibontakoztatására, egy jelölt-nek tekinthető kollektív szubjektum (vagyis a nemzet) jelölésére vállalkozik. Az irodalmi szövegek szintjén azonban nem ritkán előfordul az is, hogy a nemzet nem jelöltként, hanem csupán folyamatosan el-elcsúszó jelölők egyikeként jelenik meg – Michael Böhler ebben az értelemben beszél a svájci irodalom „projektjének” zátonyra futásáról (mely „projektet” ráadásul a politikai és nyelvi belső határok közötti különbség is sajátossá tesz).

Peter Bichsel szerint Max Frisch szövegeiben vált Svájc először irodalmi, nyelvi témává. Halála, melyet többen irodalmi cezúraként értelmeztek, a svájci közélet azon szakaszával korrelált, melyet a helvét „identitásválság” körül folyó heves vitákkal jellemezhetünk (az önazonosság problematikája a semlegesség, vagyis a II. világháborús magatartás illetve európai uniós csatlakozás kérdései kapcsán merült fel). A Frisch-recepció és kanonizáció arról tanúskodik, hogy a politikai és irodalmi diskurzusok összefonódása Frisch oeuvre-jenek kedvelt interpretációs faktora, bár eddig elsősorban tematikus, irodalomszociológiai érdekeltségű munkák alapjául szolgált. A nemzet-narráció vizsgálata egy svájci író szövegeiben pedig különösen alkalmas a bemutatott kultúratudományi kérdésfeltevésre, hiszen a svájci nemzet, mint említettük, nyíltan retorikus képződménynek, Frisch pedig szempontunkból paradigmaticus („nemzeti”) szerzőnek tekinthető. Műveinek újraolvasása (II.1.-II.3.) a szövegek narratív eljárásai és a nemzeti értelemkonstrukció stratégiáinak viszonyát tárja fel, egy-egy specifikus kérdéshorizontból: A *Stiller* (1954) esetében a nemzeti és az egyéni identitás analóg struktúrajegyei értelmezendők, a *Wilhelm Tell für die Schule*-ban (1970) pedig a nemzeti mítosz identitásteremtő stratégiái; a *Dienstbüchlein* (1973) érdekessége, hogy a katonaságot, a svájci nemzet narrációjának egy legendás hírű pontját teszi meg központi témájává..

A *Stiller* című regényben az elbeszélő, a figura (Stiller/White) és a (svájci illetve az amerikai) nemzeti identitások szövegei közötti összefüggést, ezek szubsztanciális és narratív – *ipse*- vagy *idem*-identitásként való (Ricoeur) - elbeszélési módjait elemezzük (II.1.). A vizsgált identitások ráadásul a társadalmi nem (*Geschlecht*) konstrukciós stratégiáival és a stilleri élettörténet (puszta helyszínnél jóval összetettebb funkciójú, „emlékezeti”) helyeivel is összefüggenek: a szövegben a nemi szerepek és a helyek is nemzetileg meghatározott,

egymást értelmező, identitásteremtő „médiumpok”. A White identitásának alapjául szolgáló western-történetekben például a férfiasság és az amerikai nemzet alapításának tapasztalata fonódik össze: White-ot egy olyan érzéki és erőszakos férfiasság jellemzi ezekben a történetekben, mely összhangban áll az amerikai nemzeti mítosszal – a (stilleri és svájci) múlttól szabad *self-made man* toposzával. Ez viszont ellentét képez azzal, ahogy Stiller és Julika nem tudnak megfelelni az előírt nemi szerepeknek, mint ahogy White elbeszélésében Svájc (mintegy az Egyesült Államok ellenpólusaként) pusztán a múltból él, nincs története a jelenben. Bohnenblust, az ügyvéd figurája a nemzeti és az én-identitás szubsztanciális konstrukciójának karikatúrájaként olvasható. Szövegeiben tetten érhetők a nemzet ideologikus transzcendálásának, az én egységes és állandó kategóriaként való tételezésének stratégiái. A Bohnenblust-szövegek a nemzeti identitás domináns narratívái a szövegben, mely identitás a figurával metaforikus, magyarázó viszonyban áll. Frisch szövege tehát azt mutatja fel, hogy a modern individuum nyelvi és identitásválsága egy másik 19. századi nagy elbeszélés törékenységét is felismerteti: a nemzeti koherenciáét.

A nemzeti identitás - első fejezetben bemutatott - retorikai stratégiáit Friedrich Schiller *Tell Vilmos* című drámájában s ennek 19. századi recepciójában is felfedezhetjük. Az 1804-es szöveg Frisch *Wilhelm Tell für die Schule* –jának legfontosabb pretextusa, s a sikeres nemzeti identitáskonstrukció paradigmatisztikus történeteként olvasható (II.2.). Ezen – a Frisch-szövegben ironikus imitációval parodizált - konstrukciós mechanizmusok közé sorolhatjuk a közösség szakralizáció és naturalizáció általi homogenizálását, az ősökkel való kontinuitás hangsúlyozását, és a másodlagos, nemzeti érdekek elsődlegessé, egyénivé válását. A szubsztancialista identitás-konstrukció szubverzálásának és a Tell-mítosz demontírozásának fő eszközei Frisch szövegében a fokalizációs váltás (a címmel ellentétben a helytartó történetét olvashatjuk), a kontinuitás és fakticitás (történettudományból ismert) retorikájának paródiája (a szöveg lábjegyzeteiben), valamint a nemzeti alapítómítosz románcként és szatíráként történő elbeszélési módjainak ütköztetése.

A *Dienstbüchlein* című szöveget két másik, vele nem csak tematikusan összefüggő Frisch-mű (*Blätter aus dem Brotsack, Schweiz ohne Armee?*) kontextusában olvasom (II.3.). Mindhárom szöveg középpontjában a nemzet-narráció egyik fontos megnyilvánulási terepe áll: a hadsereg mint a „nemzet és a férfiasság iskolája”. A svájci hadseregről ráadásul ugyanaz mondható el, mint a svájci nemzetről: diskurzív megalapozottságát szükségszerűen felfedi bizonyos konstrukciós jegyek hiánya (az „akarati” nemzet esetében a nyelvi homogenitást, a „semleges” hadseregében pedig a háborús bevetést sorolhatjuk ide). A *Dienstbüchlein* narrátora retrospektívan és párhuzamosan beszél el a nemzeti és az egyéni múltat, olyan

eseményeket is integrálván a kollektív vagy az egyéni (élet)történetbe, melyeket egykor (szintén identitásteremtő céllal) elfelejtettek. A szöveg egyúttal az emlékezés koncepcióját, a naplót mint emlékezési műfajt is átértelmezi (részben parodizálja), s az egyéni és az ezt meghatározó nemzeti múlt újraelbeszélésének szükségességét emeli ki. A nemzet (a nyelvi heterogenitás) tapasztalata a szövegben a nyelv referenciális funkciójának megkérdőjelezéséhez vezet, s maga a nemzetről való beszéd is (a nyelvhez hasonlóan) ambivalenssé válik: performatív és konstatív diszkurzusokra hasad fel. A szöveg így egymásra vonatkoztatja a nyelvet, a hadsereget és a nemzetet: megtapasztalásuk egymás „ürességét” erősíti meg, tudatos újraértésükhöz vezet.

A *Dienstbüchlein* polifón (a németet és az olaszt, illetve az írott és a svájci németet keverő) részeinek elemzése már a dolgozat záró fejezetében (III.) felvázolt kutatási irány felé mutat. A posztkoloniális irodalom alapkoncepcióját, a hibriditást általános nyelvi és kulturális létmódként értelmező differencia-esztétika (Michael Böhler) olyan (svájci) irodalmi szövegekre koncentrál, melyekben a nyelvi polifónia nem pusztán illusztratív funkciójú, hanem a narratív diskurzus fontos, többletjelentést hordozó alkotóeleme. A megközelítésmód távlati perspektívát jelent a jelenlegi kutatás szempontjából, hiszen elméleti háttérrel biztosít a nemzet (Svájc, mint kulturális értelemképzési kontextus) és az irodalmi szövegek viszonyának vizsgálatához, mégpedig úgy, hogy a nemzetet nem szubsztanciális („nemzeti irodalomban” manifesztálódó) kategóriaként, hanem performatívan konstruált, nyelvi képződményként értelmezi.

Abstract

The present thesis discusses the relationship between the Swiss nation as a discursive formation/narrative construct and the “explicitly” narrative literary texts. This includes the interpretation of three “grand narratives” and their rhetoric: the narration of the modern European nation as a homogeneous and transcendently given social category; the narrative construction of the identical self; and the one of the narrative coherence, which manifests itself in a chronological mode of narration, the auctorial narrator or in a monadic structure. (These narratives emerged during the 19th century and lost their validity and dominance in the 20th century.) The prime objective of the thesis is, on the one hand, to examine the narration of the Swiss nation, which can be described in terms of its structure, images, constructing strategies and their historical development and media. On the other hand, I also aim to highlight an important function of the Twentieth-century literature: that is, conveying national myths as well as their subversion by exposing their symbolic construction by means of the narrative strategies of Modernity.

The first, theoretical chapter of the dissertation intends to provide an overview of the construction of national and narrative identities, as well as of recent theories about “nation and narration” (I.1.-I.5.). Benedict Anderson considers literacy, written communication in modern Europe the precondition of the rise of nations and nationalism. The materialisation and the abstraction of communication make the emergence of an abstract and imaginative community possible. On the basis of Anderson’s theory one can define the nation as a cultural product, an imaginative category, the development of which was supported by the effects of European literacy on the structure of thought (abstraction, linearity, simultaneity) and on social structures (modernisation, democratisation). So as to discuss the different strategies of this process, I completed Anderson’s insights with Jan and Aleida Assmann’s theories of collective memory. Starting from their results one can specify the most relevant constructive strategies of national memory: the canonization, the transformation of communicative memory into cultural, the development of the sciences (of literature and history) into autonomous disciplines (*Verwissenschaftlichung*) and the sacralisation of history and literature (and their myths). Thus, we can point out a relevant dichotomy: the nation can be defined as a “print community” (Anderson), but the formation of national identity is also subject to non-written media like national feasts, monuments, museums, where the abstract and canonised contents fixed in writing are experienced affectively and individually (and the communicative and cultural memories can be united, as mentioned above). A typical example

of this phenomenon is the reception of Wilhelm Tell's story in the 19. century: the discrepancy between the results of the critical positivism in the history and the increasing popularity of his legend.

The theoretical or methodological basis for comparing and interpreting narrative strategies in literary texts and in the construction of national identity can also be described in terms of Paul Ricoeur's theory of threefold mimesis and of narrative identity. According to Ricoeur, literary texts circulate in *mimesis I, II* and *III*, that is, they return to life by constructing narrative identities of individuals and collectives. The narrative identity (also that of the nation) can therefore be defined as an identity formed by the reception of narratives which were produced by the given collective or individual, as well as by the rectification of former stories by later ones – in an endless process of construction and subversion of meanings.

The modern nation, which provided order and homogeneous identity as an answer to the „chaos“ of Modernity and came to define both politics and literature, lost its dominant cultural function after the world wars, as a result of changes in the media. (If we regard the nation as a discursive formation, as one of the narrative attempts to “symbolise” the world with a certain meaning, we can recognise behind this “crisis” of national identity the dynamics of constative and performative discourses, which characterises all linguistic constructions. The nation can therefore also be interpreted according to Homi K. Bhabha's theory of the *dissemiNation*, which examines the features of language with reference to the narration and the subject of the nation.) The changes in the dominant media – the emergence of “secondary orality” (Walter Ong), the spread of digital technologies and their influence on patterns of thought and identities – are also in the background of the theories of nation and nationalism or of collective memory which were mentioned above. In the “culture of attention” (Aleida Assmann) the “closed”, unambiguous forms of referentiality are less important than the “open” formations of performativity having various meanings. Performativity (the construction of social reality and subjects by linguistic and non-linguistic acts) can be regarded as an essential constructional mode of national identities today, which is demonstrated by the functional changes of the examined media and strategies of nationalisation in the 20th century (I.5.).

The theoretical part of the thesis focuses upon a case-study: the rhetorical strategies and the media of constructing the Swiss nation (I.4.). Switzerland became canonised as a “voluntary nation” (*Willensnation*), and is therefore especially suitable for this purpose: due to the lack of a standard national language the Swiss national identity can be looked upon as an

explicitly rhetorical formation. Medial diglossia – the coexistence of the official, written German (*Hochdeutsch*) and the colloquial, spoken dialect (*Schwyzerdütsch*) – and multilingualism can explain why the essentialist, aprioristic concept of the nation did not work in Switzerland as it was the case in other “language nations” (*Sprachnation*) which seem to be “naturally” homogenous. (However, some substantial strategies of identity construction did work in the narration of the Swiss nation as well.) Linguistic diversity is also the reason for the relevance of non-written media in the construction of the Swiss nation: national feasts, popular plays (*Festspiel*), the Swiss journey (*Schweizerreise*), archery competitions (*Schützenfest*) and national exhibitions (*Landesausstellung*) (I.4.b.). (Manfred Hettling explains the importance of these media with the fact that the Swiss nation was formed without a national war of independence, which would have provided charismatic leaders or war dead, that is, opportunities for emotional identification with the collective.)

The rhetoric strategies, the figures of constructing national identity in nineteenth-century history writing are examined on the basis of the works of Johannes Dierauer, Wilhelm Oechsli and Karl Dändliker (I.4.a.). One of the most typical strategies are the evolutionary, emancipatorical ways of thinking about time, the operation with “active forgetting” or the metonymic interpretation of history, its reduction to political or state history. The historians mentioned above locate the (desired) features of the modern nation-state of their time in the Swiss Middle Age (a central concept being that of the “civil peasant state”) and naturalise it: they establish a causal relationship between the geographic environment (the Alps) and the history or traits of the collective, of its inhabitants. History could therefore fulfil the integrative function of a standard national language (which was missing in Switzerland). (Similarly, some additional, specific features were attached to Swiss “national literature” which were regarded as consequences of politics, as necessary aesthetic manifestations of a „traditionally” Swiss republicanism.) Although the school of critical positivism banished all „legends” or „myths” (like the story of Wilhelm Tell) from historical science since their authenticity could not have been proved, they still kept on flourishing in the popular, non-written media mentioned above. The ideology of the “peasant-state”, legitimised by nature and traced back to the Middle Ages, also remained effective.

Another national and scientific „project” (Jürgen Fohrmann) of the 19th century, as well as a typical medium of constructing narrative identity, is writing literary history (I.4.c.). Its structure, according to Fohrmann, is entelechical: it seeks to evolve an abstract centre, to signify a signified (a collective subject, the nation). However, on the level of literary texts the nation commonly appears not as a signified but as one of the signifiers constantly changing

their meanings: Michael Böhler stated in this sense the „crisis” of the project of a Swiss „national” literature (which is also due to the discrepancy between the political and linguistic borderlines in Swiss culture).

The reception and canonisation of Max Frisch’s works proves that the interdependence of political and literary discourses is a popular aspect of interpreting his texts, although it was generally accentuated in thematic or sociologically oriented analysis. Examining the narration of the Swiss nation in his texts is, however, especially suitable for the cultural theoretical project described above: on the one hand, because of the explicitly rhetoric nature of the Swiss nation, on the other hand, because Frisch was canonised as a “national” author of Switzerland, whose death (which correlated with the beginning of official discussions about the questioning of Swiss neutrality) was commonly interpreted as a literary caesura. My rereading of his works (II.1.-II.3.) focuses upon different aspects of the relationship between the narrative strategies in literary texts and the strategies of constructing national meanings. In the novel *Stiller* (1954) I focus on the structural analogy of the national and individual identities, in case of *Wilhelm Tell für die Schule* (1970) on the strategies of identity-construction in national myths, and in *Dienstbüchlein* (1973) on the military as a core medium of the nationalisation.

In the chapter on *Stiller* (II.1.), I consider the connection of the identities of the narrator, the figure (Stiller/White) and the (Swiss and North-American) national identities, as well as the substantial and narrative modes of their construction; that is, their narration as *ipse* or *idem*-identity (Ricoeur). These identities are also interrelated with the rhetorical strategies of constructing gender-identities and with those settings or spaces of Stiller’s life-story, which form the basis of his identity and construct his memory. Thus, both gender identities and spaces can be regarded as correlative media, which establish identity and are defined by the nation in the text. In the western-stories, the dominant narratives of White’s identity, the experience of masculinity and the foundation of the American nation are closely bound together. White’s violent and sensual masculinity, his personality corresponds to the (North-American) national myth of the self-made man free from his (Swiss) past (as Stiller). It also forms a counterpart to the Swiss nation living only from its history and lacking a present identity, or to Stiller and Julika, who cannot fulfil their (socially fixed) gender roles. The figure of Bohnenblust, Stiller solicitor can be interpreted as a caricature of the substantial construction of national and personal identities. The strategies of ideologically transcending the nation and the self as homogeneous and invariant categories can be discovered in his texts. The speeches of Bohnenblust function as the dominant narratives of national identity in the

text, and this national identity explains metaphorically the one of the figure. Therefore, behind the linguistic and identity „crisis” of the modern individual, Frisch’s novel exposes the ambiguity of another grand narrative of the 19th century: that of national coherence.

The rhetoric of national identity-construction mentioned in chapter I. can be thoroughly investigated in Friedrich Schiller’s play *Wilhelm Tell* (1804) and its reception in the 19th century. Schiller’s drama is the most relevant pretext of Frisch’s *Wilhelm Tell für die Schule* and can be read as a paradigmatic story of the successful construction and foundation of a nation (II.2.). Some of these constitutive strategies of national identity (which are parodied and ironically imitated in Frisch’s text) are the homogenisation of the collective through its naturalisation and sacralisation, the rhetoric of continuity with the forefathers and the secondary, primary concerns becoming individual ones. Frisch’s text subverts the substantial identity construction and demounts the myth of Tell by changing the focalisation (in contrary to the title, the story of Gessler is told), by parodying the rhetoric of continuity and facticity (of the scientific discourse of national history-writing) in the footnotes and by confronting two different ways of narrating the foundational myth of the nation as a romance and as a satire.

Chapter II.3. undertakes to interpret *Dienstbüchlein* in relation to some thematically similar Frisch texts (*Blätter aus dem Brotsack*, *Schweiz ohne Armee?*). All three texts highlight the military as a relevant field of the narration of the nation, as the “school” of masculinity and of the nation. In addition to this, the Swiss army, just like the Swiss nation, is characterised by the lack of certain constructive features (in case of the nation it was the standard national language, in case of the “neutral” army its employment in wars), which exposes its discursive foundation, its rhetoric character. The narrator of *Dienstbüchlein* tells the parallel stories of national and individual past retrospectively and integrates events into the (life-) story of the nation or the individual, which had been forgotten once (also for the purpose of identity construction). Furthermore, the text reinterprets (and partly parodies) the concepts of memory and recollection, as well as their genre, the diary, and stresses the necessity of retelling the national and the individual past, too. The experience of the nation (the linguistic heterogeneity) leads to questioning the referential function of language – also, the speech about the nation becomes ambiguous (just like language itself): it splits into performative and constative discourses. Language, the military and the nation correlate with each other in the text: they strengthen one another’s “emptiness” and support their reflexive reinterpretation.

The last part of the thesis (III.) addresses the theoretical background of a way of research which was already referred to in the analysis of polyphonic parts of *Dienstbüchlein*. Michael Böhler, in his concept of an “aesthetics of difference”, interprets a basic notion of postcolonial literature, hybridity, as a general linguistic and cultural mode of existence and calls for the analysis of (Swiss) literary texts, in which linguistic polyphony has not merely an illustrative function, but also significance in the narrative structure. This theory can be regarded as an adequate perspective to the present method of approaching the relation of literary texts and the discourse of the nation, since it considers the nation not a substantial, given category (manifesting itself in a “national literature”), but a linguistic formation, a performative construct.